Die

Auferſtehung

der

Bettelmönche.

gedrukt in Mteran
1782.

Satis triumphat veritas, si apud paucos bonosque accepta, nec indoles ejus est placere multis.

LIPS.

Vorrede.

Auch die heiligſte und ehrwürdigſte Dinge, ſind von je her dem Schikſale unterworfen geweſen, daß ſie von gewiſſen Leuten, welche entweder ihre Würde nicht einzuſehen vermögend waren, oder von ihrem Glanze geblendet wur-

den, oder endlich auch aus bloſſer Tadelſucht, angegriffen und verächtlich zu machen geſucht worden. Hauptſächlich iſt die Religion nicht davon verſchont geblieben. Ein ganzer Schwarm von Freydenkern, oder vielmehr Nichtdenkern, hat das ganze Gebäude derſelben zu erſchüttern geſucht, und da ihre Kräfte dazu zu ſchwach waren, ſo haben ſie ſich an einzelne, aus heiligen Abſichten eingeführte Gebräuche und Gewohnheiten gemacht, und ſolche für ſchädlich, unnüze oder lächerlich ausgeſchrieen.

So

So ist es auch den von heiligen Männern eingeführten und gestifteten Mönchsorden überhaupt gegangen; aber insonderheit haben die Mendikantenorden, vielfältige Angriffe erfahren müssen. Noch nie aber ist es so weit gekommen, wie zu unsern Zeiten, da man nicht mehr damit zufrieden ist, ein oder andre besondre Dinge an ihren Orden zu tadeln, sondern das ganze Institut verwirft, die Ordensbrüder ohne Ausnahme, für unnüze und schädliche Mitglieder der menschlichen

Gesell-

Gesellschaft ausschreyt, und unter allerhand Vorspieglungen auf nichts weniger, als die gänzliche Aufhebung ihrer Gesellschaften andringt.

Noch neuerlich sind verschiedne solche Schriften erschienen, in welchen, wo nicht auf die gänzliche Aufhebung der Mendikanten-Orden, doch wenigstens auf eine solche Reformation derselben angetragen wird, welche von selbst ihre ganze Verfassung über einen Haufen werfen müsste. Es ist oft zum Lachen, was für Projekte

in

in Ansehung derselben entworfen werden.

Ein ungenennter Schriftsteller hat erst kürzlich den armen Mendikanten ihr Grab eröfnet. Man mus bekennen, daß er noch unter die gemässigtern Feinde der Mendikanten gehört, aber doch bezeugt er einen auffallenden Widerwillen gegen dieses heilige Institut. Er führt viele Gründe an, seine Meinung zu behaupten, sie sind aber theils falsch, theils sind sie am unrechten Orte angebracht, und überhaupt scheint der Verfas-

ser nicht genug von der innern Verfassung der Mendikanten-Orden unterrichtet zu seyn.

Wenn doch wirklich die Mendikanten so unnüze Leute, wenn sie der Staatsverfassung so schädlich wären; so ist doch wohl nicht zu begreifen, wie so viele Kirchen-Versammlungen, so viele erleuchtete Päbste, ihr Institut haben billigen, wie so viele grosse Monarchen sie so lange haben dulten können!

Es ist ein Glük für sie, daß ihre Zerstörung nicht von der Willkür einzelner Projektmacher abhangt,

hangt, und eben daher sollten sich diese Herren auch ruhig verhalten, und so ja die Mendikanten-Orden eine Verbesserung nöthig hätten, solche den höchsten Häuptern der Christenheit überlassen, ohne mit ihren voreiligen Projekten, die Gemüther wider eines der heiligsten und nüzlichsten Institute, einzunehmen zu suchen.

Daß die Mendikanten-Orden unzähligen Nuzen gebracht haben, und noch bringen, ist gewis, und schmeichle ich mir solches in gegenwärtigen Bogen ganz klar darzu-

thun; Daß sich bey einem so viele Jahrhunderte fortdaurenden Institute, nach und nach einige Unordnungen und Misbräuche haben einschleichen können, ist ebenfalls gewis. Ist es aber billig, um der leztern willen, die vielleicht mit geringer Mühe abgestellt werden könten, das ganze Institut zu tadeln, zu verwerfen, zu verachten?

Die einmal erklärten Feinde, aller Mönchsorden, und insbesondere der Mendikanten, werden sich durch keine Gründe von ihren Vorur-

Vorurtheilen abwendig machen laſſen. Aber um Unwiſſender willen, welche durch Leſung ſo vieler fliegender Schriften, wider die Mendikanten, ja ſo gar wider das Kloſterleben überhaupt, irre werden, habe ich mich entſchloſſen die Feder zu ergreifen. Ich will es verſuchen, ob ich ihnen nicht die falſche Begriffe, welche ſie etwa ſchon von den Mönchsorden gefaſſt haben mögen, benehmen kan. Dieſes iſt die Abſicht, warum ich ſchreibe, und ich werde mich glüklich ſchäzen, wenn ich ſie

durch

durch meine Bemühung erreichen kan.

Die Wahrheit allein soll meine Führerin seyn. Ich kan um so unpartheyischer seyn, da ich nicht das geringste Interesse dabey habe, ob die Mendikanten-Orden aufgehoben, ob sie verändert werden, oder nicht? Ich bin kein Mitglied derselben; ich habe keinen besondern vertraulichen Umgang mit ihnen. Aber, Vorurtheile sollen mich auch nicht blenden, sie als unnüze und schädliche

liche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft anzusehen.

Unter allen Schriften, die mir bisher zu Gesicht gekommen, sind die Briefe über das Mönchswesen, und das Grab der Bettelmönche, vielleicht diejenige, welche vor allen andern, in schwache Gemüther, einigen Eindruk machen. Ich habe mir daher diese beede Werke zum Leitfaden vorgesezt, dem ich folgen werde, um dem Publikum eine unpartheyische Vorstellung von der Beschaffenheit der Mendikanten-Orden vorzule-

zulegen. Diß werde ich auf folgende Art zu bewerkſtelligen ſuchen.

Erſtlich werde ich einige allgemeine hiſtoriſche Betrachtungen über das Mönchsleben und deſſen Urſprung voranſchiken; nachgehends werde ich zeigen, daß daſſelbe und insbeſondre die Mendikanten dem Staate und der bürgerlichen Geſellſchaft, vielen Nuzen gebracht hat, und endlich werde ich einige Betrachtungen anſtellen, über die unberufene Projekte zur Reformation deſſelben.

Man

Man mus niemand ungehört verdammen, und daher schmeichle ich mir, auch diejenige Leser, welche vielleicht auf eine oder die andere Weise, schon von einigen Vorurtheilen eingenommen sind, auf bessere Gedanken zu bringen.

Von Seiten des höchsten Oberhaupts der Kirche, wird man auf dergleichen Vorspieglungen schwerlich einigen Bedacht nehmen, als in sofern einige kleine Misbräuche abgestellt werden müssen. Von Seiten der weltlichen Souveraine, wird man einsehen, daß die überhäuf-

häufften Beſchuldigungen der Bettelmönche ungegründet ſind, und man wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich werde mich glüklich ſchäzen, wenn ich durch meine gegenwärtige Schrift, die Leſer von einigen Vorurtheilen befreyen kan.

Wenn

Wenn man die Verfaſſung und den heutigen Zuſtand der Mendikanten-Orden, aus einem richtigen Geſichtspunkte beurtheilen will, ſo mus man wohl unterſcheiden, was die Mönche überhaupt, bey ihrer erſten Entſtehung geweſen, was ſie für eine Lebensart geführet, wie ſich ſolche nachher verändert, und in was für einer Verfaſſung ſie ſich zu gegenwärtigen Zeiten befinden. In Anſehung der Mendikanten-Orden insbeſondre, hat man auf ihre erſte Entſtehung, auf die nachmalige Veränderung, auf ihre jezige Verfaſſung zu ſehen.

Daß der Urſprung des Mönchslebens, bey den frommen Chriſten zu ſuchen iſt, welche ſich den grauſamen Verfolgungen

des römischen Kayſers Decius zu entgehen, in die Thebaidiſchen Wüſteneyen flüchteten, und daſelbſt ein einſiedleriſches Leben führten, iſt gewis. Daß ſie an der Muſſe, welche ſie in dieſer Abſonderung von der Welt fanden, ihrem Gebette und ihren gottesdienſtlichen Betrachtungen obzuliegen, nach und nach, einen ſolchen Geſchmak fanden, daß ſie auch, nachdem ſich der Sturm der Verfolgung gelegt, ihre Einöden nicht mehr verlaſſen wolten, iſt ebenfalls unläugbar. Daß ſie ſich aber gänzlich einem einſiedleriſchen Leben überlaſſen haben, zu welchem die Gegner der Mendikanten-Orden, ſolche völlig einzuſchränken wünſchten, iſt falſch. Sie lieſſen ſich auch in der Welt ſehen, theils einreiſſenden Irrthümern zu wehren, und ſolchen Widerſtand zu thun, theils, dasjenige was ſie mit ihren Händen zu ihrem Unterhalte erarbeitet hatten, gegen andre Nothwendigkeiten des Lebens zu vertauſchen. Selbſt der H. Antonius dem man insgemein die Stiftung des Mönchslebens

zu-

zuſchreibt, begab ſich ſchon aus ſeiner Höle und begab ſich nach Alexandria um den Arianismus zu beſtreiten. Auch bey den allererſten Mönchen findet alſo der Einwurf nicht einmal ſtatt, daß ſie ſich ganz und gar von der Welt abgeſondert, und nicht den geringſten Umgang mehr mit derſelben gehabt hätten: Dieſe Anmerkung wird in der Folge brauchbar ſeyn.

Es iſt übrigens ungereimt, und eine viel zu weit getriebne Forderung, daß die heutige Mönche gerade ſo und nicht anders leben ſollen, als die allerälteſte Urheber des Mönchslebens. Zeit und Umſtände ändern ſich. Nach Beſchaffenheit derſelben werden auch andre Einrichtungen gemacht; wie oft verändert ſich nicht die Regierungsform groſſer Staaten? Auf die gegenwärtige Umſtände mus man ſehen, wenn man eine Sache beurtheilen will. Die Veränderungen mus man betrachten, die bey derſelben aus wichtigen Urſachen ſich ereiguet haben; Wer alle Stände auf

ihren Urſprung zurükbringen und nach der damaligen Beſchaffenheit reformiren wolte, würde eine ſehr mangelhafte Einſicht in die Begebenheiten der Welt verrathen. Auch dieſe Bemerkung wird ihren Nuzen haben.

Nach dieſem erſten Einſiedleriſchen Zuſtande, gieng bald eine groſſe Veränderung bey den Mönchen vor. Bisher hatten ſie entweder in Hölen der Berge, oder in einzelnen Hütten gewohnt, die man Cellen nennte. Jezt verſammelten ſie ſich in beſondre Häuſer, machten eine Gemeinde aus, und nennten ſich Cönobiten. Sie waren meiſtentheils noch Laven, und daher wollen die Gegner der Mönche überhaupt, einen Beweis nehmen, daß ſolche von ihrer urſprünglichen Verfaſſung abgewichen ſeyen, aber der Beweis iſt falſch.

Diſe erſte klöſterliche Brüder, hatten auch Prieſter unter ſich. Wenn ihre Gemeinhäuſer ſoweit von den Städten und Dörfern entfernt waren, daß ſie nicht füglich

lich zum ordentlichen Gottesdienſte kommen konten, ſo lieſſen ſich einer oder mehrere von ihnen zu Prieſtern weihen, und verrichteten den Gottesdienſt in ihrer Wohnung. Auch wenn ein Biſchof zur Verrichtung der Kirchengeſchäfte Gehülfen nöthig hatte, ſo nahm er Mönche aus ihren Gemeinſchaften dazu, und weihte ſie zu Prieſtern. Jezt waren die Mönche in Gemeinſchaften oder Klöſtern verſammelt, wir wollen nun auch ihre Geſchäfte betrachten, um bey Beantwortung der Angriffe der Gegner, uns darauf berufen zu können.

Die Cönobiten oder nunmehrige Mönche in Klöſtern hatten einen doppelten Zwek. Zuerſt für ihre Seele, und denn auch für die Seelen andrer, zu ſorgen. Ihre Lebensart war nun nicht mehr nur bloß beſchaulich, ſondern auch thätig, geſchäftig.

Ihr beſchauliches Leben beſtand in ſtetem Lobe Gottes, durch Pſalmſingen, Beten, Faſten, Kaſteyung des Fleiſches und andern gottesdienſtlichen Uebungen. [Die

genaueste Beobachtung dieser Vorschrift erwarb ihren eine allgemeine Hochachtung, und die Lobsprüche, womit die heilige Kirchenväter das Mönchsleben beehren. Der H. Bernhard redete von den Vorzügen des klösterlichen Lebens so nachdrüklich, daß die Mütter ihre Söhne und Töchtern vor ihm versteckten, aus Furcht, sie möchten die Welt verlassen, und in ein Kloster gehen.

Allein nächst dieser Sorge vor ihr eigenes ewiges Wohl, suchten sie auch Gott mehrere Seelen zu gewinnen, und die Ehre Gottes und den wahren Glauben, mit allen ihren Kräften zu verbreiten. Es ist daher ein nichtsbedeutender Einwurf, daß ein solches thätiges Leben, dem ersten Institut derselben zuwider sey.

Der H. Benedikt, welcher nicht so sehr einen neuen Mönchsorden zu stiften, als vielmehr die Lebensart seiner Mönche nach dem Muster der alten einzurichten dachte, empfohl zwar die Einsamkeit, und wolte sogar, daß alle dem Kloster nöthige

Hands

Handthierungen, innerhalb den Mauren deſſelben ſolten getrieben werden, um den Mönchen, ſo viel möglich, allen Vorwand zu benehmen, auszugehen und durch die Sitten der Welt verderbt zu werden, aber doch ſchikte er ſeine Söhne täglich aus zu predigen und zu bekehren. Man kan alſo nicht ſagen, daß ſich auch die erſte Mönche, eines blos beſchaulichen Lebens befliſſen hätten.

Die dritte Veränderung des Mönchsſtandes gieng dadurch vor, daß nunmehr alle Kloſter-Einwohner, bis auf etliche wenige, zu Prieſtern geweihet wurden. In dieſer dritten Epoche müſſen ſie wieder mit ganz andern Augen betrachtet werden, als zu der Zeit, da ſie noch eitel Layen waren. Vermöge ihres prieſterlichen Amts, waren ſie auch bemüßigt, oft genöthiget, ihre Klöſter eine zeitlang zu verlaſſen, um zu predigen, zu lehren, zu taufen, Kranke und Sterbende zu beſuchen, und andre prieſterliche Verrichtungen auszuüben.

Es ist daher ein sehr schwacher Einwurf, wenn man vorgiebt, die Mönche lebten nicht nach ihrer Vorschrift, weil sie denn und wenn ihre Klöster verliessen. Ich glaube solche Leute, halten niemand für einen Mönchen, als den, der in einer finstern Celle sizt, oder auf einer entfernten Insel lebt, eine Kapuze über den Kopf zieht, und die Stirne beym Anblik der Welt runzelt. Verläßt man denn sein Institut, wenn man das Kloster verläßt? Sind die Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner, keine Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner mehr, wenn sie Jahre lang ihre Klöster, ihrer Missionen wegen, verlassen, oder einige hundert Meilen weit von denselben entfernt leben?

Von der vierten und wirklich noch bestehenden Veränderung der klösterlichen Verfassung, will ich hernach reden; alles bisher Gesagte ist aber zu dem Ende vorausgeschikt worden, um einen gewissen Grundstein zu haben, auf welchen ich in dem

dem folgenden bauen kan, um die, Unwissenden oft sehr scheinbar vorkommende Einwürfe, wider das Mönchsleben überhaupt, und die Mönchsorden insbesondre zu widerlegen.

Wer die jeztlebende Mendikanten, nach der Verfassung ihrer ersten Ordensbrüder, oder nach ihrer ursprünglichen Ordensregel beurtheilen wolte, würde eine sehr schlechte Einsicht verrathen. Im dreyzehnden Jahrhunderte dachte und lebte man anders als im achtzehnden. Was dazumal sehr bequem ins Werk gesezt werden konte, das kan jezt auf keinerley Weise mehr angehen. Es mus daher in alle Wege ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Lebensart der heutigen, und der damaligen Mendikanten seyn. Es ist eine moralische Unmöglichkeit, daß z. B. ein Franziskaner aus unsern Zeiten, genau so solte leben können, wie einer aus dem 14ten Jahrhundert. Man urtheilt also sehr schief, wenn man um zu beweisen, daß die Bet-

telmönche von ihrer Regel abgewichen seyen, sich immer die ersten Jahre nach ihrer Stiftung zur Richtschnur wählt. — Damals war ihre Regel dem Geist der Zeiten angemessen, jezt ist sie es nicht mehr. Der Hauptgrund bleibt allezeit, aber nach Verschiedenheit der Zeiten, kan er auch auf verschiedne Arten modificirt werden.

Ich habe mich genöthiget gesehen, diese dreyfache Veränderung in der Verfassung und Einrichtung des Mönchslebens voranzuschiken, weil eine genaue Unterscheidung der verschiednen Epochen in derselben, oft sehr nöthig ist, die irrige Vorurtheile der Gegner der Mendikanten, aus dem Wege zu räumen. Darunter zähle ich gleichs anfangs, die Vergleichung welche man zwischen den Mendikanten und den ersten Mönchen in den Thebaischen Wüsteneyen anstellt, um zu beweisen, daß die erstere von der ursprünglichen Lebensart der Mönche abgewichen seyen. Ein elender Vorwurf!

Daß

Daß beeder Lebensart himmelweit unterschieden sey, hat nie jemand zu läugnen gesucht. Aber wie kan man sagen, die Bettelmönche seyen von einer Lebensart abgewichen, welche sie sich nie zur Nachfolge vorgesezt hatten? Man zeige mir in den Ordensregeln der Dominikaner oder Franziskaner, irgend eine Stelle, woraus erhellet, daß sich die heilige Stifter dieser Orden, die Lebensart der Egyptischen Einsiedler zum Muster erwählten. Man lese die Ordensregeln des H. Basilius und vergleiche sie mit denen der Mendikanten, so wird es sogleich in die Augen fallen, daß die heilige Stifter derselben an nichts weniger gedacht haben, als Egyptische Einsiedler aus ihnen zu machen. Und so sind alle Vorwürfe beschaffen, welche man den Mendikanten-Orden in Ansehung ihrer Abweichung von der Lebensart der ersten Mönche macht. Sie sind nirgends dazu verpflichtet worden denselben nachzufolgen, sondern ihr eignes von ihren heiligen Stiftern errichtetes Institut, zu

beobach-

beobachten, ob sie von diesem abgewichen sind, das wird sich in der Folge zeigen. Jeder Orden hat seine eigene Grundsäze, seine eignen Regeln, seine eigne Lebensart. Ich würde kein Ende finden, wenn ich mich über diesen so vielfältigen Unterschied ausbreiten wolte.

Die Angriffe der Gegner sind so verwirrt, so wenig übereinstimmend, oft mit Scheingründen, oft ohne allen Grund, untereinander hingeworfen, daß es äusserst schwer fällt, solche auseinander zu suchen, in gewisse Klassen zu bringen, und nach der Reihe zu beantworten. Um aber doch einige Ordnung zu beobachten, will ich Erstlich einige Blike auf die heilige Stifter dieser Orden und den Ursprung derselben werfen; Zweytens, untersuchen, in wie weit die Vorwürfe, daß sie von ihrem ursprünglichen Institute abgewichen seyen, gegründet sind; und in wie weit sie einer Reformation bedörfen, Drittens, werde ich zeigen daß das Institut der Bettelmönche,

che, theologisch, politisch und moralisch betrachtet, ein sehr nützliches Institut für die menschliche Gesellschaft ist, und endlich Viertens, werde ich kürzlich die mannigfaltige Projekte zu ihrer Verbesserung, oder gar gänzlicher Aufhebung, betrachten.

Im Anfange des dreyzehnden Jahrhunderts, schwebte die Kirche in grosser Gefahr. Weltliche Souveraine schluzen allenthalben ihre Hände mit ins geistliche Regiment; Der gottseelige Eifer hatte die meisten Bischöffe verlassen; Weltliches Interesse beschäftigte sie mehr, als die Sorge für die Wohlfarth ihrer anvertrauten Heerden; An tüchtigen Seelsorgern war grosser Mangel, und aus dieser Ursache verfiel der grosse Hanse in ein rohes zügelloses Leben. Der Gottesdienst wurde laulich verrichtet und die Liebe war fast gänzlich erloschen. Allerley Irrthümer schlichen sich in der Kirche ein; und die Kezerey der **Albigenser** hatte sich weit ausgebreitet.

In

In diesen verwirrten Zeiten, erwekte Gott zween auserwählte Rüstzeuge, welche mit allen göttlichen Gaben versehen waren, die wankenden Säulen der Kirche zu unterstüzen, die Irrenden zurecht zu weisen, die Unwissenden zu unterrichten, und durch Lehre und Leben andern den Weg zur Seeligkeit zu zeigen. Der heilige Dominikus und der heilige Franziskus, betratten fast zu gleicher Zeit ihre Laufbahne.

Dominikus voll heiligen Eifers wider die Irrglaubige, machte sein erstes Geschäft aus der Bekehrung der kezerischen Albigenser. Er predigte und lehrte gewaltig, und seine Lehre wurde durch Wunder bestätiget. In einem Streite mit einem der hartnäkigsten Albigenser, that er den Vorschlag, jeder solte seine Glaubenslehren aufschreiben, man solte beede Papiere ins Feuer werfen, und dasjenige welches nicht verbrennen würde, solte der Beweis seyn, daß die darauf geschriebne Glaubenspunkte die wahre seyen. Die

Schrift

Schrift des h. Dominikus wurde unverlezt aus dem Feuer gezogen. Bey Muret war Simon von Montfort mit seinem kleinen Haufen von Kreuzbrüdern, von einem Heere von hunderttausend Mann umringt. Dominikus sprach dem kleinen Häufklein einen Muth zu und versprach den Soldaten den Beystand des Höchsten, weil sie für dessen Ehre stritten; Er betete, wie Moses, so lange die Schlacht währte, und der grosse Hause der Feinde, wurde gänzlich geschlagen.

Der h. Franziskus, gänzlich von dem Feuer der göttlichen Liebe durchdrungen, sezte sich vor, seine Mitmenschen durch ein thätiges praktisches Beyspiel, eines gottseligen Lebens, auf den Weg zur Seeligkeit zu führen. Mit einer apostolischen Heldenmüthigkeit, verließ er seine Freunde, sein Haus, seinen Vatter, und entzog sich gänzlich der Welt, um sich allein der Ehre Gottes zu widmen. Er verwarf alle Lokungen, um in der Welt zu

bleiben.

bleiben. Wer kan ohne Rührung lesen, wie er auch das Kleid, welches er anhatte, auszog, und seinem Vatter in Beyseyn des Bischofs zustellte? Nun hat alles ein Ende, sagte er, ich habe nichts mehr von der Welt, und bin nun gänzlich frey, mich dem Dienste Gottes ganz aufzuopfern.

Der H. Stifter blieb bey seinem Vorsatze, verlies die Stadt Assisi, wohnte in einer selbst erbauten Hütte, wachte, fastete, bethete zu Gott, und ertrug alle Beschwerlichkeiten mit einem Heldenmuthe, der nicht zu beschreiben ist. Er arbeitete mit seinen Händen, um ein Stück Brod zu verdienen. Er hätte solches nicht nöthig gehabt, denn Gott erwekte die Herzen der Glaubigen, daß er Ueberfluß an allen Dingen hätte haben können. Allein er verschmähete alles, was er nicht unumgänglich nöthig hatte, um nicht ein muthwilliger Selbstmörder zu werden. Seine Absicht war aber nichts weniger, als ein

Thebaischer Einsiedler zu werden. Täglich predigte er, und ermahnte seine Mitchristen, Busse zu thun, und sich zu Gott zu bekehren. Diß geschah mit solchem Eifer, mit solcher überzeugenden Kraft, daß alle, welche ihn vor diesem gekennt hatten, bekennen mussen diß sey bey einem so ungelehrten Menschen ein Wunder, und der Finger Gottes. *)

Hier sah man zween Männer, welche mit so verschiednen Gaben von der göttli-

*) Alles bisher erzählte ist unwidersprechlich wahr, und durch unzählige Zeugnisse bestättiget, und doch haben einige französische Schriftsteller ohne Religion, ihre Unverschämtheit so weit getrieben, daß sie den H. Franziskus, einen Wahnsinnigen gescholten haben. Wie ist es möglich, einen Mann eines Wahnsinns zu beschuldigen, der so gerade zu, ohne alle Abweichung oder Veränderung, auf seinem erwälten Wege fortgehet, und nicht den mindesten Schritt thut, der nicht deutlich zeigte, daß eine übernatürliche Kraft in ihm wirke.

lichen Weisheit ausgerüstet, dennoch beede zu dem grossen Zwecke bestimmt waren, die wahre Lehre auszubreiten, den Kezereyen zu wehren, die Irrglaubigen zu bekehren, und auf der ganzen Erde, das Christenthum zu verkündigen. Dominikus, aus dem Geschlechte von Guzman, einem der edelsten in Spanien entsprossen, in allen Wissenschaften geübt, konte auf die höchsten Ehrenstellen der Kirche Anspruch machen. Er vergas aber alle weltliche Hoheit, und opferte sich völlig dem brennenden Eifer auf, durch seine Bemühungen die Ehre Gottes zu befördern. Franziskus, völlig unerfahren in allen weltlichen Künsten und Wissenschaften, verließ sein väterliches Haus, verachtete alles was die Welt reizendes hat, und übernahm freywillig das mühseeligste Leben, um andern, durch ein wirkendes Beyspiel, den Weg zur Seeligkeit zu zeigen, und die in weltlichen Lüsten versunkne Sünder, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und von übernatürlicher Kraft begleitet, wirkte der Unwissende

mit

mit tausendmahl gröſſerer Ueberzeugung auf die Herzen, als der Gelehrteſte hätte thun können. Man könte den H. Dominikus, mit dem H. Apoſtel Paulus, den H. Franziskus aber mit dem Lieblinge des Herrn, mit dem H. Johannes, vergleichen.

Die Kezerey der Albigenſer, war nunmehr ausgerottet, allein noch viele Irrlehrer ſchlichen im Dunklen herum, und verführten die Unwiſſenden. Dominikus ſah ein, daß es allenthalben am nöthigen Unterrichte, und an tüchtigen Lehrern fehlte. Beſeelt vom vorigen Eifer, wider alle Kezereyen und um die Wurzel derſelben auszurotten, ſtiftete er den Orden der Prediger, oder wie er im gemeinen Leben, nach ſeinem Nahmen genennt wird, den Dominicaner-Orden. Er verpflichtete ſeine Lehrlinge, in alle Welt auszugehen, und zu predigen. Er befahl ihnen, ſich mit demjenigen zu begnügen, was ihnen glaubige Herzen mittheilen würden. Bey die-

sem schweren Amte, und da sie noch überdem den Wissenschaften obliegen mussten, konte er nicht von ihnen verlangen, daß daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit nähren sollten.

Das gottseelige Leben des H. Franziskus und seine Predigten, voll Salbung des Geistes, erwekten bald eine Menge Seelen, und brachten solche zu dem Entschlusse, den Weg der Sünder zu verlassen, Busse zu thun, und durch Verlassung aller weltlichen Dinge, sich gänzlich Gott aufzuopfern. Die Menge diser heilbegierigen Seelen, welche dem Heiligen nachfolgten, wurde zu gros, als daß sie ohne besondre Vorschriften, in einer Gesellschaft hätte bestehen können. Er sezte seine Regel auf, und da seine Absicht war, das Reich Gottes auszubreiten, so befahl er den Brüdern, auszugehen in alle Welt, zu predigen und zu lehren. Weil aber zu diesem wichtigen Geschäfte auch nöthig war, daß sie ihre Gedanken einig und allein auf diesen grossen

ſen Zwek richteten, ſo befahl er ihnen zugleich eine gänzliche Entäuſſerung von allen irrdiſchen Gütern, ſich blos auf die göttliche Vorſorge zu verlaſſen, und zu erwarten, was ihnen ſolche durch die Hände der Glaubigen, zu ihrem Unterhalte beſcheeren würde.

Ich glaube nicht, daß irgend ein unpartheyiſcher vernünftiger Mann, an dem groſſen Zweke der beeden heiligen Ordensſtifter, oder an den Mitteln, welche ſie zu Ausführung derſelben ergreiften, etwas auſſezen kan. Der mitwirkende göttliche Seegen, zeigte ſich augenſcheinlich durch die groſſe Menge derjenigen, welche in ihre Orden aufgenommen zu werden begehrten, und alle weltliche Ergözlichkeiten verlieſſen, ihren ſtrengen Ordensregeln nachzufolgen. Dieſe würden durch verſchiedne auf einander folgende Päbſte und durch das Anſehen der Kirche beſtätiget. Beede heilige Ordensſtifter, welche ſich durch keine Schwierigkeiten abſchreken laſſen, ſtarben endlich,

und wie ſie während ihrem Leben, ihre Lehre durch Wunder beſtättiget hatten, ſo verrichteten ſie derſelben nach ihrem Tode noch weit mehr, die durch die unumſtöslichſten Beweisthümer beſtättiget ſind.

Ohngeachtet des bey dieſer Stiftung der Orden allenthalben hervorleuchtenden göttlichen Triebes; ohngeachtet heut zu Tage die Frage nicht von den heiligen Stiftern, ſondern von den Mendicanten iſt, ſo wie ſie jezt beſchaffen ſind, ſo unterlieſſen doch die Feinde der Orden nicht, auch die Stifter derſelben, mit ihren Läſterungen anzugreifen. Der H. Dominikus ſagten ſie, war ein ehrgeiziger, heftiger, grauſamer Mann, er hatte keine andre Abſicht, als ſich einen groſſen Namen, zu machen, und verfolgte die arme irrende Albigenſe mit Feuer und Schwerd. Er prediate das Evangelium durch angezündete Scheiterhaufen, und ihm hat man die fürchterlichen Inquiſitions-Gerichte zu danken.

Auf

Auf dieſe Vorwürfe will ich nur kürzlich antworten, einig und allein um den Gegnern Fuß für Fuß nachzugehen, denn eine Vertheidigung des H. **Dominikus** gehört nicht hieher. Wenn der Heilige Mann ehrgierig geweſen wäre, ſo würde er den Weg nicht verlaſſen haben, worauf er ſchon ſo weit fortgeſchritten war, um zu den vornehmſten Bedienungen der Kirche zu gelangen; er würde nicht ſich einer ſo beſchwerlichen Lebensart unterworfen, und ſeine Kräfte der Bekehrung der Irrglaubigen aufgeopfert haben; er würde nicht ſo eifrig auf Mittel bedacht geweſen ſeyn, den wahren Glauben auszubreiten, wovon er weder weltliche Ehre noch Vortheil zu erwarten hatte. Er, für ſeine Perſon, ſuchte die kezeriſchen Albigenſer durch Predigen und Ermahnen zu bekehren; wolten ſie ſich nicht weiſen laſſen, und verharrten halsſtarrig bey ihren Irrthümern, ſo that der weltliche Arm das übrige. **Dominikus** ſelbſt, war von aller Grauſamkeit frey. Die nachmalige Inquiſitions-Ge-

richte, hat er nicht aufgebracht, und von deren Nuzen oder Schaden zu reden, iſt hier der Ort nicht.

Von der unverſchämten Läſterung wider den heiligen Franziskus habe ich ſchon weiter oben etwas gedacht. Derjenige muß ſelbſt ſeines Verſtandes beraubt ſeyn, welcher einige Spuren des Wahnſinns bey ihm zu finden vermeinen kan. Ein Mann, der freywillig alle Bequemlichkeiten des Lebens verläßt, und ſich gänzlich Gott aufzuopfern; Der ſein ganzes Leben hindurch, ein ſich beſtändig gleiches Beyſpiel, von dieſer Aufopferung bleibt; Der ohngeachtet er nicht das geringſte in Wiſſenſchaften gethan hat, mit ſolcher durchdringenden Kraft prediget, und ſo viele tauſend Herzen rühret, und von dem Sündenwege abzieht, deſſen Beyſpiel und Lehre eine ſo erſtaunliche Wirkung haben; — Wer einen ſolchen Mann beſchuldigen kan, daß er verrükt im Kopfe geweſen, der muß ſelbſt am Verſtande krank ſeyn.

Es

es iſt übrigens klar, daß die beede heilige Ordensſtifter nichts weniger im Auge gehabt, als einen Orden von Einſiedlern zu ſtiften. Ihr Hauptzwek war, daß ſich ihre Nachfolger auf der ganzen Erde zerſtreuen ſolten, um die reine Lehre zu predigen, und den Weg zur Seeligkeit zu lehren. Hierauf bitte ich meine Leſer zu merken.

Wenn man nun in der Geſchichte der Mendikanten weiter geht und ſich in den Schriften ihrer Gegner umſieht, ſo findet man viele Vorwürfe welche ihnen dieſe, wegen ihrer Abweichung von ihrer Ordensregel und urſprünglichen Lebensart machen, und ſolche mit Zeugniſſen aus der Geſchichte zu beweiſen ſuchen. Es fällt leicht, ſolche Beweiſe zu führen, wenn man hier und da, ein Stük der Geſchichte aus dem Zuſammenhange herausreiſſt, ſolches zu ſeinem Vortheile herumwendet, und es hernach vor einen Beweis angiebt. Ich will nur ein und das andre ein wenig näher beleuchten.

" Bald nach dem Tode des h. Fran-
„ ziskus, sagt einer der neuesten Wider-
„ sacher der Bettelmönche, wurden die
„ Bettelmönche stolz, und wolten mit der
„ regulären Geistlichkeit nichts mehr zu
„ thun haben. Sie wolten sich den Prie-
„ stern gleich stellen, und grifen ihre Rech-
„ te an. Sie fiengen an, das Volk um
„ eben die Stunden, durch ihre Gloken
„ zu ihren Predigten zu rufen, wenn man
„ sich in den Pfarrkirchen versammelt hat-
„ te. Sie hörten Beichte, ihr Lebensun-
„ terhalt hieng von der Milthätigkeit des
„ Volks ab, und also machten sie nicht viel
„ Schwierigkeit solches von Sünden loszu-
„ sprechen. So wurden die Pfarrkirchen
„ zu Einöden, und die ihrige mit Leuten
„ angefüllt. Sie nahmen Geld für die
„ Messen, welche sie in ihren Kirchen hiel-
„ ten, bestatteten reiche Leute zur Erde,
„ und bekamen daher Geschenke; Alles
„ dieses gereichte der regulären Geistlich-
„ keit zum Nachtheile, und daher entsprang
„ Haß und Neid und Eifersucht. Man
„ wolte

„ wolte ihnen weder Gloken noch geweih-
„ te Kirchhöfe mehr laſſen, und ſie muß-
„ ten an Sonntagen ihre Kirchen zuſchlieſ-
„ ſen, wenn in den Pfarrkirchen Gottes-
„ dienſt gehalten wurde. Das Opfer
„ für die Meſſen, welche ſie an andern Ta-
„ gen hielten, muſſten ſie den Pfarrern
„ bringen, und weil ſie das Gelübde der
„ Armuth hatten, ſo ſolten ſie nicht mehr
„ annehmen, als ſo viel ſie zu ihrem Le-
„ bensunterhalte brauchten. „ *)

Wer dieſes mit einem nur einiger maſſen unpartheyiſchen Auge anſieht, mus ſogleich gewahr werden, wo die wahre Urſache des Streites verborgen lag. Die Franziskaner waren berechtiget, zu predigen, das war ein Hauptpunkt ihres Inſtituts; daß ſie gröſſern Zulauf bekamen, als die damals gröſtentheils ſehr unwiſſende reguläre Geiſtlichkeit, was konten ſie dafür? Als Prieſter waren ſie berechtiget Beicht zu hören; daß ſie das Volk leichter

von

*) Grab der Bettelmönche. S. 40. 41.

von Sünden losgezählt, weil sie ihren Unterhalt bey demselben suchen mussten, ist eine ungegründete und unerwiesne Beschuldigung. Sie hatten geweihte Kirchhöfe, warum solten sie es verweigern, diejenigen auf denselben zu begraben, welche solches verlangten? Endlich so lasen sie Messen; Das durften sie als Priester thun; aber sie nahmen Geld für dieselbe; in allewege. Die reguläre Geistlichkeit that es auch, und sie wenderen das erhaltne Geld wieder zu Liebeswerken an. Thaten sie mit diesem allem etwas unrechtes? Oder handelten sie ihrer Ordensregel zuwider?

Woher kamen also Haß, Neid, Eifersucht? Gewis nicht von den demüthigen Mendikanten, sondern von Seiten der regulären Geistlichkeit, deren Interesse darunter litt, und deren Haabsucht nicht ertragen konte, daß ihnen durch den Zulauf des Volks, in die Kirchen der Mendikanten, manches Profitchen entzogen wurde.

Durch

Durch Gunſt der Biſchöffe, hinter welche ſie ſich ſiekten, erfolgten denn alle die harten Verordnungen, in Anſehung der Gloken, der Kirchhöfe, der Kirchen, des Opfers für die Meſſen, ꝛc. ꝛc. welcher der obenerwähnte Schriftſteller ſelbſt erwähnet.

Man gieng aber noch weiter. Da ſich wie leicht zu erachten, die Franziskaner und Dominikaner ihre Rechte nicht ſo ſchlechterdings wolten nehmen laſſen, ſo wolte man ſie zwingen, ſich den Verordnungen der Biſchöffe zu unterwerfen. Leicht war es vorauszuſehen, daß ſolche nicht günſtig für die Ordensleute abgefaſſt ſeyn würden. Da ſich dieſe alſo auf den Ausſpruch des Pabſts beruften, ſo erklärte man ſie wider alles Recht, als Widerſpenſtige und Ungehorſame, aller Vorrechte der regulären Kleriſey verluſtig, und wolte ſie zwingen, von ihren Häuſern Steuren, und von den Früchten ihrer Gärten, den Zehenden zu geben.

Hier

Hier zeigte sich ja wie mich dünkt, die Herrschsucht, der Stolz und der Geiz, der regulären Klerisey aufs deutlichste. Ich will mich daher nicht länger dabey aufhalten; genug daß die Mendikanten nicht die geringste Ursache dazu gaben, daß sie nur ihre unwidersprechliche Rechte zu vertheidigen suchten, und daß Pabst Gregorius der Neunte, zu ihrem Vortheile den Ausspruch that.

Man wirft ihnen noch weiter, als einen Beweis ihres Stolzes und ihrer Ehrbegierde für, daß sie sich auf den Kanzeln und Lehrstülen einzudrängen gesucht, und die rechtmässige Besitzer derselben davon vertrieben hätten. Aber was soll dieser Vorwurf beweisen? Kanzeln und Lehrstüle, waren dazumal so schlecht versehen, daß es äusserst nothwendig war, andre Lehrer und Prediger auftretten zu lassen. Die Mendikanten-Orden hatten vom Pabste die Erlaubnis solches zu thun; wenn also darüber ein Streit entstand, wer war die

Ursache

Urſache davon? Die arme Brüder Mendikanten? oder die geizige und übermüthige Kleriſey? Hätten die Bettelmönche nicht ſo vielen Beyfall gefunden, ſo würde man ſie wohl unangetaſtet gelaſſen haben, da ſich aber dieſe arme Brüder, durch beſondre Schikung Gottes in kurzer Zeit ſo ſehr ausbreiteten, und da ſie durch ihre Lehre und Leben die ſtolze Kleriſey beſchämten, fieng man an ſie zu verfolgen, und ſuchte ihnen durch allerley falſche Beſchuldigungen einen übeln Nahmen zu machen. Diß geſchah inſonderheit in dem berühmten Streite, den die Mendikanten-Orden mit der Univerſität zu Paris hatten. Verſchiedne auf einander folgende Päbſte, hatten ihnen die Erlaubnis ertheilt, ja ſo gar befohlen, die Lehrſtüle zu beſteigen; Die Univerſität widerſezte ſich; der Pabſt wiederholte die ſchon ergangnen Verordnungen; ſie blieb widerſpenſtig und gehorſamte nicht. Wilhelm von St. Amour, ein Domherr zu Douay, war der hizigſte von allen Gegnern der Mendikanten. Alle väterliche

liche Erinnerungen und Abmahnungen des Papſtes halfen nichts, er widerſetzte ſich mit beſtändiger Halsſtarrigkeit. War es nun zu verwundern, wenn endlich der Bannſtral auf ihn blizte, und er für unfähig zu ſeinen geiſtlichen Bedienungen erklärt wurde? Dennoch wird er von den Gegnern den Mendikanten als ein Beyſpiel derjenigen Männer angeführt, welche durch ihr Zuthun, unſchuldiger Weiſe verkezert worden. So reiſſt man hier und da ein Stük aus der Geſchichte, und ſtreuet dadurch Unwiſſenden Sand in die Augen.

Der Verfaſſer des Grabs der Bettelmönche, führt als Zeugen, von dem ſo ſchnellen Verfalle der Mendikanten Orden, den H. Bonaventura, dritten Ordensgeneral der Franziskaner, den Peter de Vineis, und den Matheu Paris, oder Matheus Pariſienſis, an. Was den Erſten anbetrift, ſo begehrt kein Menſch zu läugnen, daß ſich viele Unordnungen in dem Franziskaner Orden bald nach ſeiner Stif-

Stiftung gefunden, wie es bey allen neuen Instituten zu gehen pflegt. Der Heilige Mann suchte auch den Saamen des geringsten Unkrauts auszurotten, und er sah aus heiligem Eifer gefährliche Dinge an solchen Orten, wo ein andrer vielleicht nicht einmal die geringste Abweichung würde wahrgenommen haben. Peter de Vineis und Matheus Parisiensis zween geschworne Feinde der Mendikanten Orden sind so ungültige Zeugen wider die Institute der heiligen Stifter der Mendikanten Orden, daß sie in gar keinen Betracht gezogen werden können. Offenbar ist es, daß Haß und Neid, ihre Federn geführt haben. *)

Man

*) Peter de Vineis, war Kanzler bey Kayser Fridrichen dem zweyten, und bey den heftigen Streitigkeiten dieses Herrn mit den damaligen Päbsten, führte er die Feder für ihn, da hingegen die Dominikaner und Franziskaner die Rechte des Pabsts vertheidigten. Matheo Paris ein Augustiner Mönch in England, sah die schnelle Ausbrei-

Man macht ferner den Mendikanten einen Vorwurf daraus, daß sie schon im dreyzehnden Jahrhunderte, geräumige und bequeme Wohnungen gehabt, welche ihnen von dem Gelde des Volks erbauet, oder von Königen und Fürsten geschenkt worden; daß sie an Höfen und in den Häusern der Grossen Zutritt gehabt, daß sie sogar zu Staatsgeschäften gebraucht worden. Hier wird es nöthig seyn, wieder an ihren Unterschied von den ersten Mönchen, zurückzudenken. Wo und in welcher Regel steht es denn, daß die neugestiftete Mendikanten Brüder, Eremiten seyn und in abgesonderten Hütten in Wüsteneyen wohnen sollen? Gehet aus in alle Länder, sagten die Heilige Stifter, und prediget den Sündern Busse. Kein Wort ist da von einem Eremiten Leben in Wüsteneyen und Wäldern gedacht. Warum also, solten sie es nicht angenommen haben, wenn ihnen

. . die

breitung dieser beeden Orden, und den Beyfall, den sie sich erwarben mit neidischen Augen an.

Fürſten und das Volk freywillig ſo viel beyſteuerten, ſich bequeme Wohnungen erbauen zu können, die ihnen zur Abwartung ihrer gottesdienſtlichen Uebungen, ſo unentbehrlich waren?

Daß ſie einen Zutritt in alle Häuſer der Groſſen hatten, das gereicht zu ihrer Ehre. Es iſt ein Beweis, daß man ſie wegen ihres gottſeeligen Lebens hochſchäzte. Und wie viel Gutes konten ſie nicht dadurch ſtiften? Wie mancher, roh in Sünden, nach der damaligen Welt dahin lebender angeſehener Mann, wurde nicht durch ſie vom Irrwege zurecht geführt? wurde nicht bewegt, von ſeinen groben Ausſchweifungen abzulaſſen? wurde nicht dahin gebracht, ſein noch übriges Leben, auf eine gottgefällige Weiſe, der Andacht und guten Werken zu widmen? Beyſpiele von Groſſen damaliger Zeiten, derer Herz durch die Predigten Heiliger Männer gerührt wurde, ſind in Menge vorhanden.

Aber — die Mönche drangen ſich auch in Staats-Geſchäfte ein, alle öffentliche Unterhandlungen, wurden durch ſie geführt — Sie drangen ſich nicht in dieſelbe ein; ſie wurden dazu berufen. Hätten ſie einen Beruf nicht annehmen ſollen, bey welchem ſie ſo vielen Nuzen ſtiften konten. Der Mangel an geſchikten Leuten, war dazumal ſehr gros. Die Bettelmönche machten groſſe Reiſen, lernten verſchiedne Sprachen, und wurden eben dadurch mit der Beſchaffenheit der verſchiednen Staaten bekannt. Wer war alſo geſchikter als ſie zu Unterhandlungen mit andern Staaten gebraucht zu werden.

Man wende mir ja nicht ein, daß ſolches wider ihre Ordensregel geweſen ſey. Die Abſonderung von der Welt, beſtehet nicht in einer gänzlichen Entäuſſerung von allen weltlichen Geſchäften. Man mus ſich ſolche nur nicht an der gelobten Beobachtung eines gottſeligen Lebens hindern laſſen. Das konten diejenige ungeſtört thun, wel-

welche an dem Wohl der Staaten arbeiteten, welche in die entfernteſten Gegenden andrer Welttheile durchdrangen, und Gemeinſchaft mit unbekannten Nationen zu ſtiften, und durch ihre nüzliche Nachrichten, die Handlung empor zu bringen. Was für Leute konte man wohl zu damaligen Zeiten beſſer gebrauchen? und fanden nicht viele der Dominikaner und Franziskaner Brüder, welche mit Vollmachten von groſſen Herren, in andre Welttheile geſchikt wurden, eben dadurch Gelegenheit, den chriſtlichen Glauben auszubreiten, und ganzen Nationen bekannt zu machen, welche bisher in der äuſſerſten Blindheit des falſchen Gözendienſts dahin gelebt hatten? *)

Der Vorwurf fällt gänzlich weg, daß ſie hierinn ihrer Regel ſolten zuwider gehan-

*) Sie waren auch die einige, durch welche in den damaligen finſtern Zeiten, die Erdbeſchreibung einiges Licht erhielt. Man denke nur an den einzigen Franziskaner de Rubruquis und ſeine Reiſe nach der Tartarey.

handelt haben. Diese befahl ihnen in aller Welt zu predigen, nicht sich in ihre Zellen zu verschliessen, und dem ganzen menschlichen Geschlecht unnüz, ihr Brevier zu bethen. Und wie viel Gutes wirkten sie nicht, dadurch, daß sie in Staatsgeschäften gebraucht wurden? Wie mancher im Ausbruch stehender Krieg, wurde durch sie als Gesandte, noch durch gütliche Unterhandlung verhindert? Wie mancher Friede gestiftet? Wie mancher Fürst von einem unheiligen Leben zurükgebracht, und bewegt, die grossen Summen, welche sonst unnüz verschwendet worden wären, zu heiligen und gottseeligen Stiftungen zu verwenden? Man lese die Geschichte der damaligen Zeiten. Der h. Franziskus stiftete freylich seinen Orden in der Absicht nicht, seine Kinder gros zu machen, wie der Verfasser des Grabs der Bettelmönche sagt; aber er geboth ihnen Gutes zu stiften wo sie könten, und wo konte dieses mehr geschehen, als zu den damaligen Zeiten, durch Verwaltung der Staatsangelegenheiten?

ten? Und, ſo wenig er ihnen befahl, nach hohen Ehrenſtellen zu ſtreben, ſo wenig verboth er ihnen auch ſolches, indem er ihnen einſchärfte, demüthig zu ſeyn. Ein Groſſer kan in ſeinem Stande eben ſo demüthig ſeyn, als ein armer Mann, der es oft nur aus Noth zu ſeyn gezwungen iſt.

Die häufige Deklamationen wider die Ordensgeiſtliche, wovon der Verfaſſer der Briefe über das Mönchsweſen; im X. Briefe, ein wizig ſeyn ſollendes Beyſpiel gegeben hat, daß ſolche nehmlich nur dazu gedient hätten, die Gewalt des Päbſtlichen Stuls, auch im Zeitlichen auszubreiten, heiſſen gar nichts. Vor erſt, ſo waren die Bettelmönche, denn dieſer Nahme iſt doch einmal im Gange, vermöge ihrer Gelübde verpflichtet, den Befehlen des Pabſtes Gehorſam zu leiſten; Ihnen kam es nicht zu, zu unterſuchen, ob ſolche gerecht waren, oder nicht. Wenn ſie alſo ſolche befolgten, ſo thaten ſie nichts weiter als ihre Schuldigkeit. Zweytens, iſt es noch

lange nicht entschieden, wer in den damaligen verwirrten Zeiten, das Recht auf seiner Seite hatte, folglich kan man es den Mönchen zu keinem Vorwurfe machen, wenn sie sich, die Befehle, ihres einmal anerkennten Oberhaupts, auszuführen bemühten; und endlich so beweisst alles dieses nicht das geringste, für ihre Abweichung von ihrer ursprünglichen Regel.

Man macht den Mendikanten-Orden noch einen Vorwurf, wegen ihrer innerlichen Streitigkeiten, und führt als einen Beweis, ihre Absonderung in verschiedne Zweige, hauptsächlich aber, die Errichtung des Kapuziner-Ordens an. Ueber die Bewegursachen, welche dazu Anlas mögen gegeben haben, ist hier der Ort nicht, sich aufzuhalten, eine vollständige Ausführung erforderte ein ganzes Buch. Nur will ich in Ansehung des ehrwürdigen Kapuziner-Ordens bemerken, daß die Nachrichten, welche die Gegner von dessen Entstehung geben, sehr verstellt, und wo so

sol-

solche sich auf den Annalisten Bowerius berufen, sehr verfälscht sind. Genug mag es indessen seyn, und zur Beruhigung aller Christ-Katholischen dienen, daß dieser Orden gewis nicht ohne tristige Ursachen, von der allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Trient bestättiget worden ist.

Ich habe mich nur zu lange bey den Vorwürfen aufgehalten, welche man den Mönchsorden überhaupt, und denen der Mendikanten insbesondre macht. Jezt wollen wir zusehen, von was für einem Gewichte, die neuere Vorwürfe sind, welche man gegen den heiligen Orden, wegen ihrer Abweichung von der ursprünglichen Ordensregel vorbringt.

Das allgemeine Geschrey ist, daß die Mönchsorden einer Reformation sehr bedürftig seyen. Ich will es so lange zugeben, daß solches nöthig sey, aber warum bemühen sich Leute, deren Geschäfte es ganz und gar nicht ist, mit Dingen, wel-

che sie nichts angehen? Haben die Mendikanten-Orden einer Reformation nöthig, wohl! so haben sie kompetente Richter, die dieselbe schon bewerkstelligen werden, wenn es Zeit seyn wird. Jezt will ich die gegen die heutigen Mendikanten überhaupt, vorläufig etwas näher beleuchten, hernach aber insbesondre zeigen, daß sie nicht nur keine unnüze und schädliche, sondern vielmehr, von allen Seiten betrachtet, gute und nüzliche Mitglieder eines Staates sind.

Gleich anfangs bitte ich meine Leser, sich an dasjenige zu erinnern, was ich von den verschiednen Zeit- und Gesichtspunkten, unter welchen die Mendikanten betrachtet werden müssen, gesagt habe. So wenig die erste Verfassung derselben, mit der Verfassung der egyptischen Mönche und Einsiedler, einerley war, und einerley seyn solte; so wenig kan man auch aus ihrer ersten Verfassung, gleich im Anfange ihrer Orden, einen Schlus auf ihre heuti-

ge

ge machen. Zeiten, Sitten und Lebensart, haben sich geändert; geistliche und weltliche Staaten, hegen andre Absichten, haben andre Staatsmaximen, andre Gesetze, als im dreyzehnden und vierzehnden Jahrhundert. Man kan also nicht urtheilen ob die Mendikanten von ihrer Ordensregel abgewichen seyen, ohne sich zuerst mit dem Geiste unsers Jahrhunderts bekannt zu machen, und sich in denselben hinein zu setzen.

„ Würden wohl die Bettelmönche, „ jemals die Kühnheit gehabt haben, sich „ so weit von ihrer Ordensregel zu entfernen, wenn sie sich nicht auf ihre Immunitäten, Exemtionen und Freyheiten, „ verlassen, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß ihnen niemand als ihre Ordensgenerale zu befehlen habe? und daß sie „ solchen unmittelbar allein unterworfen „ wären, und sonst nach keinem Oberherrn zu fragen hätten? „ So spricht

einer der neueſten Gegner der Mendikanten. *)

Was man doch nicht ſagen kan, wenn Haß und Partheylichkeit die Triebfedern ſind. Ja! die Exemtionen und ſowohl von dem Oberhaupte der Kirche, als den gröſten weltlichen Souverainen, den Ordensleuten verliehene Freyheiten, ſind jederzeit ein Stein des Anſtoſſes geweſen. War es nicht eine Pflicht, der Ordensleute, ſich auf dieſelben zu berufen, wenn man Eingriffe in ihre Rechte thun wolte? Zum Gehorſame gegen ihren Ordensgeneral waren ſie verpflichtet, und an wen ſolten ſie ſich ſonſt in ihren Angelegenheiten wenden, als an das Oberhaupt ihres Ordens, dem es zu kam, Sorge für ſie zu tragen? Aber zu ſagen: Sie hätten geglaubt, daß ſie ſonſt nach keinem Oberherrn zu fragen hätten, das iſt eine äuſſerſt kühne, und von aller Wahrheit entblöſte Behauptung. Wo ſind die Beyſpiele, daß ſich die Mendikanten.

*) Siehe Grab der Bettelmönche. S. 110.

ten = Klöster jemals erfrechet haben, den Regenten des Landes, nicht auch vor ihren Oberherrn zu erkennen, und den Befehlen desselben Gehorsam zu leisten, in sofern solche nicht wider ihr Institut, oder wider ihre Gewissen und die Gebothe der Kirche liefen?

Jezt gehe ich zu andern besondern Beschuldigungen fort, welche beweisen sollen, daß die Mendikanten = Orden von ihrer Ordensregel abgewichen seyen. Viele lächerliche Dinge laufen hiebey mit unter. Man sagt: man finde aller Orten Franziskaner und Kapuziner bey weltlichen Gesellschaften; Sie liessen sich gerne in den Häusern, wo ihnen der Zutritt erlaubt sey, bey der Tafel finden, und machten die Gesellschaft durch ihre abgeschmakte Possen, Mährchen und kindische Erzählungen auf. An einigen Orten ließ man sie ausdrüklich einladen, um an statt gemeiner Possenreisser zu dienen.

Diejenige welche solche kindische Vorwürfe vorbringen, solten sich derselben schämen.

schämen. Ich bitte meine vernünftigen Leser allezeit zu beherzigen, daß die Mendikanten keine Eremiten sind. Soll ihnen aller Umgang mit Weltlichen untersagt, soll es nicht einmal erlaubt seyn, mit ihnen zu essen? Ey! das wäre hart. Man beschuldigt sie aber auch einer unanständigen Aufführung, indem sie sich bemühten, die Gesellschaft aufzumuntern — Ist es denn eine Sünde, wenn man sich einmal einem gemässigten Vergnügen überläßt? Ob die Erzählungen, welche man manchmal von Mendikanten zur Aufmunterung der Gesellschaften vorbringen höret, kindisch und abgeschmakt seyen, das sind die, welche dergleichen elende Vorwürfe machen, zu entscheiden nicht im Stande. Sie sind unschuldig, sie haben Gottesfurcht und Tugend zum Zweke, und in dieser Absicht, allezeit mehr werth, als die zweydeutige, Religion und Sitten beleidigende, sogenennte wizige Erzählungen, welche leider! so sehr nach dem Geschmake des heutigen Weltalters sind. Ueberdiß so

wird

wird gewis ein Mendikante, der ohngeachtet seiner harten und strengen gottesdienstlichen Uebungen, dennoch im Stande ist, mit heitrer Stirne, Religion und Tugend, solte es auch durch Fabeln und Erzählungen geschehen zu predigen, mehr gutes stiften, als ein sachte, mit frommer Miene daher schleichender heuchlerischer Gewissens-Rath. Man mus sich in Zeit und Umstände zu schiken wissen; Seyd allen allerley, sagt der Apostel.

Ein anderer Verwurf ist der: daß sich die Bettelmönche in die Häuser der Vornehmen und Gewingen, einzudringen suchten, um das Innerste der Familie auszuforschen, und die erhaltne Kenntnisse zu ihrem Vortheil anzuwenden. Hieraus ziehet man noch viele Nebenbeschuldigungen, die, wer will, in dem Grab der Bettelmönche, nachlesen kan. *) Es verlohnt sich zwar beynahe der Mühe nicht, auf dergleichen Beschuldigungen etwas zu sagen,

*) S. 113.

sagen, dennoch aber will ich nur ein und andres kürzlich berühren, weil man auch aus dergleichen Dingen eine Abweichung von dem Ordens-Institute erzwingen will.

Daß die Mendikanten sich in die Häuser einzudringen suchen, ist falsch; daß sie nicht gehen solten, wenn sie berufen werden, liese wider ihre Pflicht. Solte ihnen ein Zutritt und eine Bekanntschaft in den Häusern der Weltlichen, nicht erlaubt seyn? Aber der Eingang den sie in denselben finden, ist nicht die wahre Ursache, warum man ihre Besuche, als ihrem Institute widrig, ausschreyt. Oft bezeugen ganze angesehene Familien, ein besseres Zutrauen, zu einem P. Mendikanten, als zu einem aus andern Orden, oder zu ihrem Pfarrer. Diese sind misgünstig darüber, weil sie glauben, es würde ihnen etwas von Einkünften entzogen, die sie selbst mitnehmen könnten. Hinc illæ lacrymæ. Man misgönnt es den armen Mendikanten, wenn sie zuweilen einen gu-

ten

ten Wissen genieſſen, gleich als ob ihre Stifter sie zu Wasser und Brod verurtheilt hätten. Aus diesem Neid flieſſen gelegentlich eine Menge andrer Vorwürfe die man ihnen gewöhnlich zu machen pflegt, welche aber alle im höchsten Grade ungegründet und abgeschmakt sind.

Man sagt um die Geheimnisse der Familien zu erforschen, bemüheten sie sich in angesehenen Häusern, diesen oder jenen von ihren Verwandten in Dienste zu bringen, um durch solche hernach von allem unterrichtet zu werden, was vorgeht. Ich will gar nicht läugnen, daß sich die Ordensbrüder bemühen, ihren Anverwandten gute Dienste zu verschaffen; aber es ist ihre Pflicht vor solche zu sorgen. Thäten sie es nicht, so würden sie mit allem Rechte zu tadeln seyn. Daß sie es aber aus der ihnen angeschuldigten Absicht thun, nehmlich die Geheimnisse der Familien zu erfahren, das wird nicht zu beweisen seyn.

Daß sie, wie ihre Feinde sagen, die Häuser wo etwas zu holen ist, vorzüglich

beſuchen; iſt eine pure Verläumdung. Wer iſt fleiſſiger und unermüdeter als die Mendikanten, diejenigen zu beſuchen, welche ihren Rath, Troſt, oder geiſtlichen Zuſpruch verlangen. Der Franziskaner oder Kapuziner, verſäumt keinen Augenblik zu kommen wenn er gerufen wird, wie es zum Theile andre Geiſtliche zu machen pflegen. Und was iſt verwerfliches dabey, wenn er auch unberufen zuweilen Beſuche bey ſeinen Wohlthätern, oder auch bey ſeinen Beichtkudern abſtattet, und ſich nach ihrem Zuſtande erkundiget. Er macht ihnen kleine Geſchenke, von dem was er hat, andre kan er nicht geben, um ſeine Zuneigung zu bezeugen, aber nicht in der Abſicht gröſſere Geſchenke dafür zu erhalten. Wenn dieſes wirklich ihre Abſicht wäre, ſo würden ſie nicht ihre Kleinigkeiten, dem Armen wie dem Reichen austheilen. Daß ſie aber Gegengeſchenke annehmen, die in Dingen beſtehen, die zu ihrem Unterhalte dienen, wer kan dieſes tadeln?

Ein sehr harter Vorwurf ist es, daß man sie beschuldiget als ob sie Erbschaften zu erschleichen suchten. „ Besonders besuchen sie gern abgelebte Personen beederley Geschlechts, „ sagt der Verfasser des Grabs " und wissen solche „ durch ihre Andächteleyen, auf eine geschikte Art für sich einzunehmen, als„ denn fehlet es fast niemals, daß sie auch „ ihren Antheil von der Verlassenschaft „ derselben, zum Nachtheile der rechtmäßigen Erben erhalten. „ Ich frage Leute die so unbesonnen sprechen können, ob es nicht rühmlich und löblich sey, wenn die Mendikanten alte abgelebte Personen, welche sich täglich dem Tode mehr nähern, fleissig besuchen, und sie zu ihrem Ende zu bereiten suchen. Daß sie dieses deswegen thun, um etwas von ihrer Nachlassenschaft zu erschleichen, davon weis ich kein Beyspiel, und kan es auch ohne bessern Beweis, nicht für wahr annehmen. Wenn man lästern will, so kan man leicht einen Vorwand dazu finden, und die unschuldigste Leute,

sind den Lästerungen gerade am meisten unterworfen. Wenn aber solche Leute aus frommen Absichten, eine gewisse Summe an Mendikanten Kirchen und Klöster vermachen, oder wenn sie dergleichen zu andern Liebeswerken bestimmen, und die Austheilung und Anwendung, ihrem Beichtvatter oder einem andern Ordensgeistlichen auftragen, ist denn hernach dieser Schuld daran? oder kan er dafür, daß sie ihn zum Vollzieher ihres lezten Willens erwählt haben? Wenn man ja mit aller Gewalt, den Bettelmönchen Dinge aufdringen will, an die sie nie gedacht haben, so solte man sich doch wenigstens bemühen, der Sache einen Anstrich zu geben, man solte suchen Beyspiele und Beweise, so viel immer möglich, anzuführen, aber nur so ins Wilde hinein zu schreiben, die Mendikanten thun dieses oder jenes, also thun sie es aus dieser oder jener Absicht, das kan einem gutdenkenden Manne nicht genug thun.

Ein vermeintlicher Hauptbeweis, daß die Mendikanten von ihrem Institute abgewichen, soll darinn bestehen, daß sie grosse Summen auſſer Lands schiken, nicht etwa von den Einkünften der Klostergüter, sondern von wirklichen freywilligen Gaben und Geschenken. Diß soll wider ihre gelobte Armuth streiten. Der ganze Vorwurf ist lächerlich. Die Gegner gestehen selbst ein, daß diese Verschikungen aus lauter freywilligen Gaben und Geschenken gemacht werden. Streitet es denn wider das Gelübde der Armuth, wenn sie dasjenige was ihnen Gott, der die Herzen lenket, durch freywillige Gaben der Glaubigen bescheeret, und dessen mehr bescheeret, als sie für sich nöthig haben, zu den Bedürfnissen ihrer Ordensbrüder, und zur Erhaltung der Ordensverfassung anwenden? Man mus die Zeiten und Lebensart der Menschen unterscheiden. In den ersten fünfzig Jahren nach Stiftung der Heiligen Orden, war jeder Bruder versichert, dasjenige zu finden, was er zu seinem Unter-

halte auf jeden Tag brauchte. Jezt sind die Zeiten verändert, sollte man nicht dasjenige annehmen, was man nicht gerade in 24. Stunden nöthig hat, um vor das Zukünftige auch gesichert zu seyn? *) Man beneidet so gar die armen Mendikanten, daß sie manchmal von den erhaltenen Gutthaten etwas gutes essen und trinken können. Solten sie keinen Gebrauch von demjenigen machen, was ihnen die milde Hand Gottes bescheeret? Und, was das baare Geld betrift, machen sie nicht den bestmöglichen nüzlichen Gebrauch davon. Man zeige mir das Gegentheil.

Wahr ist es, daß der H. Franziskus in seiner Ordensregel sagt: Die Brüder sol-

*) In den Briefen über das Mönchswesen und in dem Grab der Bettelmönche, findet sich eine Berechnung, über die Einnahme der Franziskaner Klöster in Bayern während dreyer Jahre. Die Verfaser gestehen selbst, daß die von ihnen angeführte Summen, lauter Geld Allmosen gewesen seyen.

ſollen ſich nichts eigen machen, kein Haus, kein Ort, noch irgend eine andre Sache. ꝛc. Wer wird aber aus dieſem den Schluß machen, daß die Brüder ſolche Beſitzungen auch nicht haben dörfen, wenn ſie ihnen freywillig geſchenkt werden? Ihre Häuſer wurden ihnen erbaut, weil man Mitleiden mit ihnen hatte, daß ſie oft kein Obdach finden konten. Ihre Zahl vermehrte ſich, ſie konten nicht mehr einzeln wohnen, ſondern muſſten um aller Unordnung vorzukommen, in Geſellſchaften beyſammen leben. Alles diß iſt keine Abweichung von ihrem Inſtitute, und daher keiner weitern Betrachtung werth. Diſtingue Tempora, & concordabit Scriptura.

Man führt vielerley Dinge an, welche beweiſen ſollen, daß die Mendikanten nichts weniger als demüthig und ſanftmüthig ſeyen, man führt ſie aber nur ſo an, und vielleicht mag man von einzelnen Fällen, wo etwa ein eifriger Franziskaner oder

Kapuziner, nicht einem jeden nach seinem Sinne gesprochen, Gelegenheit dazu genommen haben. Weil aber dieses ein Vorwurf ist, den man allen Geistlichen überhaupt zu machen pflegt, wenn sie die hohe Würde ihres Standes zu behaupten suchen, so will ich mich nicht dabey aufhalten. Eines kan ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Man beschuldigt die Mendikanten, daß sie ohne weitere Verdienste, stolz auf ihre strenge Lebensart seyen, und sich deswegen eines besondern Vorzugs anmasseten. Nun müsse aber ein armer Mann, der jeden Bissen Brods erbettelte, und nicht wisse, wo er vor Wind und Wetter gesichert schlafen solle; ein Soldat, der im Felde stehe, müsse weit mehr Kälte und Ungemach ausstehen; ja sogar der Gelehrte, der Minister, und endlich, damit nichts vergessen bleibt der Wollüstling auf dem Balle und beym Nachtschwärmen, wache weit mehr, als ein Mendikante, der seine ordentliche und

wohl

wohl abgezählte Zeit zum Schlafen habe, und immer ein warmes Refectorium finde. Ich will alles dieses zugeben, aber ich will nur fragen: Unterwerfen sich alle angeführte Gattungen von Leuten, ihrer harten Lebensart freywillig, und um Gott zu dienen? Währet sie immer und auf einerley Art bey ihnen fort, oder wechselt sie? Der Mendikante züchtiget sein Fleisch um solches zu tödten, freywillig und um Gott zu gefallen, und thut ein verdienstliches Werk. Der Taglöhner und der Soldate würden herzlich wohl zu frieden seyn, wenn sie nicht genöthiget wären, sich einer so harten Lebensart zu unterwerfen. Von den übrigen ist nicht die Rede; sie wachen zu ihrem Vergnügen, und schlafen, wenn sie wollen, wieder eben so lange, als sie gewacht haben, wie kan man sie mit Ordensgeistlichen vergleichen, welche ohne alle Unterbrechung, einen Tag wie den andern den Beschwerlichkeiten einer dem Fleisch unangenehmen Kleidung, eines zum Schlafen unbequemen Bettes, der beständigen

Unterbrechung deſſelben, und bey ihren täglichen Verrichtungen, oft allen Gefährlichkeiten des Lebens ausgeſezt ſind, ohne daß ſie ſich auf eine Abwechslung oder Veränderung verlaſſen dörfen? Solcherley Vergleichungen ſind im höchſten Grade ungereimt. Geſezt aber auch, die Tafel der Mendikanten wäre zuweilen mit guten Speiſen und Getränken beſezt; warum ſolten ſie desjenigen nicht ohne Vorwurf genieſſen und ſich dabey erfreuen dörfen, was ihnen durch die Vorſehung, vermittelſt der milden Gaben chriſtlicher Seelen, zu ihrer Erquikung mitgetheilet wird?

Endlich ſo iſt es ein klarer Beweis, daß die Mendikanten nicht von ihren Inſtituten abgewichen, weil ſolche durch ſo viele Päbſte, zu ſo verſchiednen Zeiten gebilliget, worden. Wären ſie ſo ſehr von ihren Ordensregeln abgewichen, wie ihre Feinde und Läſterer ausſprengen, ſo würden gewis ſo viele höchſte Oberhäupter der Kirche, nicht ſo einſtimmig ihre Verfaſ-

ſung

sung gebilliget, und ihnen immer von Zeit zu Zeit neue Privilegien ertheilet haben. Ja, wer will noch widersprechen, da die lezte allgemeine Kirchen Versammlung zu Trient, ihr Institut, Laufs neue bestätiget und gutgeheissen hat? Gut ist es, daß die heftigsten Gegner solches nicht läugnen können, und Chassaigne hat ein sehr verdienstliches Werk gethan, daß er alle denen Mendikanten Orden, von den Päbsten ertheilte Freyheiten, in seinen Privilegiis Regularium gesammelt und aufbewahret hat. Diese Päbstliche Bullen, sind so viele Beweise, daß die Mendikanten Orden eine gute und nüzliche Sache, und dieselbe nicht von ihrem Institute abgewichen sind.

Se'te sich denn und wenn auch, ein einzelner Franziskaner oder Kapuziner finden, welcher durch ein unanständiges Betragen, den Orden verunehrte, so beweisst solches gar nicht, daß der ganze Orden von seinem Institute abweiche. Der Schuldige, wird nach Befinden der Sache bestraft,

und

und man iſt weit davon entfernt, ein ſolches Betragen zu billigen. Es kan freylich nicht fehlen, daß ſich nicht unter ſo groſſen Geſellſchaften, zuweilen ein räudiges Schaf finden ſolte, aber es wird abgeſondert und von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, damit es nicht die übrige geſunde Heerde anſteke. Ich mas übrigens hier noch bemerken, daß alle die ärgerliche Erzählungen, welche man von dem Betragen der Mendikanten vorbringt, entweder von wirklichen Religionsſpöttern, welche den geiſtlichen Stand überhaupt zu verläſtern ſuchen, oder von ſolchen Leuten herrühren, welche geſchworne Feinde derſelben ſind, weil ſie alles regelmäſſige haſſen; ein groſſer Theil derſelben aber von Apoſtaten erdichtet worden iſt, um ihrem Abfall einigen Anſtrich zu geben. Was ſollen alſo ſolche Erzählungen beweiſen, welche nur von Feinden der Orden herkommen, und von welchen man nicht den geringſten gültigen Beweis hat?

Die Klagen des H. Bonaventura über den Verfall seines Ordens, kaum 40 bis 50 Jahre, nach der Stiftung desselben, dessen Brief vom 23. April 1257. von den Feinden des Ordens, bey allen Gelegenheiten angeführt wird, beweisst gar nicht, was sie mit demselben zu beweisen vermeinen. Vorerst, so war es bey Stiftung eines neuen Ordens, der in kurzer Zeit bis zum Erstaunen zahlreich wurde, ohnmöglich, alle gehörige Einrichtungen in solcher Geschwindigkeit zu machen, daß nichts mehr zu verbessern übrig blieb, oder alle mögliche Fälle vorauszusehen, die sich noch ereignen konten, und denen abhelfliche Masse gegeben werden musste. Genug, daß die erste Grundsäze da lagen, aus welchen man urtheilen konte, was zu thun, oder zu lassen war. Der H. Ordensgeneral Bonaventura, war ein äusserst strenger Mann, in Beobachtung der Ordensregel, und er musste es auch seyn, da nicht alle Brüder sich sogleich zur genauen Befolgung derselben gewöhnen konten. Er

schrieb

ſchrieb daher auch in ſeinem heiligen Eifer, oft in viel ſtärkern Ausdrüken, als es wirklich die Wichtigkeit der Sache erforderte.

Zum Zweyten: So erforderte es die Nothwendigkeit, daß die Brüder im erſten Jahrhunderte nach ihrer Stiftung eine ganz andre Lebensart führen muſſten, als in den nachfolgenden Zeiten dienlich oder möglich war. Wenn ſie ihre anfängliche Lebensweiſe hätten fortſezen wollen, ſo würde der Orden den gröſten Schaden gelitten haben. Sie muſſten allen allerley Werden, wollten ſie anders ihren Hauptzwek, die Ausbreitung der heiligen Lehre und eines chriſtlichen Lebens bewerkſtelligen. Was für eine elende Figur würde heut zu tage, ein Mendikante machen, der nach den Sitten des dreyzehenden Jahrhunderts leben wollte. Daher müſſen alle unpartheyiſche, in Beurtheilung ſolcher Dinge, ihr Augenmerk allezeit auf die Veränderung der Zeiten und der Lebensart richten. Ohne Unterſcheidung derſelben kan man alles ſa-

gen

gen was man will. Die im Aeuſſerlichen ein wenig veränderte Lebensart der Mendikanten, iſt übrigens ſo wenig eine Abweichung von ihrer Regel, daß ſie vielmehr den gröſten Nuzen dadurch ſchaffen. Ich mus dabey allezeit darauf zurükkommen, daß die Heilige Ordensſtifter nie verlangt haben, daß ihre Nachfolger ein Eremitenleben führen ſolten.

Alles bisher geſagte beſtehet nur in beyläufigen Anmerkungen, über die Vorwürfe und Läſterungen, der Feinde der Mendikanten Orden. Allein jezt komme ich auf einen weit ernſthaftern Gegenſtand. Viele haben ſchon groſſes Geſchrey davon gemacht, daß die Mönchsorden überhaupt, und die Mendikanten insbeſondre, unnüz und ſchädlich in einem Staate ſeyen. Man weis, aus was für Urſachen dieſes Geſchrey entſtanden iſt. Sorge der Kleriſey, daß ihre Einkünfte durch die Mendikanten möchten geſchwächt werden; Eiferſucht der übrigen Mönchsorden, über die gute Aufnah-

nahme der Mendikanten, und ihren Zutritt in Häusern, welche jene schon als Eigenthum zu besizen vermeinten; Verläumdungen ausgesprungner Apostaten; und endlich, das Geschrey toller Weltkinder, welche alles hassen, was nicht weltlichen Lüsten nachhängt, sind die trübe Quellen, aus welchen die so häufige Vorwürfe, welche man den Mendikanten Orden machte, entsprangen. Aus diesen haben alle diejenige geschöpft, welche sie für unnüze und schädliche Mitglieder eines Staates ausschreyen, welche von nichts, als von einer Reformation der Orden, zu sagen wissen, welche, nach ihrer Meinung, entweder in einer gänzlichen Aufhebung derselben, oder in einer so gänzlichen Verschliessung in ihre Mauren bestehen müßte, daß sich gar keiner mehr in der Welt dürfte bliken lassen. Schade nur! Daß diese unbefugte Verbesserer, die Macht nicht haben, ihre unreife Plane auszuführen.

Die

Die von einigen katholiſchen Staaten ergangne Verordnungen, in Anſehung der Kloſterzucht, haben zu einer Menge fliegender Schriften Anlas gegeben, welche alle eine von denen obenangeführten Urſachen, zum Grunde haben. Auf alle zu antworten, würde eine ſo vergebliche, als unendliche Arbeit ſeyn. Viele, ja die meiſte, verdienen nicht einmal eine Antwort. Da es aber doch unverzeihlich ſeyn würde, übelunterrichtete Gemüther, in einem irrigen Wahne, wegen der Nüzlichkeit oder Schädlichkeit, der Mendikanten Orden zu laſſen; ſo will ich mir einen der neuſten Gegner derſelben auswählen, und zuſehen, in wie fern ich ſeine Gründe widerlegen kan.

Es iſt dieſes der Verfaſſer des Grabs der Bettelmönche, welcher, nachdem er überhaupt alles zuſammen getraſt, was dazu dienen kan, ſie in einen übeln Ruf zu bringen, ſich endlich bemühet, theologiſch, politiſch und moraliſch zu erweiſen

ſen, daß die Mendikanten unnütze und ſchädliche Glieder eines Staates ſeyen. Wir wollen ſehen in wie weit dieſes Stich hält. Ich getraue mir, ſeine theologiſche, politiſche und moraliſche Gründe, eben ſo leicht widerlegen zu können, als die offenbare Läſterungen, womit man die Abweichung der Mendikanten von ihrem Ordens-Inſtitute, vermeintlich zu beweiſen ſucht. So viele Angriffe auch, auf ſo verſchiedne Art auf dieſelbe geſchehen, ſo wird doch ihre gute Sache allzeit ſiegen.

Conscia mens recti famæ mendacia ridet.

Eingangsweiſe klagt der obgenennte Verfaſſer über die allzugroſſe Menge der Mendikanten. Sie hätten, ſagt er, ſich zu den Zeiten Luthers und Kalvins, nach den übrigen Katholiſchen Staaten gezogen, und das Land gedrükt. Wenn dieſe Bedrükung des Landes wahr wäre, ſo müßte man ſie jezt noch viel ſtärker fühlen,

len, denn die Zahl der Mendikanten hat ſich nicht vermindert, ſondern unter göttlichem Seegen vermehrt. Drükten ſie wirklich das Land auf eine ſo beſchwerliche Weiſe, wie man vorgeben will, ſo würden die Katholiſche Staaten, ihre ſeit Luthers Zeiten, ſehr vergröſſerte Anzahl, ſchon lange nicht mehr haben unterhalten können. Die Erfahrung lehret das Gegentheil; die Einwohner haben alle ihren zulänglichen Lebensunterhalt, und ſind im Stande den armen Mendikanten noch von ihrem Ueberfluſſe mitzutheilen.

Der Verfaſſer will ſich nicht mit ausführlicher Widerlegung deſſen, was von den Mendikanten auf ihren Lehrſtülen vorgetragen wird, beſchäftigen. Er thut wohl daran. Lehren welche durch ſo viele erleuchtete Päbſte, durch ſo manche allgemeine Kirchenverſammlung beſtättiget worden ſind, werden keine Widerlegung fürchten dörfen. Wer weis nicht, wie heftig die Nachfolger des H. Franziskus, durch ver-

ſchiedne Mitglieder der ehemaligen Geſellſchaft Jeſu angegriffen worden ſind? Aber was richteten ihre Widerſacher damit aus? Nicht das geringſte. Die Wahrheit behielt den Sieg, und leuchtete nur mit verdoppeltem Glanze. Der Verfaſſer führt verſchiedne Katholiſche Schriftſteller an, welche ſeiner Meinung nach, die Irrlehren der Franziskaner ſollen gezeigt haben; Es iſt aber noch ſehr zweydeutig, aus welchem Geſichtspunkte, man einen Muratori, Fleury, Baillet, du Pin, van Eſpen, und dergleichen Leute anſehen muß; wenigſtens iſt ein groſſer Theil ihrer Schriften, ſowohl von der Katholiſchen Kirche überhaupt, als von der Sorbonne inſonderheit, als Irrig verworfen worden, und es würde daher gefährlich ſeyn, ſich auf ihr Anſehen zu verlaſſen.

Noch einmahl wird der ſchon oben erwähnte Wilhelm von S. Amour zum Beyſpiel angeführt, wie gefährlich es ſey, ſich den Mendikanten zu widerſezen, wenn

man

man nicht verkezert werden wolle. Allein ich habe ſchon berührt, daß Pabſt Alexander der vierte nicht deswegen ſo hart wider ihn verfuhr, weil er in einen Streit mit den Franziskanern verwikelt war, ſondern weil er ohngeachtet aller Päbſtlichen Ermahnungen und Befehle, ſich nicht zum Stillſchweigen bequemen wolte, ſondern vielmehr hartnäkiger Weiſe, bey ſeiner Widerſpenſtigkeit beharrte. Wird aber nicht derjenige mit Recht beſtraft, welcher ſowohl alle väterliche Ermahnungen, als die wiederholte geſchärfte Befehle der Kirche verachtet?

Nun wollen wir hören, was dieſer Schriftſteller für Beweiſe anführt, daß die Franziskaner in Anſehung der Glaubenslehren einem Staate Schaden bringen. Er beſchuldigt ſie daß ſie ihren Seraphiſchen Vatter vergötterten, und dem Weltheylande gleichſtellten. Zum Beweiſe dieſer auffallenden Beſchuldigung, führt er zuerſt das ſo beſchriebene Buch, Conformi-

tates S. Patris Francisci Seraphici, cum Jesu Christo, an. Hier bemerke ich zuerst, daß dieses Buch niemals weder von dem Pabste, noch von dem Franziskanern Orden, nach seinem völligen Inhalte gebilliget, noch für ein Lehrbuch angenommen, sondern vielmehr gleich einige Jahre nach seiner ersten Erscheinung, zu unterdrüken gesucht worden ist. Ja sogleich in der zweyten Ausgabe, sind sehr viele Stellen weggelassen, und noch viel mehrere verändert worden.

Hernach so hat sich frevlich der Verfasser, durch seinen Eifer für die Verehrung des heiligen Ordensstifters und durch den Geist der damaligen Zeiten, dahin reissen lassen, und die Sache zu weit getrieben. Wie kan man aber sagen, daß die Franziskaner ihren heiligen Vatter vergötterten, und ihnen daher dem reinen Glauben zuwiederlaufende Lehren zuschreiben, ohne einen andern Beweis zu haben, als aus einem Buche, dessen Verfasser in seinem

nem Enthuſiaſtiſchen Eifer, Dinge hingeſchrieben hat, welche niemals von dem Orden gebilliget worden ſind? Man kan Sachen, die in der beſten Meinung hingeſchrieben worden ſind, verdrehen, und aus den unſchuldigſten Säzen einen Sinn herausbringen, an den der Verfaſſer wohl niemals gedacht hat. Den Reinen iſt alles rein, aber boshafte Gemüther können auch aus den heilſamſten Pflanzen, Gift ſaugen.*)

Der Portiuncula Ablaß ſoll ein anderer Beweis ſeyn, daß die Franziskaner ihren heiligen Stifter dem Welterlande an die Seite ſezten, aber dieſer Beweis iſt mit Haaren herbey gezogen. Wenn ich ſage J. C. hat dem darum bittenden heiligen

*) Man ſolte freylich mit ſolchen Büchern vorſichtiger ſeyn, und keine, ohne ſorgfältige Prüfung ans Licht tretten laſſen. Ich mus hierinn, dem berühmten Boyle Beyfall geben, wenn er ſagt: Die häufige Lebensbeſchreibungen des H. Franziskus, hätten dem Orden groſſen Schaden zugefügt.

Franziskus die Gnade zugestanden, daß die Kapelle der h. Portiuncula mit vollkommenem Ablaß begabet seyn soll, so ist hier gewis keine Gleichheit zwischen beeden vorausgesezt; der welcher eine Gnade ertheilt, und der welcher sich eine Gnade erbittet, sind gewis noch in einem sehr hohen Grade, von einander unterschieden. Und was ist widersinniges oder der reinen Katholischen Lehre zuwiderlaufendes, bey der ganzen Sache? Kan nicht die Kirche diesen oder jenen Ort mit besondrem Ablas beschenken, oder den Glaubigen solchen, bey andächtiger Besuchung dieser oder jener heiligen Oerter, verwilligen? Um wie viel mehr kan solches das Haupt der Kirche thun, das im höchsten Himmel wohnet. Aber der Beweis den man daraus herleiten will, als ob es nun nach der Franziskaner Meinung einerley sey ob man sich an den den Sohn Gottes, oder an den Seraphischen Vatter wende, um Vergebung der Sünden zuerlangen, ist höchst alber, folgt nicht aus der Sache selbst, und

nie wird ein vernünftiger Franziskaner so geredet, oder dieſes behauptet haben.

Endlich ſo werden noch als der dritte Beweis, für dieſe Irrlehre der Franziskaner, die Ausdrüke angeführt, deren ſie ſowohl, als die Kapuziner, ſich in ihren Predigten an dem Gedächtnistage des H. Franziskus bedienten. In der Note S. 128. führt der Verfaſſer einige dergleichen Stellen, aus einer ſolchen Predigt an. Ich habe nie nichts dergleichen gehört. Iſt aber die Erzählung wirklich wahr, ſo werden dergleichen Prediger auch von ihren Obern eine ſcharfe Ahndung haben erfahren müſſen. Im äuſſerſten Grade ſchwach iſt es, Predigten einzelner Männer, die ſich vielleicht ihren Eifer, oder die Begierde andre zu übertreffen, dahin reiſſen laſſen, oder aus Unbedachtſamkeit, nicht ſorgfältig genug über ihre Ausdrüke wachen, für allgemein angenommene Glaubenslehren, einer ganzen geiſtlichen, von der Kirche

gebilligten und beſtättigten Gemeinheit auszugeben.

Es iſt alſo leicht, dieſen Angrif abzuweiſen, und unſer Gegner will ſolchen auch gerne der Widerlegung der Gottesgelehrten überlaſſen, aber er hat noch einen andern Grund, zu behaupten, daß die Bettelmönche, der reinen Lehre der rechtglaubigen Katholiſchen Kirche, den gröſten Schaden bringen. Wir wollen ihn hören, dieſen Grund:

" Kein vernünftiger Menſch „ ſagt er, *) " wird zuläugnen begehren, daß „ die Religion durch den Aberglauben äuſ„ ſerſt verunſtaltet wird. Wenn ſich dieſer „ einmal der Köpfe des Volkes bemeiſtert „ hat, ſo wird das Weſentliche der Re„ ligion vergeſſen. Falſche Begriffe, thö„ richte Vorſtellungen, kindiſche Mähr„ chen, beſchäftigen den gemeinen Mann; „ um die Hauptgegenſtände des wahren " Glau-

*) S. Grad der Bettelmönche. S. 129. 130.

„ Glaubens, bekümmert er ſich nichts,
„ oder vielmehr er weis nicht davon. „

Diß iſt nun alles ganz richtig, aber zu welchem Zweke tritt dieſer fürchterliche Goliath, mit dieſen Waffen auf den Kampfplaz? Die Bettelmönche, ſagt er, ſind es, welche die Köpfe des Volks mit Aberglauben erfüllen. " Sie haben immer einen
„ Sak voll von Erzählungen von Heiligen,
„ im Vorrath „ fährt er fort, " von welchen gewis keiner in den Actis Sanctorum ſteht. Sie erzählen, was ſie für
„ beſondre Mittel in allerley Anliegen haben, die ſonſt niemand als ihnen bekannt
„ ſind — Hier werden einige Beyſpiele angeführt -- inſonderheit ſind die Franziskaner und Kapuziner, groſſe Meiſter in
„ der Kunſt, den Teufel zu verjagen, Geiſter zu beſchwören, Zaubereyen zu vertreiben, Schäze zu heben, und was dergleichen mehr iſt. Dawider nun haben
„ ſie einen ganzen Karren voll Amuleten,
„ Rauchwerk, Seegenſprechereyen und an-

„ dern

„ dern Mitteln — Hierzu erzählen sie ei„ ne Menge Mährchen, und erfüllen das „ Gehirn des gemeinen Manns, mit „ abentheurlichen Vorstellungen. Dieser „ denkt nun nicht mehr an das Wesentli„ che, sondern beschäftigt sich mit leeren „ Einbildungen, welche ihm die Mönche „ in den Kopf gesezt haben. — Er nimmt „ seine Zuflucht nicht zu Gott, seinem Er„ löser, oder zu der Fürbitte seiner gebe„ nedeyten Mutter, sondern er lauft zum „ Franziskaner oder Kapuziner, und „ erkauft sich einen von ihren wunderthä„ tigen Seegen, damit ist allem abgehol„ fen. Der Kopf der guten Landleute, „ wird mit Gespenstern und Hexereyen „ angefüllt, anstatt daß man ihnen gründ„ lichen Unterricht in Glaubenssachen er„ theilen solte. — *)

Beschuldigungen genug! wenn sie nur alle wahr wären! An und vor sich, mag alles das vielleicht geschehen, was uns dieser

*) Grad der Bettelmönche, S. 130. folg.

ſer Verfaſſer da vorpredigt, aber es geſchieht mit der unſchuldigſten Abſicht, und auf die unſchuldigſte Art. Es kommt nur darauf an, aus welchem Geſichtspunkte man eine Sache betrachtet.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß man ſich, wenn man jemanden gute Lehren beybringen will, nach eines jeden Fähigkeiten richten mus. Einem Kinde kan man die Angsgründe der Wiſſenſchaften, nicht auf eben die Art beybringen, wie einem ſchon erwachsnen Jüngling. Jede Gattung von Leuten erfordert eine andre Art des Unterrichts. Man würde übel zurecht kommen, wenn man den einfältigen Landleuten oder dem gemeinen Hauſen überhaupt, die Glaubenslehren nach einem theologiſchen Syſtem in mathematiſcher Lehrart beybringen wolte. Man lehret daher die Kinder des gemeinen Manns in Schulen nur die nöthige und Grundlehren der Religion, weil weder ihre Erziehung, noch ihre künftige Lebensart dazu geſchikt ſind,

ihr

ihnen mehreres beybringen zu können, was thun also die Mendikanten unrechtes, wenn sie hernach bey ihren Besuchen den gemeinen Mann, in den einmal erlernten Grundlehren durch erbauliche und unschuldige Erzählungen zu bestärken, wenn sie der Jugend durch eben dieselbe einen Vorschmak von wichtigern Lehren beyzubringen suchen? Schon die älteste Weise Griechenlands lehrten ihre Religion und Sittenlehre durch Fragen und Erzählungen. Unsre deutsche Vorfahren haben solche Lehrart Jahrhunderte lang beybehalten, und sie ist auch in der That die leichteste und nüzliche unstudirten und der Jugend, dasjenige spielend beyzubringen, was sie zu wissen nöthig, oder in demjenigen zu bestärken, was sie bereits erlernet haben. Unsre heutige hochgelehrte Doktoren, haben freylich diese Lehrart verlassen, und vielleicht aus der Ursache, weil nicht ein jeder, er sey so gelehrt als er wolle, auch dazu geschikt ist, sich derselben zu bedienen.

Hie-

Hierwider wäre alſo nun wohl nichts einzuwenden; denn das heiſſt gewis nicht, die Gedanken des gemeinen Mannes, vom Weſentlichen auf kindiſche Spielwerke lenken. Und noch dazu mus erſt erpreſſet werden, daß man ihn mit kindiſchen Spielwerken unterhält. Wir wollen ſehen, wie unſer Gegner ſolches beweiſen will.

Er beſchuldiget die Bettelmönche daß ſie Erzählungen von Heiligen in Menge haben, deren Nahmen in keinem Martyrologium oder in den Actis Sanctorum ſtehen. Ich weis nicht, was er für Martyrologia mag geleſen haben — Vielleicht gar keine, ſo wenig als die Acta Sanctorum; aber noch viel weniger kan ich mich erinnern, daß die Mendikanten, oder, weil es doch hauptſächlich über die Franziskaner und Kapuziner hergeht, meinethalben dieſe, irgend jemals etwas von einem Heiligen erzählt haben, der nicht von der chriſtkatholiſchen Kirche für einen ſolchen erkennt und angenommen iſt. Hierin

inn also wolte ich mir freundlichst nähereit Beweis ausbitten.

Die Bettelmönche erzählen, heißt es ferner, was sie für besondre Mittel in allerley Anliegen haben, und zum Beweise werden ein gewisses Gebeth zur heiligen Margaretha, eine Litaney wodurch man in allen Nöthen gewisser Hülfe versichert wird, und der Strik des H. Franziskus angeführt, und was desgleichen noch mehr ist.

Es bethet immer einer dem andern nach. Was schon vor zweyhundert Jahren von den Gegnern der Mendikanten gesagt, und von diesen beantwortet ist, wird jezt wieder aufgewärmt.

Die Glaubigen in ihren Anliegen, auf die Fürbitten der Heiligen anzuweisen, ist ein uralter, von der christkatholischen Kirche, jederzeit gebilligter Gebrauch. Es dient, wenn es auch sonst keinen Nuzen hät-

hätte — weit entfernt sey es, daß ich solches sagen solte — doch wenigstens dazu, daß der, welcher sich in Angst und Bedrängnis befindet, doch wenigstens getröstet wird, und eine Anweisung bekommt, wo er sich mit seinem Gebethe hinwenden kan. Daß die Franziskaner und Kapuziner, sich mit besondern, ihnen allein eignen, vor andern kräftigen Gebethen, tragen solten, ist aller Erfahrung zuwider. Allein was wäre denn für Uebels dabey, wenn ich einen unwissenden gemeinen Mann ermunterte, seine Zuflucht vorzüglich zu diesem oder jenem Heiligen zu nehmen? Die Andacht auf einen einigen Gegenstand gerichtet, kan immer feuriger seyn, als wenn sie durch allzu viele Gegenstände zerstreut wird.

Ich weis wohl, was man damit sagen will, wenn man die Mendikanten beschuldiget, daß sie vorgeben, die alleinige Besizer, dieser oder jener Hülfsmittel, in besondern Anliegen zu seyn, welches sie

nie gethan haben. Es ist dieses ein verdekter Vorwurf, daß sie einen Vorzug vor andern verlangten, und also durch ihren Hochmuth und geistlichen Stolz, von ihrer Ordensregel abwichen. So ungegründet aber dieser Vorwurf ist, und so wenig, als man ihn, aus dem gesagten folgern kan, so wenig verlohnt es sich auch der Mühe, sich dabey aufzuhalten. Genug, daß kein bessres Mittel ist, die von dem gemeinen Manne, in seiner Jugend eingesogne Begriffe, aufzuheitern, auszubreiten, und in ihm zu bevestigen, als die Art ihn durch erbauliche Erzählungen zu unterrichten, durch dieselbe Gelegenheit zu fragen, zu geben, und durch deren Beantwortung, Gelegenheit zu finden, ihn immer vester und vester, in der Religion zugründen. Denn harte Speise taugt nicht vor ihn.

Man schreyt nach einer alten Sage, und nicht nach erst heut zu Tage aufgekommnen Begriffen, die Franziskaner und Kapuziner für besondre Teufelsbau-

bänner, Geisterbeschwörer, Schazgräber; und dergl. aus. Wo ist der Beweis davon? Wenn sie bey teuflischen Anfechtungen, wenn sie bey Geister Erscheinungen — und deren Möglichkeit wird kein katholischer Christ läugnen — wenn sie bey solchen Gelegenheiten, dasjenige thun, was ein jeder christkatholischer Priester thun kan, und zu thun befugt ist, wer kan sie darum tadeln? wenn aber der gemeine Mann in solchen Fällen, ein grösseres Zutrauen zu ihnen hat, als zu andern Ordensgeistlichen, ist das ihre Schuld? Wenn man diesen, und allen dergleichen Beschuldigungen, bis auf den Grund und ersten Ursprung nachspüren wolte, so würde sich's am Ende allezeit finden, daß ihre Quelle, Neid, Eifersucht oder Vorzugsbegierde ist. Warum bilden sich andre nicht nach dem Muster der Mendikanten? Warum suchen sie nicht auch durch einen herablassenden, gemeinsamen Umgang, sich gleiches Vertrauen bey dem gemeinen Manne zu erwerben?

Es iſt ein ſchon längſt veraltetes Geſchwäz von den Beſchwörungen der Franziskaner und Kapuziner. Wahres und Falſches wird in den Vorwürfen die man ihnen deswegen macht, oder machen will, untereinander gemiſcht, und man weis nicht, wie man es angreifen ſoll, die Sache nur nach dem geſunden Menſchenverſtande aus einander zu ſezen. Unſre Glaubensgegner geben ſehr viele Gelegenheit dazu, welche in allerley Anliegen, wenn ſie vermeinen, von böſen Geiſtern geplagt zu werden, wenn ſie etwas verloren haben, oder wenn ihnen eine Sache von Werth geſtolen worden iſt, häufig den Mendikanten Klöſtern zulaufen, daſelbſt Hülfe ſuchen, und hernach allerley ungereimte Erzählungen verbreiten.

Daß die Mendikanten ſich in vorkommenden Fällen, der von der Kirche vorgeſchriebnen Mittel, nach Erfordernis der Umſtände bedienen, daß ſie armen Angefochtenen beyſtehen, daß ſie ihre Prieſter-

sterliche Gewalt, nach der Vorschrift der Kirche, bey teuflischen Besizungen, Zaubereyen, Geistererscheinungen, gebrauchen; daß sie sich dabey der vorgeschriebnen Exorcismen, Gebette, und des unschädlichen Gebrauchs heiliger Reliquien bedienen; wer will ihnen daraus einen Vorwurf machen? können Sie das nicht thun, was alle Priester der Katholischen Kirche zu thun Macht haben? Das übrige elende und unverständige Geschwäz von Amuleten, Seegensprechereyen, Räuchwerk und dergleichen verdient keine Antwort. Der gemeine Mann ist so beschaffen, daß man oft gezwungen ist seine Andacht, und seinen Glauben, durch solche unschädliche und unschuldige Mittel anzufeuren. Die Folge aber, welche man wider die Mendikanten daraus ziehen will, daß der gemeine Mann, durch solche Dinge abgehalten werde, seine Aufmerksamkeit auf die Grundlehren der Religion zu wenden, und sein Gehirn dadurch mit thörichten Einbildungen erfülle, ist gänzlich falsch. Man

vergröſſert die Sache aus Bosheit, um den Mendikanten wehe zu thun, und ihre unschuldige Erzählungen, oder ihre Anweisungen, bey gewissen Gelegenheiten diesen oder jenen Heiligen anzurufen, oder diß oder jenes besondre Gebet zu verrichten, sind weder den Vorschriften der Kirche zuwider, noch fähig, dem gemeinen Mann durch irrige Lehren, den Kopf zu verwirren. Wenn man den Mendikanten auf gründliche Art, und theologisch betrachtet, beweisen will, daß sie der Reinigkeit der christkatholischen Lehre schaden, so mus man bessre Beweise führen können.

Vielleicht gelingt es den Gegnern besser, wenn sie die Beweise herfürbringen, daß die Mendikanten, nach politischen Gründen betrachtet, eine unnüze und schädliche Last des Staates seyen. Wir wollen sehen, ob sie Stich halten, es ist aber Augiæ Stabulum, wo man nicht weis, in welchem Eke man anfangen soll, auszuraumen.

Der

Der erste Grund, welchen der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, und so viele andre anführen, daß solche dem Staate schädlich seyen, besteht darinn:

„ Daß sie, so lange sie blos von ihrem „ ausländischen General abhangen, ihre „ Klostergüter von allen Steuren und Abgaben befreyt seyen, und sie keine Befehle von ihrem Landesherrn annehmen „ wolten, ohne erst von ihrem Ordensgenerale die Erlaubnis dazu erhalten zu „ haben, sie Statum in Statu formirten, welches von keiner gesunden Staatsverfassung geduldet werden könne. Alles was vorgehe, sey verrathen, weil „ sie verpflichtet seyen, ihrem Generale „ von allem Nachricht zu geben, und der „ Staat müsse nicht allein die Summen „ entbehren, welche er von ihren Gütern, „ gleich andern Unterthanen ziehen könte, „ sondern es würden auch sehr grosse Summen von ihnen ausser Lands geschikt, „ und so viel verliere der Staat jährlich. *)

*) Grab der Bettelmönche. S. 134.

Lauter falsche Folgen aus einem eben so falsch angenommenen Grundsaze. Diejenige, welche so was vorgeben, und in den Tag hinein dawider schreyen, können die Gränzen der geistlichen Hierarchie und der weltlichen Gewalt nicht. Daß die Mendikanten, in gewissen, nicht in allen, Dingen, angewiesen worden sind, sich nicht der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfse, sondern dem Ausspruche ihres Ordensgenerals zu unterwerfen, gehört zu denen, von so vielen Päbsten und Kirchenversammlungen, ertheilten und bestättigten Freyheiten ihrer Orden, und wird also von keinem mit Recht angegriffen werden können; Nicht alle ihre Klostergüter sind von Steuren und Abgaben befreyt; diejenigen welche solches sind, haben es den freywilligen Geschenken und gottseeligen Gesinnungen grosser Herren zu danken, welche am besten davon urtheilen konten, was ihren Staaten, nüzlich oder schädlich war, und wem ist unbekannt, was die Klöster in allgemeinen Nothfällen, für freywillige Abgaben

gaben, zum Beſten des Staats entwichtet haben? Sie werden ferner beſchuldiget, daß ſie keine Befehle ihres Souverains, oder ihrer Biſchöffe, erkennen wollen, ohne zuvor Erlaubnis von ihrem Ordensgenerale erhalten zu haben. Hier mus man einen Unterſchied machen. Die Befehle des Souverains in weltlichen Dingen, werden allezeit reſpektirt. Die Befehle der Biſchöffe, in geiſtlichen Sachen, können ſie vermög ihres Gelübdes des Gehorſams, nie annehmen, ohne Befehl ihres Generals. Wird ſich aber ſolcher jemals weigern, ihnen die Erlaubnis dazu zu ertheilen, wenn ſie nicht der Ordensverfaſſung, und denen ſowohl herzebrachten und ſo vielfältig beſtättigten Freyheiten des Ordens, zu wider ſind? Das heiſſt mit Schatten fechten.

Die Verſchikung des Gelds auſſer Lands, iſt vollends ein elender Einwurf. Es wird zur Ehre Gottes, zu gottesdienſtlichen Werken, zu Unterhaltung der Miſſionen, in andern Welttheilen, verwen-

det. Wie viele Summen werden nicht an manchen Orten, auf Unterhaltung unnüzer ausländiſcher Künſtler, oder wie man ſie heiſſen will, verwendet, welche das erworbne Geld, hübſch mit ſich in ihr Vaterland nehmen, und über das wolte man ſich aufhalten, was zur Verſorgung der Armen, zur Ausbreitung der chriſtlichen Lehre verwendet wird? weg damit.

Jezt kommt ein Vorwurf, der vielleicht die Haupturſache iſt, warum die Mönchs Orden ſo vielerley Dinge beſchuldiget werden. Manche von den heiligen Orden ſcheut man, wegen ihres Anſehens, die arme Mendikanten müſſen alles entgelten. Sie ſollen ſich der Pfarreyen bemächtigen, und ſolche an ſich ziehen, wo ſie können. Abermal ein Vorwurf, der nicht den geringſten Beweis vor ſich hat, aber doch, der Vorwurf, der ihnen gleich nach ihrer Entſtehung gemacht wurde, und zu ſo vielen Streitigkeiten Anlas gab, von denen ſchon weiter oben erwähnt wor-

worden iſt. Unerweislich iſt der Saz an ſich, und die Furcht etwas von ihren Einkünften zu verlieren, hat der weltlichen Kleriſey zuerſt dieſe Beſchuldigung in die Gedanken gebracht. Dieſe ſolte froh ſeyn, an den Mendikanten Brüdern, ſo unentgeltliche Mithelfer zu haben. Haben ſolche aber die Verwaltung einiger Pfarreyen wirklich nach und nach an ſich gebracht, ſo ſind ihnen ſolche durch die Mildthätigkeit der Souveraine geſchenkt worden, und wer will etwas dagegen einwenden? Lieber Gott! wie ſolten die arme Mendikanten im Stande ſeyn, Pfarreyen an ſich zu reiſſen?

Aber man zieht noch eine boshafte Folge, und die nur einem offenbahren Feinde der heiligen Orden einfallen kan, aus der Verwaltung der Pfarreyen durch Mönche. Dieſe, insbeſondre die Mendikanten, ſollen die Bauren hauptſächlich lehren, ihr vorräthiges Geld, zu milden Stiftungen, wie leicht zu erachten, für die armen

men Mendikanten, abzutragen, und die herrschaftlichen Steuren so lang warten zu lassen. Nun! wenn mir einmal jemand einen Beweisgrund bringen kan, daß die Mendikanten dieses lehren, so will ich der Erste seyn, der sie verdammt. So ziemlich wahrscheinlich ist es, daß dem Verfasser des Grabs, seine Beschuldigungen und Vorwürfe, von einem Petriner angegeben werden seyn müssen, der um seines eigen Interesse willen, den Mendikanten abgeneigt war.

Die N. 137. des Grabs ꝛc. angeführte Stelle, aus dem Testamente des H. Franziskus, beweisst nicht das geringste. Die heutige Franziskaner und Kapuziner weichen nicht im geringsten von diesen Gesinnungen ab, aber was die christliche Liebe und Verträglichkeit anbelangt, da könte man wohl bey dem Gegentheile anrussen, Heu quantum &c. — Ich will mich nicht länger dabey aufhalten. Leser, welche wissen wollen, was es mit dem

Strei-

Streite über die Pfarreyen, eigentlich für eine Beschaffenheit habe, können die unten angezogne Schrift lesen. *)

Aber jezt kommen zween wichtige Punkte; Schade daß sie es nicht wirklich sind. Der erste betrift die Ernährung so vieler Tausenden von Müssiggängern, wie die Herren Gegner der Mendikanten solche zu nennen belieben; der andre die durch den Conlibat verhinderte Vermehrung des Volks. Beede wären von grosser Wichtigkeit, wenn sie aus demjenigen Gesichtspunkte betrachtet werden müssten aus dem sie die Gegner betrachtet haben wollen. Da sich aber diß nicht so verhält, so hoffe ich auch mit geringer Mühe darauf antworten zu können.

Wer

*) Bedenken und Untersuchung, ob man den Ordensgeistlichen, die Pfarreyen und Seelsorge abnehmen solle oder nicht. Dem Projekte eines Weltgeistlichen der Regenspurger Dioces entgegen gesezt. München 1769.

Wer kan, überhaupt davon zu reden, solche Leute Müssiggänger nennen, welche nach der Vorschrift ihrer heiligen Stifter, nach der Vorschrift welche so oft von der Kirche gebilliget und bestättiget worden ist, ihre Zeit in den vorgeschriebnen Stunden zur Andacht, mit dem Gottesdienste zubringen, welche ihre ledigen Stunden zu allerley andern Gottesdienstlichen Werken, oder zu der sauren Arbeit anwenden, ihren nothdürftigen Unterhalt, von den Glaubigen einzusammeln? Gewis kan kein vernünftiger Mensch sie eines Müssiggangs beschuldigen. Was heisst es also, wenn man die Mendikanten bezüchtiget, sie mästeten sich mit dem Schweisse und Blute andrer? Nichts, weniger als Nichts. Wir wollen sehen, wie die Gegner solches beweisen wollen.

„Der Arme Landmann,, sagen sie, „ welcher kaum im Stande ist, die seiner Landesherrschaft schuldigen Abga„ben zu bezahlen; hat vielleicht einmal „ so

„ so viel Vorroth zusammen gebracht,
„ daß er sich und seiner Familie einige
„ Sorgenfreye Tage machen könte; al-
„ lein nun erhält er Besuche von den ter-
„ minirenden Bettelmönchen, und diese
„ füllen ihren Sak mit dem Wenigen,
„ was er über seinen nothdürftigen, arm-
„ seeligen Unterhalt, noch übrig hatte.„ *)

Dieser Angrif wäre bald beantwortet: Man darf nur sagen, die arme Leute sind ja aus keinem Grunde, dazu gehalten, den terminirenden Mönchen etwas zu geben, was sie also thun, das thun sie aus freyem Willen, und können sich auf keinerley Art, deswegen beschweren. Die terminirende sind ja nicht befugt, etwas zu fordern, sondern ihre Regel bringt es mit sich, zu bitten und Allmosen zu sammeln.

Diese kurze Abfertigung, haben die Gegner voraus gesehen, und sich daher bemü-

*) Grab der Bettelmönche, S. 136.

mühet, allerley Beweaursachen ausfindig zu machen, warum die Gebende eben nicht allemal eine freye Wahl haben, zu geben oder nicht. Sie bestehen, überhaupt genommen, hauptsächlich in folgendem: Wer seinen guten Nahmen nicht verlieren will, mus den Mendikanten geben; Einfältige Leute glauben, sich dadurch jedesmal eine Stufe in den Himmel bauen zu können; Sie thun sich selbst weh, und geben, durch das Geschwäz der Mönche verführt, theils, weil sie Gott selbst zu geben glauben, theils, weil sie sich für der Hölle fürchten; Endlich auch noch aus andern Absichten; z. B. sich nicht verlästern, oder für arm ansehen zu lassen, oder auch, weil sie hofften, der Mönch werde sie bey andern rühmen, und ihnen dadurch ein gröfferes Ansehen verschaffen.

Was man doch nicht alles sagen kan, wenn man sich einmal vorgesezt hat, etwas sagen zu wollen! Wenn man auf alle Lästerungen, welche die Menschen uns

unter ſich, auf ihre Nebenmenſchen ausſpeyen, achten wolte, wo würde man hinkommen? Der Lauf der Welt iſt ſo. Wenn aber man be aus dem Beweggrunde, den armen Mendikanten ein Allmoſen geben, um keine üble Nachrede erdulten zu müſſen, ſo iſt zwar der Beweggrund nicht zu billigen, aber kan man den Mendikanten einen Vorwurf daraus machen? Wenn die Leute glauben, ein verdienſtliches Werk dadurch zu verrichten, handeln ſie darinn unrecht? Das übrige iſt unter aller Beantwortung. Wir wollen weiter gehen.

So viele müſſige Hände, heiſſt es, verhindern den Anbau des Landes, und folglich den Flor deſſelben, der aus der Cultur ſeiner Produkten herflieſſen könte. Diß iſt im allgemeinen wahr, aber man mus wohl dabey unterſcheiden, ehe man ſo ins Wilde hin einen Ausſpruch thun will.

„ Je mehr Feld bearbeitet wird „ ſagt der Verfaſſer des Grabs ꝛc. „ je mehr „ blühet der Nahrungsſtand, und die Ar„ muth verſchwindet. Je mehr die Pro„ dukte eines Landes vermehret werden, „ je ausgebreiteter wird die Handlung, „ und dadurch der Umlauf des Gelds be„ fördert. „

Diß iſt das allgemeine Geſchrey unſres ökonomiſchen Jahrhunderts, und von allen Spekulationen hat man noch nicht das geringſte nüzliche Reſultat geſehen. Daß in manchen Ländern, ſo wie in Frankreich, nach der Angabe des angeführten Marquis von Turbilly, noch ſehr viel Land nicht angebaut iſt, leidet wohl keinen Widerſpruch, aber ob dieſes Land, wenn es angebaut würde, ſeine Bebauer ernähren könte, das iſt eine andre Frage. Man wehklagt über den Mangel an Leuten, die das Land bauen, und diejenige, die ſich wirklich damit abgeben, haben groſſentheils faſt nichts zu leben. Allein die-

dieſe ſo überhaupt hingeworfne Säze, haben ſo vieler Erklärungen und Erörterungen nöthig, es werden ſo viele Einſichten und Kenntniſſe dazu erfordert, zu entſcheiden, in wie fern eine mehrere Cultur einem Lande, insbeſondre betrachtet, Nuzen bringen kan, daß es gar nicht darauf ankommt, nur ſo blos hin zu ſagen: ein paar tauſend Hände mehr können viel zum Anbau des Landes beytragen. An ſich iſt dieſes wohl wahr, aber die Frage iſt, ob der Ertrag von ihrer Arbeit zureichen wird, ſie zu ernähren, oder dem Staate wirklichen Nuzen zu ſchaffen?

Man ſchreyt immer die Mendikanten Orden für Müſſiggänger aus. Warum? weil ſie weder das Feld bauen, noch andre Handarbeit verrichten. Die neueſte Schriftſteller ſezen ihnen hauptſächlich die Ordensregel des H. Benedikrus entgegen, ſie berufen ſich auf die Bemühungen der Mitglieder dieſes Ordens, welche ſie auf den Landbau und die Urbarmachung unge-

lauter Felder gewendet haben. Niemand verkennt die Verdienste dieses Ordens, aber es ist zweyerley, nach der Regel des H. Benedikts leben, oder nach der des H. Franziskus, zu leben, und wo widmen sich denn die Benediktiner heut zu Tage dem Anbau des Landes, oder mit was für Händearbeit beschäftigen sie sich? Ich begehre die Nachfolger des H. Franziskus, nicht aus diesem Grunde zu vertheidigen, denn ihre Ordensregel befiehlt ihnen dasjenige nicht, was den Benediktinern die ihrige befiehlt, sondern will nur zeigen, daß sich die Gegner in ihrem Eifer selbst widersprechen.

Der Streit über die Arbeit der Nachfolger des H. Franziskus, ist überhaupt nur ein Wortstreit. Man unterscheide nur geistliche und weltliche Arbeit. Jene wird man den Mendikanten nicht absprechen können, in diese sich einzulassen, sind sie nicht verpflichtet. Man führt ein paar Stellen aus dem Testamente des H. Fran-

zis-

zigkus an, welche solches beweisen sollen, aber nichts weniger als das. Vorerst sind seine Worte kein Befehl, sondern eine väterliche Ermahnung, was sie im Nothfalle thun sollen; Vors Zweyte, so läßt sich zu unsren Zeiten dasjenige nicht mehr thun, was sich vor 600 Jahren thun ließ. Ich bitte alle Unparthevische, die Veränderung der Zeiten und sowohl der kirchlichen als bürgerlichen Verfassung, wohl in Acht zu nehmen, wenn von dergleichen Dingen die Rede ist.

Um nun auf das vorige wieder zu kommen, so ist freylich gar nicht zu läugnen, daß ein paartausend in Klöstern verschlossene Hände, mehr Feld urbar machen könten, als jezt angebaut ist. Aber würden sie dieses zu thun Gelegenheit finden? Würde es zum Nuzen des Staats gereichen? Würden sie es thun können, ohne sich wieder eigne Haushaltungen zuzulegen? Würde dadurch nicht die Menge des Volks vermehrt werden, ohne daß die gegenwärtige

einmal zureichend zu leben haben? So unwidersprechlich alles dieses ist, so unwidersprechlich ist es auch, daß eine besondre Absicht der allweisen göttlichen Vorsehung, darunter vorwalte, daß noch eine Menge von Menschen, einen besondern Trieb empfinden, sich dem beschwerlichen und verachteten Mendikantenleben zu widmen. Ein jeder bleibe in seinem Berufe.

Als die Benediktiner sich zuerst in Deutschland einfanden, Klöster errichteten, und Felder urbar machten wo bis dahin ungeheure Waldungen gestanden hatten, so waren sie fast gezwungen solches zu thun. Deutschland war noch eine Wüste und sie mussten für Brod sorgen. Jezt haben sich die Zeiten verändert, es ist nicht mehr nöthig, daß sie sich mit Bauung der Felder beschäftigen; Ihre, den Klöstern gehörige Ländereyen sind in gutem Zustande, und ihre Unterthanen können solche besorgen. Wer wolte sie bey dieser veränderten Beschaffenheit der Zeiten und Umstän-

stände, beschuldigen, daß sie von der Regel ihres Stifters abgewichen seyen, weil sie nicht mehr mit ihren Händen das Feld bauen? Wer will es aber auch umgekehrt, den Mendikanten zum Vorwurfe machen, daß sie es nicht thun, und sie deswegen Müssiggänger schelten? Da sie keinen Befehl dazu von ihrem heiligen Vatter erhalten haben. Und wenn nun einige tausend solcher müssigen Hände, in der Welt blieben, wo sollen sie Arbeit zu ihrem Unterhalte finden, für einen Mann, der täglich saure Arbeit verrichten mus, ist es schwer, sich mit der schlechtesten Kost, öfters nur mit Brod und Wasser zu behelfen, und er wird seine Arbeit dabey nicht weit bringen. Der Mendikante, welcher sich gänzlich Gott aufgeopfert hat, ist damit zufrieden, was ihm Gott täglich bescheeret und nimmt auch gern mit einem Stüke Brods vorlieb. Der Christ welcher ihm solches mittheilet, wird dadurch nicht verarmen.

Es iſt aber auch völlig falſch, daß die Mendikanten Müſſiggänger ſeyen, ob ſie gleich kein Handwerk treiben, oder ſich auf den Feldbau legen. Ihre vorgeſchriebne gottesdienſtliche Uebungen in den Klöſtern nicht einmal gerechnet, ſo verrichten ſie viele äuſſerſt wichtige Arbeiten. Den Irrenden, den rechten Weg zu weiſen, die Schlummernden zu erweken, die Sünder zur Buſſe zu rufen, die Angefochtnen zu tröſten, die Kranken zu beſuchen, den Sterbenden beizuſtehen, ſind diſes keine Arbeiten? ſind ſie nicht wichtig? gereichen ſie nicht zur Bildung der Menſchen, und werden ſolche nicht dadurch angewieſen, ihre Pflichten gegen Gott, ihren Landesherrn und ihre Nebenmenſchen zu erkennen? Sind ſie nicht nüzlich vor den Staat, und kan man die Mendikanten mit Grunde beſchuldigen, daß ſie unnüze Mitglieder deſſelben ſeyen?

Endlich, um noch eines zu gedenken, ſind diejenige Leute ſchädlich, welche Tag

und

und Nacht gesellschaftlich vereiniget, den Höchsten um Seegen über ihre Vorgesezte, über das ganze Land, über alle Menschen, anflehen? Wo zween oder drey in meinem Nahmen versammelt sind, sagt der Hochgelobte Heyland, da bin ich mitten unter ihnen.

Ein unverschämter Vorwurf ist es, wenn die Feinde der Mendikanten vorgeben, der gröste Theil der in ihre Orden aufgenommenen Brüder, bestehe aus Leuten welche ihrer Gebuhrt nach zu den härtesten Geschäften und niedrigsten Handthierungen bestimmt gewesen seyen, solche aber aus blosser Faulheit und Liebe zum Müssiggange verlassen hätten, um in den Klöstern nichts zu thun. So offenbare Unwahrheiten, solte man doch nicht so in den Tag hinein schreiben, und Unwissende damit irre machen dörfen. Man solte denken, alle querfelds ein ankommender Landläufer, Taugenichte und rohe Leute, würden nur so schlechthin in die Orden aufge-

nommen. Doch, Gott sey es gedankt, daß Verständige und Freunde der Orden wissen, wie man bey der Aufnahme neuer Mitglieder zu Werke geht. Und da dieses eine pure lautere Lästerung ist, so finde ich nicht für nöthig mich dabey aufzuhalten.

Eben so unverschämt ist der Vorwurf, welchen man den Mendikamenten dadurch machen will, daß man sie für völlig unwissende Leute, für Leute ausschreyt, welche nichts weiter verstünden als ihr Brevier zu betten. Ein solches Vorgeben verräth eine völlige Unwissenheit sowohl in der Kirchen, als gelehrten Geschichte. Auch ein Anfänger in denselben, kennt die grosse Lichter der Kirche, die erhabnen Lehrer, welche der Franziskaner Orden unter seine Mitglieder zählet. So viele berühmte Bischöffe, so viele Kardinäle, die sich durch ihre Einsichten, durch ihre Schriften, durch ihre Verwaltung der wichtigsten Geschäfte, so berühmt gemacht haben, solten dieses unwissende Leute gewesen seyn? Wenn doch die

die Leute zuvor auch überlegen wolten, was sie sagen. Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, kan doch nicht läugnen, daß ein Ximenes, ein Sixtus der fünfte, ein Klemens der vierzehnde, aus dem Franziskaner Orden gewesen sind.

Um dennoch einigen Schein für die Wahrheit dieses Vorgebens zu behalten, beruft man sich auf den heiligen Franziskus selbst, welcher von keiner Wissenschaft nichts hören wollen, und ausdrüklich verlangt habe, seine Nachfolger, solten sich nicht im Geringsten auf die Gelehrsamkeit legen; folglich wären auch alle die grosse Leute, welche der Franziskaner Orden herfürgebracht, von den Vorschriften ihres heiligen Stifters abgewichen. Ich habe schon oft gesagt, daß der Unterschied der Zeiten sorgfältig in acht genommen werden muß, wenn man von der Beschaffenheit gewisser Stände und Begebenheiten urtheilen will.

Zu den Zeiten des H. Franzis[illegible] war, in Vergleichung mit den erſten Zeiten der Benediktiner, ſchon eine weit gröſſere Anzahl von wüſte liegenden Feldern urbar gemacht, die Volksmenge hatte zugenommen, und es waren Hände genug, ſowohl zum Akerbau, als zu allen Handarbeiten da, welche zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens erforderlich ſind. Der H. Vatter, nahm alſo ſeinen Bedacht mehr darauf, ſeine Nachfolger einem gottſeeligen Leben zu widmen, und durch ſie auch andre zu bewegen, ein gleiches zu thun. Er ertheilte ihnen aber den vätterlichen Rath, dennoch, wo ſie könten, irgend eine Arbeit zu erlernen, um ſich im Nothfalle, derſelben bedienen zu können. Unter ſeinen erſten Nachfolgern, befanden ſich auch noch wenige Prieſter, und der groſe Hauſe, der diejenigen häufigen und wichtigen Geſchäfte, welche einem Prieſter obliegen, nicht zu verrichten hatte, konte daher allerley andre Arbeiten um ſo leichter verrichten. Jezt

unterscheide man die Zeiten, so wird man finden, daß man bey der jezigen Beschaffenheit der Orden, und der heutigen Beschaffenheit der Welt, nicht von den Mendikanten fordern kan, daß sie sich mit dem Landbau oder andrer Handarbeit beschäftigen sollen.

Vorerst besteht heut zu Tag, die bey weitem grössre Anzahl derselben in Priestern. Die Bedürfnisse der Glaubigen, und der Mangel an Seelsorgern vor einigen Jahrhunderten erforderten solches, und die Ausspräche der Kirche billigten es. Offenbar ist es aber daß zu Priestern geweihte Personen, keine gemeine Arbeiten verrichten sollen, noch zu verrichten im Stande sind, aus Ursachen, welche ich vielleicht weiter unten, weitläufiger auseinander sezen werde. Es bleibt also nur die eben nicht sehr grosse Anzahl der Layenbrüder übrig. Aber haben diese nicht schon gnugsame Beschäftigungen, sowohl die unumgänglichen Arbeiten im Kloster zu ver-

ſehen, als den Prieſtern an die Hand zu geben? Wahrhaftig, wenn man noch das beſchwerliche Allmoſen ſammeln dazu nimmt, ſo bleibt ihnen nicht die geringſte Zeit zu andern Arbeiten übrig.

Aber geſezt nun, ſie hätten Zeit und Muſſe dazu, wo ſollen ſie Arbeit finden? Müſſen nicht bereits, durch die allzugroſſe Volksmenge, diejenige welche das Feld bauen, an ihrer Nahrung Mangel leiden? Was würde es ſeyn, wenn ſich noch mehrere Arbeiter einfänden? So iſt es auch mit allen den Handwerkern, welche zur Nothdurft und Bequemlichkeiten des Lebens dienen. Wo würden meine arme Mendikanten Arbeit finden? und wenn ſie ſie fänden, was für einen Genus würden ſie davon haben? Würden ſie nicht entweder ſich ſelbſt, oder alle diejenigen ehrlichen und bedürftigen Leute, welche von ſolchen Handthierungen ihren Unterhalt ziehen, deſſelben berauben? Ach! liebe Freunde! laſſt immer die armen Mendikanten ſich

mit

mit ihrem sauren Terminiren, ein Stük Brod sammeln! darüber wird kein Bürger an den Bettelstab gerathen.

Aber lasst sie nun alle eure Handarbeiten mitmachen, lasst sie solche besser, wohlfeiler verfertigen, lasst sie durch ihre eignen Hände so viel Korn anbauen, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben; lasst sie Scheunen, und Magazine errichten, um das überflüssige zu bewahren, und in mangelhaften, unfruchtbaren Zeiten wieder zu verkaufen, wo werdet ihr mit eurem Vorrathe, mit den Produkten eurer Handarbeiten bleiben? Werdet ihr nicht in viel grössere Noth gerathen, als die ist, in welcher ihr euch befindet, wenn ihr einem armen Mendikanten, ein Stük Brod, oder einen Löffel voll Schmalz mittheilet, oder ihn, auf seinem mühsamen Allmosensammeln mit einer Suppe, oder einem erquikenden Getränke labet? Dar-

rum lasse die Mendikanten bleiben wie sie sind. *)

Zum Lachen ist es, was man für ein Geschrey darüber macht, daß die Menge der Bettelmönche das Mark des Landes verzehren, ohne etwas dafür zu thun. Der Ausdruk, das Mark des Landes, ist sehr

*) Ich möchte wohl wünschen, diejenige, welche über die entsezliche Menge der Bettelmönche schreyen, wie der Verfasser des Grabs der Bettelmönche S. 147. führten uns authentische Beweise von ihren Angaben an. Der daselbst allegirte Graf von Lauragais ein Mann ohne Religion und bekannter Spötter, ist kein Mann, auf den man sich verlassen kan. Es ist noch eine Frage, ob der Orden der Kapuziner in ganz Europa so stark ist, als er nach desselben Angabe, nur in Frankreich seyn soll. Und so verhält es sich auch mit der Bestimmung der Anzahl der Mendikanten Klöster, in den übrigen Staaten von Europa. Man darf nicht einmal die Helfte davon, für richtig annehmen.

ſehr übertrieben, wie es allemal zu geſchehen pfleat, wenn man in einer Sache keine triftigen Gründe anzuführen weis; Man ſucht alsdenn die Unpartheyiſchen durch hochtrabende Redensarten und ſesquipedalia verba zu übertäuben und ihnen Sand in die Augen zu ſtreuen. Lieber Gott! ſind denn die Lebensmittel, womit die terminirende Mönche, wenn es gut geht, ihre Säke füllen, das Mark des Landes? Werden ſie ihnen nicht freywillig gegeben, und ſpürt derjenige der ſie giebt, dadurch wohl einen Abgang an ſeiner Nahrung? Iſt es nicht eine Pflicht der chriſtlichen Liebe, dem Dürftigen nach ſeinem Vermögen mitzutheilen? Ob die Mendikanten einem Staate dadurch zur Laſt ſeyen, daß ſie nichts thun, davon habe ich ſchon oben geredet und gezeigt, daß ſie mehr thun, als vielleicht diejenige ihr Lebtag gethan haben, welche ihnen ſo elende Vorwürfe wegen ihres Müſſiggangs machen.

Doch noch ein schrecklicher Vorwurf ist übrig. Man fängt an den Ehelosen Stand der Mendikanten anzugreifen. In Frankreich hat man angefangen solches zu thun, und in Deutschland bettet man es jezt getreulich nach. Helf was helfen mag, wenn man einmal den Vorsaz hat, einem gewissen Stande weh zu thun. Wenn unsre Glaubensgegner den Conlibat unsrer Geistlichen angreifen, so ist sich nicht darüber zu verwundern, weil sich nach ihren Säzen die Geistliche verheurathen sollen; wenn aber Leute, die sich für katholische Christen ausgeben, wider das Ehelose Leben der Geistlichen schreyen, so ist solches abgeschmakt.

Ich will gar nicht läugnen, daß einige Ordensgeistliche durch ihre verkehrte Aufführung und durch die wenige Mühe welche sie sich gaben, ihre Begierden zu unterdrüken, viele Gelegenheit dazu gegeben haben, daß das Gelübde der Keuschheit verlästert wird. Es hat so gar ei-

nige gegeben, welche von ihren verderbten Leidenschaften dahin geriſſen, ihr Kloſter verlaſſen und ihres Gelübdes ſchändlich vergeſſen haben; aber was beweiſſt dieſes? Sie ſind dahin gegeben in ihrem Irrthum, und auch unter der ſchönſten Heerde befindet ſich denn und wenn ein räudiges Schaaf. Ueber dieß hat die Kirche auch dafür geſorgt, daß für diejenigen, welchen es zu ſchwer fällt, das Gelübde der Keuſchheit zu halten, Mittel vorhanden ſind, der Sache abzuhelfen. Man hat viele Beyſpiele, daß Ordensleute, wenn ſie auf gehörigem Wege darum angeſucht, von ihren Gelübden losgezählt worden ſind. Die Betrachtungen auf phyſikaliſche und moraliſche Uebel welche daraus entſtehen, ſind daher von keiner Wichtigkeit, weil man ihnen leicht abhelfen kan. *)

*) Der in dem Grabe der Bettelmönche S. 157. angeführte Brief eines Pfarrers in Guienne, verdient eben nicht viel

Allein man greift den Ehelosen Stand der Ordensleute nicht von dieser Seite hauptsächlich an, sondern man sucht zu behaupten, daß sie dadurch dem Staate schaden. Da bringt man nun das alte Geschwätze von der Bevölkerung immer wieder auf die Bahn. " Alle diese Menge gesunder
„ und starker Leute, welche den Bettel-
„ mönchen jährlich zulaufen entgehen dem
„ Staate, und bringen der Kirche keinen
„ Nuzen. Man versperre solchen Leuten
„ den Weg zum Müssiggange, so wer-
„ den sie sich genöthiget sehen, ihr Brod
„ durch ihre Arbeit zu verdienen, sie wer-
„ den sich verheurathen, und in weni-
„ gen Jahren wird der Staat einige tau-
„ send fruchtbare Aeker und einige tau-
„ send nüzliche Bürger mehr haben - sie
„ werden sich vermehren, und ihre Söh-
" ne

viel Glauben. Man kennt die Gesinnungen eines d'Alembert und Büffon, und in dem Observateur Anglois wo er zu finden ist, stehen viele Dinge, welche bey einer genauen Prüfung, keinen Stich halten.

„ ne werden wieder Weiber nehmen. Wie „ sehr müßte nicht die Bevölkerung zu„ nehmen, blos dadurch, daß man die Au„ zahl der Bettelmönche verminderte.„ So lautet die allgemeine Sprache der Gegner.

Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, redet aus eben diesem Tone. S. 56. sagt er: " daß die allzugroße Menge der „ Hagestolzen, einem Staate höchstschäd„ lich sey, ist schon längst erwiesen. — „ Wird die Anzahl der Mendikanten einge„ schränkt, werden ihre überhäufte Klö„ ster vermindert, so wird den jungen, „ starken, auf Kosten andrer lebenden „ Müssiggängern, eine grosse Freystätte „ benommen, und sie werden die nüzli„ chen Mitglieder des Staats, es sey in „ bürgerlichen Handthierungen und Ge„ werben, oder im Soldatenstande, ver„ mehren. Sie werden sich verheurathen, „ und die Bevölkerung des Landes, folg„ lich nüzliche, die Bequemlichkeit und den

„ Reichthum vermehrende Arbeiten, be„ fördern. „

Daß man doch so besorgt ist den Ehstand zu befördern! Liebe Herren! bekümmert euch doch nicht, um die Vermehrung der Menschen, es sind ihrer bereits mehr in der Welt, als ihr zulängliches Auskommen haben können und wenn nicht zuweilen Krieg und Pest ein wenig aufräumten, so würde bald eine Hungersnoth entstehen. Man hat keiner stärkern Bevölkerung nöthig. Wenn alle Religiosen, und zugleich alle Soldaten, ohne Einschränkung heurathen dörften, so würde sich ohngezweifelt die Anzahl der Menschen geschwind noch mehr vermehren, man würde nach dem Verlangen dieser politischen ökonomischen Rechenmeister, in kurzer Zeit eine viel grössere Menge Aeker gebaut und eine weit grössere Anzahl von allerley Künstlern und Handwerkern haben. Diß ist alles unwidersprechlich; aber würde der Staat nach seiner innern Verfas-

sung,

sinnung, dadurch gebessert seyn? dazu saze ich Nein.

Wo würden diese Leute die Früchte ihrer Arbeiten absezen, wovon würden sie leben können, da diejenige, welche bereits vorhanden sind, nicht einmal zulänglichen Unterhalt finden. Ist es nicht eine allgemeine Klage, daß alle Handwerker übersezt seyen? und keiner, wegen ihrer allzugroßen Anzahl genug Brod hat. Wie viele Menschen wandern nicht jährlich aus ihrem Vatterlande, weil sie keinen Unterhalt finden können?

Man lasse also immer die Mönche im Conlibate leben, sie verursachen dadurch keinen Schaden; oder man verschasse ihnen vorher Mittel, sich und ihre künftige Familien, zulänglich zu ernehren, damit nicht die Volksmenge mehr als das Land ertragen kan, und die Anzahl der darbenden Handwerksleute und Bauren vermehret wird. Die politische Rechen-

meiſter können uns gut vorrechnen, wie viel Land zur Ernährung eines Menſchen erforderlich ſey, und wie viel Geld er täglich zu ſeinem Unterhalte nöthig habe. Sie denken aber nicht daran, ob er auch bey der groſſen Volksmenge mit ſeiner Arbeit, welche ſo viele neben ihm verfertigen, auch täglich ſo viel verdienen kan; Sie denken nicht daran, wie hoch die Preiſe der Lebensmittel ſind; daß es Mißjahre geben kan; daß die eingeführte Lebensart viele Bedürfniſſe nothwendig macht, welche nicht eigentlich zum Lebensunterhalte gehören, und in ihrer Rechnung nicht ſtehen. Die Menge der Bettelmönche, welche aber viel zu gros angegeben wird, iſt alſo einem Staate ſo wenig ſchädlich daß ſie vielmehr Nuzen bringt, indem ſie doch einiger maſſen, die allzuſchnelle Volksvermehrung verhindert. Ihre ſchlechte, nothdürftige Nahrung, kan man ihnen wohl gönnen, da ſie ſolche nur von demjenigen erhalten, was ihnen andre aus gutem Willen, von ihrem Ueberfluſſe geben.

Daß

Daß auch nunmehr die hohe Souveraine und Einsichtsvolle Staatsmänner, von der Schädlichkeit der Mendikanten Klöster überzeugt seyen, ist ein andrer Beweis, den die Gegner derselben, wider sie führen wollen. Der Verfasser des Grabs ꝛc. macht sich sehr breit, mit der Kayserlich-Königlichen allerhöchsten Verordnung, daß die Klöster nicht mehr von auswertigen Ordensgeneralen abhangen sollen. Hat aber dieses den geringsten Bezug auf unsren vorhabenden Gegenstand? Ist in derselben ein Wort von der Unnüzlichkeit, oder gar Schädlichkeit der Mendikanten Orden, zu finden? Weise Ursachen haben ohne allen Zweifel, den allerhöchsten Monarchen bewegt, eine solche Verordnung ergehen zu lassen. Wir sind nicht fähig, denselben nachzuspüren; genug, daß sie keinen Beweis enthält, daß die Mendikanten unnüz und schädlich in einem Staate seyen.

Eben so schwach ist der Beweis, daß im Venetianischen, Florentinischen, und in Frankreich und Neapel, verschiedne kleine Klöster eingezogen werden seyen, weil man die Schädlichkeit derselben erkennt habe, und das sollen die ersten Stralen des anbrechenden Lichtes, bessrer Erkenntnisse, in Ansehung der Mendikanten seyn. Wie man doch alles mit Haaren herbeyzieht, was zur Behauptung einer einmal angenommenen Meinung dienen soll! Wurden denn diese kleine Gemeinheiten deswegen eingezogen, weil sie schädlich waren? Geschah es nicht deswegen, weil sie nicht im Stande waren, ihren Unterhalt zu finden, und weil sie als abgesonderte Zweige, eines Hauptstammes, der sich in zu viele Aeste vertheilte, hätten verdorren müssen, wenn man sie nicht dem Mutterstamme wieder einverleibt hätte. Was soll also dieses beweisen? *) Vielleicht

*) Mit wahrem Vergnügen, schreibt der Verfasser des Grabs, S. 150. schreibe ich

leicht weiter gar nichts, als daß die christliche Liebe und Mildthätigkeit sehr abnimmt, und nur schon zu viel abgenommen hat.

Ich glaube nunmehr die elende Beweise, daß die Mendikanten einem Staate unnüz und schädlich seyn sollen, kurz und gut beantwortet zu haben. Sie verdienen keine ausführliche Beantwortung. Wo Haß, Neid und Partheygeist, die Feder führen, da müßte man sich unendliche Mühe auf den Hals bürden, wenn man jeden Einwurf, jede Vorspieglung, jede Lästerung, beantworten wolte. Genug, wenn man zeigen kan, daß die Beschul-

ich es, daß man wirklich auch in Bayern, wo sich allein 1000 Franziskaner befinden sollen, darauf bedacht ist, ihre Zahl zu vermindern. Ich besorge, er werde sich um sonst vergnügt haben. Wer hat ihm die Anzahl der Bayrischen Franziskaner, so genau angegeben? Daß man darauf bedacht ist, sie zu vermindern, das mag wohl nur von denjenigen geschehen, die so denken wie der Verfasser.

schuldigung, als ob die Mendikanten einem Staate unnützlich oder schädlich wären, nicht den mindesten Grund hat. Ich bin diesen eingebrachten gewöhnlichen Beschuldigungen, ihren vermeintlichen Beweisen, so gar dem, was nicht die geringste Beantwortung verdiente, auf dem Fusse nachgegangen. Vernünftige mögen urtheilen.

Ich will nur noch zweyerley bemerken, ehe ich weiter gehe. Der Verfasser des Grabs ꝛc. beruft sich sogar auf die Verordnungen, des Russischen Kayſers, Petrus des Ersten, in Ansehung der Russischen Klöster. Was können aber die Einrichtungen einer Schismatischen Kirche beweisen? Ferner so droht man mit physikalischen und medicinischen, moralischen und politischen Gründen, die Schädlichkeit des Conlibats zu beweisen. Was die ersten betrift, so verdienen sie keiner weitern Beantwortung, denn es ist notorisch, daß einer, der sich seiner natürlichen

chen Disposition nach, nicht im Stande befindet, das Gelübde der Keuschheit zu halten, wenn er die gehörigen Wege einschlägt, von der Kirche davon dispensirt werden kan. Die politische Einwürfe, welche man dagegen zu machen sucht, habe ich schon beantwortet, und die moralische beissen für sich gar nichts, als wenn sie in Verbindung mit den physikalischen und medicinischen stehen.

Zwey Gattungen von Vorwürfen, warum die Medikanten einem Staate nuzz und schädlich seyen, hätte ich also kürzlich beantwortet, man will aber solches auch aus moralischen Gründen beweisen. Diese werden wohl am leichtesten zu beantworten seyn, theils weil solches im vorhergehenden schon geschehen ist, theils, weil sie lauter unerwiesne Thathandlungen voraus sezen, und auch die unschuldigsten Dinge, in einem falschen Lichte vorstellen.

Zum

Zum ersten gehört, die bis zum Ekel widerholte Beschuldigung, daß der Kopf des gemeinen Manns, durch die Mendikanten mit allerley Aberglauben erfüllt werde, welches nicht mit der reinen christlichen Moral übereinstimme. Ganz gewis. Aber ist die Beschuldigung erwiesen? Ich denke nein. Das Gehirn des Gemeinen Manns ist mit Teufeleyen, Zaubereyen, Hexereyen, angefüllt; also ist der Umgang mit den Mendikanten Schuld daran — welch ein elender Schluß! Das erste ist nicht zu läugnen, aber was ist die Ursache? nichts anders als die elende Erziehung. Die schon von hundert Jahren her fortgepflanzte fürchterliche Erzählungen, müssen die Kinder von ihrer zärtesten Jugend an, anhören. Sie sehen daß das Gesinde, ihre Eltern selbst, solchen allen Glauben zustellen; diß prägt sich in ihre Seele ein, und denn werden ihre Köpfe mit allerley furchtbaren Vorstellungen angefüllt. Quo semel est imbuta recens &c. An alle die-

diesem sind nun wohl die Mendikanten nicht schuld.

Allein man beschuldiget sie doch, hauptsächlich die Franziskaner und Kapuziner, daß sie solche Leute in ihrem Aberglauben bestärken, um ihren Vortheil daraus zu ziehen; Daß sie ihnen zu diesem Ende, allerley Mittel wider die Zauberey mittheilen, und sich eines besondern Vorzugs in Vertreibung der bösen Geister, durch allerley besondre kräftige Amuleten, Seegen, und Beschwörungen, durch besondres Rauchwerk und geweihte Kräuter, u. s. w. vor allen andern Geistlichen und Ordensleuten rühmten.

An allem diesem ist etwas weniges wahr, das übrige aber grundfalsch. Jenes besteht darinn, daß sich der gemeine Mann in allerley Anliegen bey den Franziskanern und Kapuzinern Raths erhole. Nun wenn er auch dieses thut, wer kan sagen, daß es unrecht sey? Ist es

nicht

nicht jedem Katholischen Christen erlaubt, sich denjenigen zum Beichtvatter zu wählen, zu welchem er das meiste Zutrauen hat? Wie viel mehr also, muß es auch sonst in allerley leiblichem und geistlichem Anliegen, jedem freystehen, sich zu demjenigen zu wenden, auf welchen er das meiste Vertrauen setzt. Sind die Mendikanten nicht so wohl geweihte Priester als andre?

§. Daß sich, besonders die Franziskaner und Kapuziner einer besondern vorzüglichen Gewalt über die böse Geister rühmen sollen, ist in facto unerweislich. Sie bedienen sich keiner andern Mittel, Angefochtene zu befreyen, als solcher, die von der Kirche vorgeschrieben und gebilliget sind, und das dörfen, das können sie thun, ohne daß man ihnen einen Vorwurf darüber machen kan. Aber sagt man, sie bestärken den gemeinen Mann im Aberglauben, durch allerley Amuleten, Rauchwerke, Gebette ꝛc. und wenn sie es thun,

was thun ſie unrechtes? In Anſehung ſolcher Dinge, werden ſie niemals etwas thun, was nicht von der Kirche ſchon längſt gebilliget worden wäre, ſie ſind alſo an ſich ganz unſchuldig, und wenn noch der Nuzen daraus entſpringt, daß der gemeine Mann ſtatt ſich zu allerley verdächtigen Seegenſprechereyen und Beſchwörungen zu wendete, ſich zu ſeinem erwählten geiſtlichen Gewiſſens-Rathe wendet, und auf deſſen Vorſchriften ein Vertrauen ſezet, ſo ſehe ich nicht, was für Uebel daraus entſpringen könte. Die einmal ſchon von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile, welche man nicht plözlich ausrotten kan, erfordern, daß man wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände lenke, damit er wirklich nicht zu tief im Aberglauben verſinke, und ſeine Zuflucht endlich, zu ganz Religionswidrigen Dingen nehme. Und, was noch das vornehmſte iſt; Laſſt den Unwiſſenden gemeinen Mann, immerhin glauben, diß oder jenes Präſervativ helfe wider alle Anfechtungen der bö-

ſen Geiſter, oder wende alle Zaubereyen ab, was iſt dabey verloren; er wird ſich im Vertrauen, auf ſein Amulet, oder was es ſonſt ſeyn mag, nicht mehr dafür fürchten, und diejenige Arbeit mit frohem Muthe verrichten, welche er vorher nur mit Furcht und Zittern übernahm; er wird ſich nicht mehr ſcheuen um Mitternacht, auf den Boden, in den Stall oder in den Keller zu gehen, und nach und nach werden endlich die thörichten Vorſtellungen, gänzlich verſchwinden, welche von ſeiner Kindheit an, Beſiz von ſeinem Gehirne genommen haben. *)

Ich

*) Aller Aberglaube wird wohl ſo lange die Welt dauert, nicht gänzlich ausgerottet werden. Ich rede vom Aberglauben, im weiteſten Umfange. Zuweilen, da es unmöglich iſt, ihn auf einmal auszurotten, kan er einiger maſſen nüzlich werden, wenn man ihm eine andre Richtung giebt, ihn auf unſchuldige Dinge lenkt, und dadurch nach und nach ſchwächt. Oben habe ich etwas davon geſagt, jezt will ich noch

Ich habe von Leuten, die klein sagen vermeinten, die unschuldigen Bilderchen, und andre Kleinigkeiten, welche die Kapuziner auszutheilen pflegen, nicht allein laut verlachen, sondern auch ernstlich tadeln hören; aber mit allem meinem gesunden Menschenverstande begreife ich

noch den Gedanken eines Schriftstellers anführen, der gewis nicht partheyisch für die Mönchsorden ist. Der Aberglaube, sagt der Verfasser des **Klostergeists**, hat zuweilen seinen Nuzen. Der Bauer verläßt sich darauf, daß die Läutung einer geweihten Gloke, alle Gefahr eines Ungewitters abwende, und fürchtet sich daher nicht vor demselben, wenn er nur die Gloke Läuten hört. Es würde ungerecht seyn, ihm sein Vertrauen zu benehmen, alsdenn würde er verzagt werden. Nach und nach mus man ihm erst seine verkehrten Ideen von Gewittern aus dem Kopf bringen, und ihm zeigen, daß er sich auf andre Weise betragen, daß er auf den der Gewitter erregt, nicht auf Gloken sein Vertrauen sezen mus. Unterdessen lasse man ihn bey seinem Wahne. S. 22.

nicht, was unrechtes dabey seyn solle. Ausgemacht ist es, daß die arme Kapuziner weiter nichts zu verschenken haben. Gold und Silber haben sie nicht, solche Dinge, welche von Werth sind, und Geld kosten, auch nicht; Also ist nichts übrig als der Jugend kleine Bilderchen von Heiligen, oder andern gottseeligen Vorstellungen, mitzutheilen, oder auch selbst verfertigte Kleinigkeiten. Dadurch werden die Kinder, auch wohl Erwachsne übel unterrichtete, angelokt, die Gesellschaft dieser Ordensgeistlichen zu suchen; dadurch werden sie begierig gemacht, allerley Fragen zu thun, und diese geben alsdenn Gelegenheit, sie in allerley nüzlichen und zur Gottseeligkeit gehörigen Dingen zu unterrichten. Weit entfernt also, daß dieses den Aberglauben befördern solte, so befördert es vielmehr die Aufnahme der Gottesfurcht.

Wenn einmal Haß und Neid die Oberhand gewinnen, besonders wenn sie noch

mit

mit der Besorgung verknüpft, das eigne Interesse möchte dabey leiden, so fehlt es an Lästerungen nicht. " Wenn die gu- " te Mendikanten; „ sagt der Verfasser des Grabs, und bettet solches den Briefen über das Mönchswesen nach, " keine von „ ihnen geweihete und gesegnete Amule- „ ten, und Spezereyen, Salben und Oele, „ keine Bildchen und Läppchen mehr, ge- „ gen gute Allmosen vertauschen könten, „ so würde ihr ganzer Kram über einem „ Haufen liegen, und sie würden keine fet- „ te Suppen mehr essen können. „ Es ist eine Schande, so elende Dinge herfür zu suchen, und den Mendikanten weh zu thun. Wenn sie fette Suppen zu essen haben, so gönnt ihnen solche; und wenn sie sich auch mit Brod und Wasser behelfen müssen, so werden sie sich, bey dem Gelübde der Armuth, niemals darüber beschweren. Zufrieden mit dem, was ihnen Gott bescheert, werden ihnen fette Suppen und trokues Brod, gleich willkommen seyn.

Was die übrigen Lästerungen von ihren Zudringlichkeiten in die Geheimnisse der Familien, von den Mitteln, welche sie anwenden, sich bey verschiednen Personen, nachdem es ihr Interesse erfordert, einzuschmeicheln; von denen daraus fliessenden, und von ihnen verursachten schlimmen Folgen; von der Verführung des Gesindes, die Geheimnisse ihrer Herrschaften zu verrathen, und was solches Zeugs mehr, vorgebracht wird, ist so offenbar mit den Merkmalen einer boshaften Feindschaft gegen den armen Mendikanten gebrandmarkt, daß es keine Beantwortung verdient.

Und so verhält es sich auch mit dem Vorgeben, daß sie sich als Kuppler in Liebeshändeln gebrauchen liessen. Ich muß doch, fast wider Willen, noch ein paar Worte davon sagen. Ernstlich davon zu reden, so finde ich eben nichts unrechtes dabey, wenn zwo sichliebende, welche wünschten miteinander verehlichet zu werden, aber wegen mancherley oft nichtsbedeutenden

den Hinderniſſe, die Einwilligung ihrer Eltern nicht erhalten können, ſich an ihren Beichtvatter wenden, und ſolchen um ſeine Vermittlung erſuchen. Iſt er überzeugt, daß nichts bey der Sache zu befürchten iſt, welches ſeinen Pflichten zuwider lauft, oder ſein Gewiſſen beleidigen kan, und er kan die Eltern auf einen andern Sinn bringen, und zween Menſchen glücklich machen, hat er da nicht ein gutes Werk geſtiftet? Aber einen liederlichen Kuppler abzugeben, und Lügen und Kunſtgriffe anzuwenden, ein Paar zuſammen zu bringen, wo triftige Hinderniſſe vorwalten, ſolches wider den Willen ihrer Eltern zu thun, oder Gelegenheit zu unerlaubten Zuſammenkünften und Ausſchweifungen zu geben, das hat nie kein Mendikant gethan, und wenn man heut zu Tage wieder anfangen wil, ohne allen Beweis, einem gewiſſen Stande, ärgerliche Vorwürfe zu machen, oder denſelben mit abgeſchmakten Spöttereyen zu verfolgen, ſo wird man wieder in die nehmliche Lage verfallen,

wie unsre Vorfahren im fünfzehnden und zum Theil im sechzehnden Jahrhundert, deren Streitschriften mit unaussprechlichen Grobheiten angefüllt sind. Dann wie man in den Wald schreyt, so schallt es wieder.

Wenn man denn sich weiter nicht zu helfen weis, so nimmt man seine Zuflucht zu persönlichen Anzüglichkeiten, oder zu abgeschmakten Mährchen. Dergleichen sind unzählige Erzählungen, von durch die Franziskaner und Kapuziner verrichteten Geister Beschwörungen, wo man entweder die Bewegursache, oder die Umstände, oder die Wirkung, falsch vorträgt, oder allem eine solche Wendung giebt, daß man die Spötter auf seine Seite ziehet. So ist es mit der in den Briefen über das Mönchswesen, im XIIten Brief angeführten Begebenheit beschaffen. Die Geschichte ist wahr, aber der Verfasser dieses Buchs, hat sie auf eine so boshafte Art eingekleidet, daß nur Leute,

te, welche von den wahren Umſtänden unterrichtet ſind, ſo wie es ſeyn mus, davon urtheilen können. Leben die dabey intereſſirte Perſonen noch, wie ſolches wohl ſeyn kan, ſo werden ſie die in der Erzählung verſtekte Bosheit, am leichteſten widerlegen können.

Und ſo viel auch zur Beantwortung der ſchwachen und elenden Beweisgründe, daß die Mendikanten, oder vielmehr nur die Franziskaner und Kapuziner, denn dieſen will man hauptſächlich zu Leibe gehen, theologiſch, politiſch und moraliſch betrachtet, unnüze und ſchädliche Mitglieder eines Staats ſeyen. Laſſt uns nun die Medaille umkehren, und aus beſſern Gründen kürzlich darthun, daß die Bettelmönche, theologiſch, politiſch und moraliſch betrachtet, gute und nüzliche Glieder eines Staates ſind.

Sollen ſie theologiſch betrachtet, ſchädlich ſeyn, ſo müſſen ſie Irrthümer leh-

ren, so müssen sie unerbaulich leben, so müssen sie mit Lehre und Leben, böse Beispiele geben. Das erste ist offenbahr falsch. Ihre Lehre stimmt vollkommen mit den Vorschriften der Heiligen Katholischen Kirche überein; ihre Lehrsäze sind von derselben ausdrüklich und vielfältig gebilliget worden; Sie werden von dem Ansehen der ältesten Kirchenlehrer, und der berühmtesten Päbste und Gottesgelehrten neuerer Zeiten unterstüzt; Sie gründen sich auf die Ausspräche der H. Schrift, auf die Bestättigung derselben, durch die Kirche, auf die Canones der allgemeinen Kirchenversammlungen. Von dieser Seite also, haben sie nichts zu befürchten. Kein Feind kan so fürchterlich seyn, daß er im Stande wäre, diese Säulen zu erschüttern. Die Beschuldigungen, daß sie den Aberglauben fortpflanzten und vermehrten, sind sehr einfältig, so lange man nicht darthun kan, daß sie Lehren auszubreiten suchen, welche von der Kirche verworfen ist, das thun sie aber nicht, und folglich ist auch

die

die Beschuldigung wegen Erhaltung und Fortpflanzung des Aberglaubens, grundfalsch und nur von Feinden der ehrwürdigen Orden erdichtet.

Daß sie unerbaulich leben, wird ihnen von ihren Feinden häufig, aber ohne allen Grund vorgeworfen. An Mährchen und erdichteten Erzählungen fehlt es nicht. Ein jeder heutiger Witzling dem der Bauch von Weisheit berſten will, wirft sich zum Spötter der Ordensleute auf, rümpft die Nase über ihre Lebensart, über ihre Kleidung, und über ihre Einfalt wie er es nennet. Die Lebensart verachtet der Weichling, weil es seinem Fleische viel zu wehe thun würde, eine gleiche zu beobachten, mit der Kleidung spottet er, weil sie sich nicht mit der Mode reimt, und sie nicht zum Tanze gemacht ist; und unwissend sind sie freylich, in der heutigen Mode Litteratur. Was gehen sie aber diese Eitelkeiten an? Sie beschäftigen sich dafür mit erbaulichen Din-

Dingen, und bestreben sich dem Ausspru-
che des Heylandes zu folgen: Trachs-
ter am ersten nach dem Reich Got-
tes ꝛc. Ueberhaupt ist der Vorwurf, den
man den Mendikanten so oft wegen ihrer
Unwissenheit macht, höchst ungereimt,
denn so viele grosse und gelehrte Männer
aus ihren Orden, so viele fürtrefliche Bü-
cher von Mitgliedern derselben, widerle-
gen denselben auf eine unwidersprechliche
Weise, und nur ein boshafter Feind der-
selben, oder ein Gedanken leerer Spötter,
kan denselben so oft widerholen.

Was auch die Lästrer sagen mögen,
so ist ihr Lebenswandel in allen Absichten
erbaulich. Ihre meiste Zeit bringen sie
mit gottseeligen Uebungen zu. Man ge-
he in ihre Klöster, und beobachte mit wel-
cher Andacht und Genauigkeit sie dem Got-
tesdienste abwarten. Alle Arten von
Weichlichkeit, womit sich die Weltkin-
der so viel zu gute thun, sind von ihnen
verbannt; nicht nur der Weichlichkeit,

auch

auch allen Bequemlichkeiten haben sie entsagt. Wie rauh ist ihre Kleidung! wie schlecht ihre Speise! wie streng ihr Fasten! wie hart ihr Lager! wie wenig geniessen sie des Schlafes! Von Leuten, die nichts anders lehren, als was die rechtglaubige Kirche billiget, die durch ihren Lebenswandel andern das erbaulichste Beyspiel geben; von solchen kan man gewis nicht sagen, daß sie theologisch betrachtet, unnüze und schädliche Leute seyen.

Was den Schaden betrift, den sie politisch betrachtet, einem Staate verursachen sollen, so hat solches eben so wenig Grund. Auf die Einwürfe wegen Verhinderung der Bevölkerung, habe ich schon oben geantwortet. Wahrlich, wir haben nicht Ursache, eine noch grössere Vermehrung der Menschen zu wünschen. Wenn alle die, im Conlibat lebende Männer, sich auch Weiber nähmen, Kinder zeugten, starke Familien bekämen, wo würde es zu lezt hinkommen. Der wenige

spar-

sparsame Unterhalt, den ihnen die Gläubigen von ihrem Ueberflusse mittheilen, benimmt diesen nichts an ihrer Nahrung; Aber wenn sich noch ein paar tausend Hände mehr, auf den Akerbau und allerley Handwerker legten, so würde ihnen an ihrem Einkommen sehr viel benommen werden. Die Handwerker können sich ohnehin, bey ihrer bereits viel zu grossen Anzahl, durch ihre Arbeit kaum des Hungers erwehren, was würde es alsdenn erst seyn? Träume sind es, daß man immer nach einer noch grössern Anzahl von Einwohnern seufzet.

Doch dieses beweisst nur, daß die Mendikanten einem Staate nicht schädlich seyen; bringen sie aber wohl auch Nuzen. Ich meine ja. Sie lehren die Unterthanen ihre Pflichten, gegen Gott, ihren Regenten, und ihre Nebenmenschen. Sie predigen ihnen von Gehorsam und Liebe, und lehren sie solche durch ihr eignes Beyspiel gegen ihren Obern; kurz sie beschäf-

schäftigen sich eifrig gesittete Menschen und gute Unterthanen zu bilden. Sind sie dadurch einem Staate nicht nüzlich? tausendmal nüzlicher, als alle die politische Rechenmeister; welche tausenderley Projekte zur Aufnahme der Handlung, der Künste, des Akerbaues entwerfen, welche in ihren Träumen neue Fabriken und Manufacturen anlegen, und von allen diesen Entwürfen keinen einigen ausführen können, weil sie bey der gegenwärtigen Beschaffenheit der Welt nicht möglich sind.

Allein die Mendikanten sind auch sonst noch auf mancherley Art der menschlichen Gesellschaft, und folglich dem Staate nüzlich. Was für Mühe geben sie sich mit Besuchung und Verpflegung der Armen und Kranken? Von ihrer Armuth theilen sie ihnen mit und durch ihre Vorsprache bey den Vermögenden und Grossen, bringen sie ihnen, eine bessre Verpflegung zu wege. Wie viele arme Landleute, welche weit von einem Arzte entfernt

ſernt ſind, oder zu unvermögend den Apo-
theker zu bezahlen, bekommen aus denen
Klöſtern, die ihnen nöthigen Arzneyen
unentgeltlich? Ich hätte weiter oben der
Miſſionen erwähnen ſollen, welche die-
ſe gute Ordensleute ſo willig auf ſich neh-
men, und ſich mit der gröſten Geduld der
härteſten Lebensart, und den gröſten Le-
bensgefahren, mitten unter wilden Natio-
nen unterwerfen, um ſolchen das Wort
Gottes zu predigen, und ſie vom Irrthu-
me zu bekehren. Dieſes hätte, ſage ich,
eigentlich zu ihrem theologiſch betrachte-
ten Karaktern gehört; doch kan es auch
hier ſeine Stelle finden, denn durch die-
ſe Miſſionen tragen ſie noch täglich ſehr
viel zur Aufklärung menſchlicher Kennt-
niſſe bey. Wie viele Nachrichten von ganz
unbekannten Völkern haben wir nicht durch
ſie erhalten? Wie viel haben nicht ihre
Miſſionsberichte, zur Erweiterung der
Naturlehre und Erdbeſchreibung beyge-
tragen? Alſo iſt man ihnen auch in An-
ſehung der Wiſſenſchaften, ſehr vielen

Dank

Dank ſchuldig, und ſie ſind in keinem Betracht nunüze Leute. Nimmt man noch dazu, daß ſie ſich beſtändig als gehorſame, friedliebende und ruhige Unterthanen betragen; Daß ſie ſich in keine Staats-Händel zu miſchen begehren; Daß ſie andren als Beyſpiele von Gottesfurcht, Gelaſſenheit, Demuth, Mäſſigkeit und andren chriſtlichen Tugenden vorleuchten, ſo müſſen die Läſterer erſtummen und zu Schanden werden. Auch politiſch betrachtet, ſind alſo die Mendikanten einem Staate nicht nur nicht nunüze oder ſchädlich; ſondern ſie ſchaffen vielmehr in vielen Stüken groſſen Nuzen.

Nachdem bisher geſaaten, werde ich nun nicht nöthig haben, weitläuftig von ihrer moraliſchen Seite zu ſprechen. Ihre ganze Lebensart iſt der beſte Beweis, daß ſie in allen Stüken einer reinen und geſunden Moral folgen. Die Gründe der Gegner, beſtehen in lauter abgeſchmakten, einfältigen, grundfalſchen Mähr-

chen und Erdichtungen, von dem was sich hier und da mit einzelnen Mendikanten soll zugetragen haben. Vieles davon ist von ausgesprungnen Mönchen, welche ein zügelloses Leben zu führen, ihre Orden verlassen haben, erdichtet und ausgesprengt worden. Vielleicht haben sich die Fakta, welche sie von andern erzählen, mit ihnen selbst zugetragen. Wenn es aber auch wahr wäre, daß einzelne Glieder des Ordens, sich einmal, in einem oder dem andern Stüke vergangen hätten, denn Nemo omnibus horis sapit, so würde man doch ihre Fehlern welche ohnehin ganz unerheblich sind, nicht dem ganzen Orden zur Last legen können.

Der Verfasser des Grabs der Bettelmönche, meint wunder, was er gethan habe, wenn er, um zu zeigen, daß diese einem Staate schädlich seyen, das allerhöchste Kayserl. Königl. Edikt anführet, wodurch alle Verbindung der Klöster mit ihrem auswärtigen Ordens-

generale aufgehoben wird. Was will er aber damit beweisen? Nicht ein Wort iſt in demſelben von der Schädlichkeit oder Unnützlichkeit der Bettelmönche enthalten, und nur von dieſem Vorwurfe möchte ich ſie befreyen. Man braucht kein groſſer Staatsklügling zu ſeyn, um einzuſehen, daß wirklich durch die Verbindung mit dem auswärts reſidirenden Ordensgenerale, unumgänglich groſſe Summen aus dem Lande geben muſſten, und die Wahrheit zu geſtehen, ſo kan es auch ohne alle Verwirrung nicht abgehen, wenn Unterthanen eines Saurerains, noch einem andern auswärtigen Oberhaupte, unmittelbar unterworfen ſind. Aber waren die Ordensleute Schuld an dieſer Einrichtung? Und wenn eine gewiſſe Einrichtung in einer gewiſſen Abſicht ſchädlich iſt, ſind deswegen auch alle einzelne Perſonen ſchädlich, die vermöge der Regeln derjenigen, denen ſie zu gehorchen verbunden ſind, derſelben gemäs leben? Wenn alſo der allerhöchſte Monarch für gut be-

funden hat, die Verbindung mit den Ordensgeneralen aufzuheben, so werden sich auch die Mönche, in Demuth den allerhöchsten Befehlen unterwerfen, und es ist kein Zweifel, Se. Kayserl. Königl. Majestät, werden auch bey dem Päbstlichen Hofe auswirken, daß die Mönche, von ihrer Unterwürfigkeit an die Ordensgenerale losgesprochen werden. Sie werden sich gewis nie anders, als gehorsame und getreue Unterthanen bezeugen. Da übrigens in diesem allerhöchsten Kayserl. Königl. Edikte, von einer ganz andern Sache die Frage ist, so sieht man ganz deutlich, wie boshaft man bemühet ist alles herbey zu ziehen, und zu verdrehen, blos um die Mendikanten für unnüze und schädliche Leute ausschreyen zu können.

Der Eid des Gehorsams, welchen die Mönche ihren Ordensgeneralen leisten, enthält gar nichts verfängliches wider die Weltliche Gewalt, oder die Rechte der Souveraine. Die Menschen sind nun einmal

mal so geartet, daß es nothwendig geworden ist, sie durch feyerliche Eide, zu ihren Pflichten zu verbinden. Jede Bedienung, jeder Stand, hat seine besondre. Alle Weltliche Stände müssen besondre Eide zu Beobachtung der übrigen ablegen, warum will man es denn den Ordensleuten als eine unerlaubte Sache verbiethen? Ist eine schädliche Folge daraus entstanden, in Ansehung politischer Verfassungen, so kan man solchen abhelfen, ohne das ganze System der Ordensleute umzuwerfen. Einen Geistlichen Obern müssen sie doch haben, und diesem müssen sie allezeit Gehorsam geloben. Ohne dieses würde kein Orden mehr bestehen können.

Zu unsren Zeiten kömmt eine Menge kleiner Schriften zum Vorscheia welche die Macht der Kirche zu schwachen bemühet sind. Die Menge der Schriftsteller in diesem Fache, gleichet seit kurzer Zeit, einem Schwarm von Heuschreken,

welche in ihrem Fluge die Sonne verfinstern, aber bald ihren Untergang finden. Man wärmt unzählliche, längst abgedroschene Materien wieder auf, kleidet sie in neumodische Schreibart ein, und meint denn Wunder was man gethan habe.

Einige dieser fliegenden Schriften, sind so höchst elend, daß sie gar keine Beantwortung verdienen, und deutlich zeigen, daß sie von Leuten verfertiget sind, welche nicht die geringste Kenntnisse in hiehergehörigen Wissenschaften besitzen; andre sind von Leuten verfertiget, welche sich blos damit beschäftigen, alles was zur Religion gehöret, mit feindseeligem Spotte anzugreifen und die ihnen von Gott verliehene Talente, auf die elendeste und niederträchtigste Art anzuwenden. Noch andre haben einigen Schein für sich, sie zeigen, daß sie vieles gelesen, daß sie ziemliche Kenntnisse von der Geschichte, und von den Rechten der Souveraine haben, sie wenden aber ihre Kenntnisse auf

ein

eine sehr verkehrte Art an. Von der lezten Gattung ist derjenige, welcher uns vor kurzem eine Abhandlung, über den Eid, welchen die Bischöffe dem Pabst abzulegen, verhalten sind, geliefert hat.

Dieser Gegenstand hat einen allzugroßen Einfluß auf meinen Gegenstand, als daß ich desselben nicht gedenken solte. Auch die Ordensgenerale legen ihren Eid in die Hände des Pabsts ab, und wenn nicht einmal die Bischöffe dem Pabste Gehorsam schwören solten, so werden es die Ordensgenerale noch vielweniger thun dörfen — und durch eine natürliche Folgefolge — sind auch die Ordensgeistliche, nicht gegen ihre Generale dazu verpflichtet. Ich habe daher die Anmerkungen dieses Schriftstellers selbst über den Eid der Bischöffe, nebst einer kurzen Widerlegung, diesem Werkchen als einen Anhang beygefügt.

Jezt muß ich noch eine Saite berühren, welche vielleicht manchem sehr widrig in den Ohren klingen wird. Allein ich kan mir nicht helfen. Unter die Ursachen, warum man die Mendikanten so sehr zu verschreyen sucht, muß ich auch den Haß der Weltgeistlichen; oder Pfarrer zählen. Man will den Mendikanten, ja überhaupt allen Ordensbrüdern nicht gestatten, daß sie Pfarreyen besitzen, daß sie in Pfarrkirchen Messe lesen, oder predigen sollen. Gleich nach Entstehung der Mendikanten entstand ein heftiger Streit darüber. Ohngeachtet solcher zu ihrem Vortheile von der Kirche entschieden wurde, so pflanzte sich doch der Haß in den Gemüthern fort, und auch in diesem Jahrhunderte, macht man den Streit wieder in öffentlichen Schriften rege. Tantæne animis cœlestibus iræ?

Weil aber doch dieser so oft widerholte Vorwurf, der manchen nicht zulänglich unterrichteten sehr wichtig vorkommt, auch

auch jezt so sehr wieder rege gemacht wird, so will ich mir doch die Mühe geben, die Gründe, welche die Gegner für sich anführen, etwas näher zu beleuchten und zu beantworten: Gewis ist es, daß aus diesem Grunde die Pfarrer überhaupt, keine gute Freunde der Mendikanten seyn können, weil sie immer befürchten, an ihren Einkünften Schaden zu leiden, wenn auch diesen die Verwaltung des Predigtamts ausser ihren Klöstern zugestanden wird. Was die Pfarreyen betrift, welche durch Schenkungen grosser Herren, gänzlich an die Klöster gekommen sind, so will ich von diesen nicht reden, dasjenige, was sie gethan haben, werden sie nicht ohne Vorbedacht gethan haben, und solche Schenkungen lassen sich nicht widerrufen. Eben so wenig gehört der Beweis hieher, daß die Mendikanten, zur Verwaltung aller geistlichen Verrichtungen tüchtig seyen. Sie werden eben so wie andre, nach allen Vorschriften der Kirche zu Priestern geweihet, warum solten

sie nicht auch alles rechtmässig verrichten können, was andre Priester verrichten? Aber auf die besondren Einwürfe will ich kürzlich antworten, welche der Verfasser der im Grabe der Bettelmönche ꝛc. S. 93. in der Note angeführten Schrift macht.

Man sagt erstlich: Die Mönche dürften nicht nach der Klosterregel leben, und zugleich den Kirchendiensten obliegen: Diß gestehe ich gewissermassen zu. Man wird oft zu Kranken gerufen, wenn man ins Chor gehen solte; Tag und Nacht oft bey Kranken zu wachen, verhindert an der ordentlichen Beobachtung der Kloster Regeln; auch die Strenge der Fasten kan nicht allezeit so genau beobachtet werden. Daher pflegt man den Pfarrern in den Klöstern etwas von der gewöhnlichen Strenge nachzulassen. Aber beweisst dieses, daß den Mönchen die Verwaltung weltlicher Pfarren nicht zukomme? oder daß sie unfähig wären, solche zugleich nebst ihrem Klostergelübde zu versehen?

Man

Man thut sich zwerrens auf einen Text aus dem Jure Canonico viel zu gut, wo es heißt: Von den Mönchen, welche schon lange in Klöstern sind, und hernach Priester werden, von diesen Mönchen befehlen wir, daß sie von ihrem vorigen Institute, nicht weichen sollen. *) Ich möchte doch wissen, wo hier ein Beweis liegen solle, daß es den Mönchen verbothen ist, das Amt eines weltlichen Pfarrers zu verrichten? Vors erste weichen sie dadurch nicht im geringsten von ihrem Institute ab, denn als Priester, haben sie das Recht alle die Seelsorge betreffende Geschäfte zu verrichten, und vors andre, kan es seyn, daß damalige besondre Umstände, den Pabst veranlasset haben, sie wieder an das Verboth ausser dem Kloster umherzuschweifen, zu erinnern, welches aber nicht die geringste Beziehung auf die Verrichtung des Predigtamts und der Seelsorge hat. Aber

Heißt

*) C. 3. de Monach. q. 1.

Heißt es drittens, viele Päbste und Kirchen-Versammlungen, haben ausdrücklich verbothen, daß die Mönche sich nicht in Verrichtungen eindringen sollen, welche den Pfarrern zukommen. Sie sollen nicht taufen, predigen, und so weiter.

Das scheint hart, und ist doch ganz billig. Einiges ingleichen sollen sie sich nicht, und dieses Verboth gilt auch noch heut zu Tage. Allein nach diesen alten Verordnungen, verkehrte sich die Zahl der Menschen täglich; die Pfarrer waren nicht mehr zureichend, so grosse Gemeinden zu versehen, die Kirche erlaubte ihnen, Mönche zu Gehülfen zu haben. Eben aus diesem Grunde, helfen sie auch noch heut zu Tage den Weltgeistlichen in ihren Amtsverrichtungen; aber ein Uebel ist dabey, die fleissige Mönche, und besonders die Mendikanten, sind oft bey dem Volke angenehmer, als der Herr Pfarrer. Daher entsteht der Widerwille; daher den Verdacht, daß die Einkünfte zu sehr dadurch möchten geschwächt

ſchwächt werden, und daher endlich die elende Bemühung, die Mendikanten, welche doch ſo ausdrükliche Erlaubnis vor ſich haben, vom Altare, vom Predigt und Beichtſtule, zu verdrängen.

Allen mit Haaren in dieſer Sache herbeygezognen Einwürfen zu begegnen, würde eine allzuweitläufige, und ſowohl unnüze als unnöthige Sache ſeyn, ich will alſo nur noch ein und andres anführen, welches die Mendikanten von Verwaltung der Pfarreyen, Beichthören, Predigen, u. ſ. w. auſſer ihren Klöſtern, ausſchlieſſen ſoll. Ich werde den Einwurf kurz anführen, und die Beantwortung gleich darunter ſezen, die Sache verdient es doch wohl.

1. Man kan zu Verwaltung eines und deſſelben Amtes, nicht verſchiedne Gattungen von Leuten nehmen. Man mus auch niemand zwey Aemter geben, welche nicht miteinander beſtehen können;

Anrv.

Antw. Wie sehr sind denn die Aemter eines Weltgeistlichen und eines Religiosen, unterschieden? Man sagt: der lezte soll'e nur für seine Seele sorgen; Ey! ist denn der Weltgeistliche nicht auch schuldig solches zu thun, und hat jener, da er so gut ein Priester ist, als dieser, nicht auch das Amt für die Seelen andrer zu sorgen? Schwacher Einwurf! Die Erfahrung widerlegt ihn am besten, durch den Nuzen, welchen so viele hundert Religiosen, in Pfarrverrichtungen, bey ganzen Gemeinden bereits gestiftet haben.

2. Den Mönchen ist eine ganz andre Lebensart als den Weltgeistlichen vorgeschrieben; Sie gehören also nicht in eine Klasse, und können nicht einerley Aemter verwalten. Die Weltgeistliche leben von den Einkünften ihrer Pfarreyen; die Mönche aber haben ihren Lebensunterhalt auf andre Art, es ist daher höchst ungerecht, wenn sie auch den Weltgeistlichen ihre Einkünfte entziehen wolten.

Antw.

Antw. Die Lebensart der ersten Mönche ist freylich himmelweit von der Lebensart der Weltgeistlichen unterschieden. Sie waren Einsiedler und Layen, heut zu Tag sind die Priester und also berechtiget, alle Priesterliche Verrichtungen auszuüben. Ich bitte meine Leser nochmals, sich an dasjenige zu erinnern, was ich gleich anfangs von den verschiedenen Epochen des Mönchsstands gesagt habe. Aber die Schmälerung der Einkünfte der Weltgeistlichen! ja da stekt der Knoten. Wäre die Furcht nicht, solches möchte geschehen, man würde nicht so sehr über die armen Mendikanten schreyen. Allein ist das ihre Schuld, wenn sie sich ein bessres Vertrauen bey der Gemeinde erwerben, als der Pfarrer selbst? Wenn der gemeine Mann ihre faßliche Predigten im Volkstone, lieber hört, als die gelehrten Predigten des ordinären Seelsorgers? Wenn der gemeine Mann, durch ihre Herablassung, Leutseeligkeit und Demuth gerührt,

sich

ſich in ſeinen geiſtlichen Anliegen, lieber an ſie wendet?

3. Die Verrichtungen eines Pfarrers und eines Mönchs, ſind zu ſehr unterſchieden. Der Mönch ſoll in ſeiner Zelle bleiben, einem beſchaulichen Leben obliegen, und nur für ſeine eigne Seele ſorgen. Durch Pfarrverrichtungen wird er zu ſehr von ſeinem Inſtitute abgezogen.

Antw. Die Religioſen ſind heut zu Tage keine Einſiedler mehr. Zugleich in der Zelle ſizen, und Pfarramtliche Geſchäfte verſehen, iſt freylich unmöglich. Aber wo ſtehet es geſchrieben, daß ein Ordensmann beſtändig in ſeiner Zelle ſizen ſoll? Wer kan ſagen, daß die Mendikanten Orden blos zum beſchaulichen Leben

*) Wer kan die Schilderung des ehrwürdigen Pater Antons ohne Rührung leſen, und wie viele Antone giebt es nicht, unter den ſo verachteten Mendikanten? S. Siegwart, eine Kloſtergeſchichte.

ben errichtet worden seyen, ist nicht vielmehr ihre eben so grosse Pflicht, thätig zu seyn? und stiften sie nicht noch täglich, den grösten Nuzen durch ein thätiges Leben?

4. Wenn ein Ordensmann eine Pfarre hat, so verliert die Kirche und das Publikum. Was er erwirbt, das erwirbt er dem Kloster, und stirbt er, oder kommt sonst weg, so bekommt die Kirche nichts von seinem Vermögen. Ein Weltpriester hingegen giebt entweder seine ganze Verlossenschaft, oder doch einen Theil davon, der Kirche, und das übrige armen Verwandten, und so kömmt es doch dem Publikum zum Nuzen und gelangt nicht ad manus mortuas.

Anmw. Diß ist eine Frage, über welche schon viel pro und contra gestritten worden ist. Es gehört aber nicht einmal hieher. Denn diß ist kein Grund, um die Mendikanten von Verwaltung der Pfar-

reyen anzuschliessen, ihr Vermögen mag dem Kloster zufallen, oder nicht.

5. Die Seelsorge ist besser bey den beständigen Pfarren bestellt, als bey Vicarien, wie die Mönche sind. Sie sind nur Miethlinge auf eine Zeitlang. Wenn auch die Heerde ihr bestes Vertrauen auf sie gesezt hat, so verschwinden sie wieder, und andre kommen an ihre Stelle; es ist daher unmöglich, daß man wahre Ehrfurcht vor ihnen haben, oder aufrichtige Liebe zu ihnen tragen könte.

Antw. Daß die Seelsorge besser bey den besoldeten Pfarrern bestellt sey, als bey Vicarien, die Mönche sind, ist noch ein Problem. Daß die Gemeinde sehr oft mehr Liebe und Hochachtung vor die Mendikanten hat, welche bey ihr predigen, Beicht hören, u. s. w. als vor ihrem Pfarrer, das lehrt die Erfahrung. Sind aber diese Schuld daran? Ist nicht vielmehr die Ehrfurcht und Liebe, welche sie

sie sich durch ihren Umgang zu erwerben wissen, die Ursache davon?

6. Da die Mönche, nicht beständig an einem Orte bleiben, es sey nun, daß sie eine eigne Pfarre versehen, oder nur vikariren, oder endlich nur denn und wenn sich an einem Orte einfinden, um zu predigen und Beichte zu hören; so muß ihr Unterricht nicht vielen Nuzen schaffen, weil ein jeder eine andere Art des Unterrichts hat.

Antw. Dieser Einwurf will gar nichts sagen. Was diejenigen Mönche anbetrift, welche wirklich auf einer Pfarre sind, so wechselt man mit denselben, ohne äusserst erhebliche Ursachen, nicht so leicht. Und die Erfahrung lehret, daß manche dreyßig und mehr Jahre aneinander ihr Amt verwaltet haben. Eben so verhält es sich mit den beständigen Vikarien. Was aber die übrigen betrift, welche nur von Zeit zu Zeit kommen, ihr priesterli-

ches Amt auszuüben, so ist es offenbar falsch, daß sie keinen Nuzen stiften sollen. Man frage diejenigen, welche Gelegenheit haben, ihres Unterrichts zu genieſſen.

7. Die Mendikanten können nebst ihren klöſterlichen Verrichtungen nicht die gehörige Zeit auf die Seelsorge wenden, oder sie sind nicht im Stande es zu thun. Sie verstehen nicht, was zur Seelsorge gehört, oder vernachläſſigen solche.

Antw. Das erste ist schon oben beantwortet, das leztere ist eine pur lautere Läſterung. Solten Leute, die von der Kirche nach vorhergehender Prüfung, zu Prieſtern geweihet werden, nicht verstehen, was zur Seelsorge gehört?

8. Ein Mönch und ein Pfarrer, sind widersprechende Dinge. Der Mönch hat Gott versprochen, ihm in der Einsamkeit zu dienen, und nun sucht er Gemeinschaft mit den Menschen, und verläßt das beschau-

schauliche Leben, welches er gelobt hatte. Er hat das Gelübde der Armuth gethan, und nun sammelt er überflüßige Einkünfte, über seinen nothdürftigen Lebensunterhalt, für sich und sein Depositum.

Antw. Daß die heutigen Mönche nicht mehr zum beschaulichen Leben allein verpflichtet seyen, ist schon oft gesagt. Was aber den Vorwurf wegen der Armuth und daraus entstehender Untüchtigkeit zu Pfarramtlichen Verrichtungen betrift, so verräth solcher wieder allzudeutlich, die Sorge, etwas von seinen Einkünften zu verlieren, als daß es sich der Mühe verlohnte, darauf zu antworten.

9. Wenn der Mönch in den Orden tritt, so ist sein eignes Seelenheil der Zwek, warum er solches thut. Warum soll er sich nun der Gefahr aussezen, durch die Sorge für andre Seelen, seine Hauptsorge zu vernachlässigen?

Ant. W. Das lautet nun einmal gar christlich. Liebe Herren! Laßt doch die ehrliche Mendikanten für sich selbst sorgen. Die Sorge für seine eigne Seele, muß einem jeden Menschen am angelegentlichsten seyn, und also auch einem Ordensmann. Sollen sie aber deswegen nicht auch für andre Seelen sorgen? Benimmt dieses der Sorge für ihre eigne Seele etwas? Ist es ihnen nicht in ihrer Ordensregel vorgeschrieben, auszugehen in alle Welt, zu predigen, zu lehren, zur Buße zu rufen? Endlich

10. Die Regel fordert, daß ein Mönch kein Eigenthum besitzen solle. Wenn ein Mönch eine Pfarrey verwaltet so handelt er diesem Gebothe zuwider. Er zieht Einkünfte, deren seine Brüder nicht theilhaftig werden. Er rafft nur alles in sein Depositum zusammen, und disputiret gegen das Gelübde der Armuth.

Ant. W. Wie elend! diejenige, welche solche Sachen vorbringen, zeigen deutlich,

lich, daß sie nicht einmal einen Begrif davon haben, wo die Einkünfte, von einem Ordensgeistlichen, der eine Pfarrey verwaltet, oder von einem der nur denn und wenn Messe hält, prediget, oder Beichte hört, hinkommen.

Ich will mich nicht länger dabey aufhalten, so elende Vorspiegelungen, verdienen keine ausführliche Antwort. Ich würde nicht einmahl so viel davon gesagt haben, wenn ich nicht alles aus dem Wege dörfte räumen wollen, was den Mendikanten fälschlich aufgebürdet wird, und unwissenden Anlaß geben könte, sich eine irrige Vorstellung von ihnen zu machen. Jezt glaube ich, hin ich so ziemlich damit fertig.

Ich habe erzigt, daß die Mendikanten unschuldige und nüzliche Leute sind. Sie leisten der Kirche und dem Staate nüzliche Dienste, sie leben im Frieden und mischen sich in keine Welthändel. Wo-

her kommt es also daß sie so viele Feinde haben? Ich habe einige Ursachen schon angeführt. Hauptsächlich aber kommt es wohl daher, weil sie ein christliches gottseeliges Leben führen, welches mit den Sitten der heutigen Welt nicht übereinstimmt. Es ist von jeher das Schikſal der Tugendhaften gewesen, daß sie verspottet und verachtet wurden. Dazu kommen aber freylich noch Nebenursachen, derer Triebfedern, Eigennuz, Hochmuth und Neid sind. Aber derjenige, welcher schon so viele Jahrhunderte die heilige Orden unter allen Verfolgungen aufrecht erhalten hat, wird auch jezt alle Läſterungen ihrer Feinde zu Schanden machen.

Was soll das Geſchrey, daß die Mendikanten so sehr von ihrer Regel abgewichen seyen, daß sie einer allgemeinen Reformation nöthig haben? ich habe schon erwiesen, daß das Vorgeben von ihrer Abweichung keinen Grund hat. Geſezt aber, es verhielt sich wirklich so, so sind die Leu-

te,

te, welche jezt ſo viel davon reden und ſchreiben, gewis diejenige nicht, welche Vorſchläge zu einer ſolchen Reformation thun können; warum überlaſſen ſie alſo die Sache nicht in Gelaſſenheit dem kompetenten Richter, der allein hierinn urtheilen kan? iſt dieſes nicht ein offenbarer Beweis, daß es ihnen weder um das Wohl der Kirche, noch des Staats zu thun iſt, und daß ſie allein ihren Haß und Neid zu vergnügen ſuchen?

Es iſt möglich, und diß will ich zugeben, daß zuweilen einige Brüder wieder zurükfallen, und die Pflichten ihres Berufs vergeſſen. Aber kan man daher ihrem ganzen Konvente einen Vorwurf machen? Oder gar den ganzen Orden deswegen beſchuldigen, daß er von ſeiner urſprünglichen Regel abweiche? Wenn Vergehungen einzelner Mitglieder bekannt werden, ſo werden ſie nicht gebilliget, ſondern ſcharf beſtraft. Aber dazu iſt der Gardian eines jeden Kloſters im Stande.

Gewiß! wenn ein ſo allgemeines Verderben, wie man vorgeben will, unter den Mendikanten eingeriſſen wäre, ſo würde man zu Rom ſchon lang darauf bedacht geweſen ſeyn, dieſes Aergernis aus der Kirche wegzuſchaffen, und wenn ſie dem Staate ſo ſchädlich wären, würden ſie ſchon lange, auch ohne den Römiſchen Hof zu fragen, aus manchen Staaten verbannt worden ſeyn, wie es mit den Jeſuiten, lange vor der gänzlichen Aufhebung ihres Ordens geſchehen iſt. Dis iſt das beſte Zeugnis für die Unſchuld der Mendikanten.

Doch, möchte einer ſagen: Die Rede iſt ja nicht allein von der Abweichung von ihrer Regel; Eine geſunde Politik, kan ihre allzugroſſe Menge nicht dulden. Auf dieſes Geſchwäz habe ich ausführlich geantwortet. Laſſet in Gottes Nahmen ein paartauſend Mendikanten mehr in den Klöſtern wohnen! wenn ſie in die Welt zurük kämen, und ſich auf Künſte und Handwer-

werker legten, oder auch ſtudirten, wie würde es um den Nahrungsſtand ausſehen, da ſchon jezt ſo viele ehrliche Leute kein Brod finden können?

Von den vielerley Projekten, welche in Anſehung einer Reformation der Mendikanten Orden zum Vorſchein kommen, kan ich jezt nichts ſagen. Ich darf mein Werkchen nicht weiter ausdehnen. Meine Abſicht war nur zu zeigen, wie unbillig man mit den Mendikanten verfährt. Und iſt ihre Nüzlichkeit und Unſchädlichkeit erwieſen, ſo iſt die Frage ohnehin nicht von einer Reformation. Zudem ſind dieſe Projekte ſo unverdaut, ſo widerſprechend, ſo weit entfernt vom geſunden Menſchenverſtande, oft ſo gar gerade zu den Satzungen der Kirche zuwider, daß ihre Ausführung offenbar unmöglich iſt.

Da nun die Mendikanten von ihrer Seite keinen Anlaß geben, eine Reforma-

mation ihrer Orden zu wünſchen, ſo können ſie auch zuverſichtlich hoffen, daß ſowohl das höchſte Oberhaupt der Kirche, als die weltliche Souveraine ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſie noch ferner für allen boshaften Angriffen beſchützen werden. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und die Läſterer müſſen endlich zu ſchanden werden. Die Zeit, welche alles ans Licht bringt, wird endlich die geheimen Bewegurſachen, in ihrem völligen Lichte zeigen, warum man ſich ſehr bemühet, die Mendikanten zu unterdrüken, und ſie mit ſo vielen falſchen Beſchuldigungen zu überhäufen.

Anhang.

Anhang.

Ich habe einer Schrift erwähnt, welche unter dem Titel: Abhandlung über den Eid, welchen die Bischöffe dem Pabst abzulegen, verhalten werden, herausgekommen ist. Solche hat zwar keinen eigentlichen Bezug auf dasjenige, was die Mendikanten betrift, weil aber gleichwohl der Eid, welchen diese ihren Ordensgeneralen leisten, ihnen so oft zum Vorwurf gemacht, und sie deswegen wo nicht als schädliche, doch wenigstens für verdächtige Glieder eines Staats ausgeschrien werden, so habe ich nicht ausser meinem Zweke zu seyn geglaubt, noch etwas davon anzuführen. Ist der Eid der Bischöffe an den Pabst unbillig und den Souverainen schädlich, so ist es der Eid der Ordensgenerale auch, so ist es der Eid, welchen die Obern jeder Provinz und jeden Konvents ablegen, ebenfalls, so ist es

der

der Eid des Gehorsams, jedes einzelnen Mönchs auch.

Wider die obbemeldte Schrift, und wider die Folgen, welche der Verfasser derselben, aus dem Formular des Eides ziehen will, erschien ein andres kleines Werkchen, unter dem Titel: Rauk über die Abhandlung von dem Eide der Bischöffe, in welchem die Rechtmässigkeit desselben behauptet wurde. Da viele sind, welche von dieser Sache werden reden hören, aber nicht wissen, wie der Eid lautet, und da, wenn die Behauptungen des Verfassers der Abhandlung gegründet wären, aus einer nothwendigen Folge, auch alle Eide der Mönche, für den Staat gefährlich und schädlich seyn würden, so habe ich zur Verbannung irriger Begriffe, den Eid nach seinem ganzen Innhalte hier anhängen wollen, und zugleich kürzlich dasjenige angeführt, was für und wider jeden Artikel gesagt wird. Wer will, mag die beeden angezognen Schriftsteller selbst nachlesen.

Von

Von andern hieher gehörigen Streitigkeiten, über die Rechte des Souverains in geiſtlichen, und des Pabſts in weltlichen Dingen, iſt hier der Ort nicht zu reden, ich will nur, daß Unwiſſende unterrichtet werden, worinn dieſer Eid beſtehe, und wenn ich das vornehmſte von dem, was die beede angezogne Schriftſteller für und darwider geſagt haben, ſo mag man ſelbſt urtheilen. Der Eid ſelbſt lautet folgender Geſtalt.

„ Ich N. Biſchof der Kirche N. werde von Nun an und fürohin, dem H.
„ Peter, der H. Römiſchen Kirche,
„ und dem Pabſte N. und ſeinen ordentlich erwählten Nachfolgern, getreu
„ und gehorſam ſeyn.

Hier ſagt der Verfaſſer, der Abhandlung, da Treue und Gehorſam, ohne alle Einſchränkung verſprochen werden, ſo laſſen ſie ſich auf alles dasjenige ausdehnen, was dem Pabſte nur einfallen kan, den Biſchöffen aufzutragen, und diſe Art des Gehor-

horsams, scheine demjenigen ganz gleich zu seyn, welchen die Jesuiten bey der Profession, ihren Generalen geschworen haben.

Man antwortet aber von der andern Seite: Auf diese Art müsste auch der Gehorsam den der H. Paulus empfiehlt, einem auf gleiche Weise zu uneingeschränkt, zu allgemein, und für den Staat gefährlich scheinen. Der Apostel gebiethe schlecht hin: Seyd euren Vorstehern gehorsam und unterthänig. Das Letztere sage noch mehr als die Treue. Der Verfasser fehle darinn, daß er nicht in Betracht ziehe, daß die Verbindlichkeit eines Eides aufhöre, so bald er dem Gewissen zuwider laufe. Auch darinn, daß er meine, alle Bedingungen und Einschränkungen, die sich von selbst verstehen, müssten in dem Eide mit ausdrüklichen Worten angeführt werden. Die Jesuiten gehören nicht hieher

„ Ich werde weder selbst etwas thun,
„ noch dazu rathen, daß den Päbsten
„ das Leben genommen, oder ein Glied

ver-

„ verſtümmelt, oder ſie in Gefangen„ ſchaft geſezt werden. „

Der Gelehrte von Eſpen ſagt: *) daß der Pabſt die Befolgung dieſes Artikels, nur von jenen Biſchöffen fordern könne, die ihm auch im Zeitlichen unterworfen ſind, welche Unterwerfung bey denen in einem andern Staate, nicht beſtehen kan.

Hierauf wird geantwortet: daß von Eſpen nur ſage, dieſer Artikel gehe die Biſchöffe im Kirchenſtaate vorzüglich an. Solte es zu viel ſeyn, eidlich zu verſprechen, daß man gegen die verehrungswürdige Perſon des allgemeinen Vatters der Rechtgläubigen, des höchſten Prieſters der Religion, des Nachfolgers Petri, des Fürſten der Apoſtel — gegen dieſe erſte Perſon der Chriſtenheit, ſo viel Ehrerbietigkeit hegen wolle, daß man ſelbi-

*) Van Espen l. 1. Tit. 15. de Consecr. Episc. & 10.

bige nicht todschlagen, nicht verstümmeln, nicht wie Missethäter einkerkern wolle. Aus der Geschichte läßt sich lernen, wie und bey was für Gelegenheiten, dieser Eid eingeführet worden; Aus der Geschichte läßt sich lernen, was in den damaligen finstern und verwirrten Zeiten, für Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, gegen die Päbste, ihre Abgesandten und die ganze Klerisey, sind verübet worden.

„ Ich werde die Absichten des Pabsts,
„ die er mir schriftlich, oder durch sei-
„ nen Nuntius eröfnet, und durch
„ deren Kundmachung, ihm ein Scha-
„ den zugehen könte, niemand entdeken.

Dieser Artikel kan abermal nur die Bischöffe in dem Kirchenstaate verbinden. Es ist wider alle Rechte, daß ein Unterthan, wenn ihm gewis bewusst wäre, was jemand wider seinen Landesfürsten im Schilde führte, dazu schweigen, und diesen nicht warnen solte.

Die

Die Antwort hierauf ist leicht. Daß der Pabst, ohne die Majestätsrechte im geringsten zu kränken, Anschläge fassen kan, zu deren glücklichen Ausführung, kluges Stillschweigen erforderlich ist, ist leicht zu begreifen. Als z. B. wenn es darum zu thun ist, dem Fürsten eine richtige Vorstellung, über die Kabalen gewisser unruhiger und mit den Glaubensfeinden heimlich verstandner Köpfe beyzubringen, oder bey ihm, um eine Vermittlung, in Sachen so die Religion betreffen, anzusuchen. Niemals ließ sich jemand träumen, daß die Gerechtsame eines Landesfürsten, durch eine solche Eidesformel in Gefahr geriethen; Aber Boßheit, Haß und Verbitterung wider die Heilige römische Kirche, biethen jezt einander die Hände, um die weltliche Gewalt wider die Geistliche aufzuhetzen, den Saamen der Uneinigkeit und Verwirrung auszustreuen, und den Feinden der Kirche Jesu Christi Gelegenheit zum Spott an die Hand zu geben.

„ Ich werde den Päbſten nach mei-
„ nem Grad und Stande verhältlich
„ ſeyn, das Römiſche Pabſtthum und
„ die Regalien des Heiligen Peters,
„ gegen jedermänniglich zu erhalten,
„ und zu beſchüzen. „

Hier giebt es mehrere Betrachtungen. Das Wort: Römiſches Pabſtthum, iſt ſehr zweydeutig. Es kan den Primat des Römiſchen Stuhls bedeuten — Nimmt man aber das Wort nach der Bedeutung, ſo ihm die römiſche Schmeichler geben, daß der Pabſt ein Herr der Monarchen ſey — ſo mus man wieder ſagen, daß jeder Katholik und jeder Biſchof, zu widerſprechen im Gewiſſen verbunden iſt. Das Wort Regalien iſt auch zu unbeſtimmt. — Und noch mehr, der Biſchof ſchwört: das Pabſtthum und die Regalien des H. Peters, gegen jedermann zu ſchüzen; alſo gegen dem Landesfürſten ſelbſt, der doch mit unter dem Jedermann verſtanden werden mus. Er

mus

muß ſie auch ſchüzen, nach ſeinem Grade und Stande. Ein Biſchof, ein Abt, ein Pfarrer, jeder nach ſeinem Grad und Stande, auch die Beichtväter, ſind alſo verpflichtet, ihre Untergebnen zu ermahnen, ſie zu lehren, ihnen zu befehlen, daß ſie die Befehle ihres Landesfürſten, in den Fällen übertretten können, wo es vermeintlich auf Vorrechte des Pabſts ankommt.

Auch auf dieſe Vorſpieglungen iſt leicht zu antworten. Römiſches Pabſtthum kan nach der authentiſchen Erklärung, Pabſt Paſchals des zweyten, keinen zweydeutigen Sinn mehr haben. Es bezeichnet den Primat, oder jenes Vorrecht das dem H. Apoſtel Petrus, vor den übrigen Apoſteln, iſt zugeſagt worden, und das zur Einigkeit, zur Erhaltung des Glaubens, und des Kanoniſchen Gehorſams, abzielt. Regalien des H. Petrus, bezeichnen das ſo genennte Patrimonium des H. Petri. Diß alles iſt ſchon

längſt ausgemacht. Im Originale ſteht nicht nach meinem Grad und Stande, ſondern ohne Nachtheil meines Grades und Standes. *) Eben daher erhellet genugſam, daß ſchon genugſame Einſchränkungen in der Eidesformul ſelbſt liegen, um alle üble Folgerungen zu verhüten, welche übelgeſinnte Leute daraus ziehen könten. Ein ſehr verzügliches Beyſpiel erläutert die Bedeutung der Worte: Salvo meo ordine. Kayſer Heinrich der fünfte, ſagte in dem Eide, den er im Jahr 1111. dem Pabſt Paſchalis dem zweyten ablegte: Domino Papæ Paſchali obediam, ſalvo tamen honore Regni & Imperii, ſicut catholici Imperatores catholicis Pontificibus Romanis. Was heißt da wohl, ſalvo honore

*) Im Texte ſtehet: Papatum Romanum & Regalia S. Petri adjutor eis ero ad retinendum & defendendum, ſalvo meo ordine, contra omnem hominem. Was heißt dieſes anders, als ſoweit es mein Stand zuläßt?

nore Regni & Imperii, als: mit Vorbehalt, oder ohne Nachtheil, der Ehre des Reichs? also: salvo Ordine meo, ohne Nachtheil meines Standes.

„ Ich werde dem Legaten des Apostoli-
„ schen Stuls, in seiner Her- und Zu-
„ rukreise, gebührend begegnen, und
„ ihm in seinen etwaigen Bedürfnis-
„ sen behülflich seyn. „

Fremde, besonders von grösserm Range, oder mit einem öffentlichen Karaktere bekleidet, wohl halten und bewirthen, macht dem Fürsten, an den sie geschikt werden, Ehre. Wenn aber zuweilen, wie ohnlängst in Portugall, ein solcher Päbstlicher Abgesandter, seines aufhabenden Karakters vergessen, die Gesezze der Gastfreyheit und des Volkerrechts verlezet; und wenn der Landesfürst ihn daher aus seinen Staaten zurükweiset, auch den Unterthanen den Umgang mit einem solchen verbiethet, was soll alsdenn der Bischof oder Abt thun, der diesen Artikel beschworen hat?

Auch hierauf ist nicht schwer zu antworten. Die Verbindlichkeit und Weise, den Apostolischen Legaten gebührend zu begegnen, kan nicht blos aus den Grundsäzen des Völkerrechts hergeleitet werden. Denn daselbst ist die Rede von den Gesandten unabhängiger Mächte. Ein katholischer Fürst aber, macht sich Ehre daraus, öffentlich und werkthätig zu bekennen, unter demjenigen, wie ein Schaaf unter dem Hirten zusteben, welcher einen Apostolischen Gesandten an ihn abschikt. Wenn der Fürst solchen zurükschikt, so geht die Sache selbst, den Principal, nicht den Bischof oder Prälaten an. Die Verbindlichkeit des Bischofs oder Abts, gegen den Apostolischen Legaten, in so fern selbige bejahend ist, sezt moralisches Vermögen, Zeit, Gelegenheit, und andre dergleichen positive Umstände, zum Voraus. Sie hört also in der Ausübung auf, sobald kein Apostolischer Legat mehr vorhanden ist. Was die Geschichte von Portugall betrift, so ist solche, die neusten Zeiten betreffend, noch nicht entwikelt genug.

„ Wenn ich zu einer Synode berufen
„ werde, will ich, ausser einer Kanonischen Hindernis dabey erscheinen;
„ (Nach Gregor dem siebenden war-

„ de

„ de hinzugesezt) und solte ich nicht
„ kommen können, werde ich meine
„ Abgesandte schiken.

Hier ist zu bemerken, daß der Pabst den Bischöffen und Prälaten eines andern Staates, wie seinen natürlichen Unterthanen gebiethet. Von der nothwendigen Erlaubnis der eignen Landesfürsten, geschieht ganz und gar keine Meldung.

Hierauf dient folgendes zur Antwort: Von den bewährtesten Lehrern des Kanonischen Rechts, und besonders in der Wienerischen Synopsis vom geistlichen Rechte, wird unter andern wesentlichen, oder dem Pabst aus göttlicher Einsezung zukommenden Rechten, ohne Einschränkung auch das Recht zuerkennt, Koncilien zusammen zu rufen, denselben vorzusizen, und die gehaltnen zu bestättigen. Diesem Rechte muß nothwendig die gegenseitige Verbindlichkeit der Bischöffe entsprechen, dabey zu erscheinen. Ist zur wirklichen Erfüllung dieser Verbindlichkeit, die Bewilligung des Landesfürsten erforderlich, so werden und müssen die Bischöffe um dieselbe ansuchen, um ihre Verbindlichkeit erfüllen zu können. Schlägt man die Bewilligung ab, so wird die Ausübung dieser

Verbindlichkeit, wieder sittlicher Weise ohnmöglich. Folglich hört sie in actu secundo auf. Warum aber giebt man sich so viele unnüze Mühe, so augenscheinlich unstreitige und unzweifelhafte Dinge, anzufechten?

„ Ich werde alle drey Jahre persönlich, „ oder durch meinen Abgesandten, die „ Limina der Apostel besuchen, wenn „ ich nicht durch eine Apostolische Er„ laubnis, davon solte enthoben wer„ den. „

Nichts ist von den Päbsten mit so vielen und donnernden Bullen anbefohlen worden, als dieser Besuch — Sixtus ein Mann von grossem Geiste, wolte Rom auf Kosten andrer bereichern. Er wolte die Kräfte der Kirche, weil man glaubte, der Pabst sey unumschränkter Monarch über alle geistliche und zeitliche Güter, auf das genaueste wissen. Er sah, daß jeder Rom besuchender oder beschikender Bischof, ein Stük Geld, um zu zehren, oder Gnaden zu erhalten, mit sich brächte, u. s. w.

Ueber diesen Punkt verlohnt es sich nicht die Mühe zu reden, weil er in unsern

fern Gegenden beynahe völlig aus der Beobachtung gekommen ist. Alles was man über diesen Punkt sagt, lauft darauf hinaus, daß man die Päbste der Eyr- und Geldsucht beschuldiget. Der sonst vor den Römischen Stul gar nicht partheyische von Espen, zeigt den wahren Grund an. Die Bischöffe solten an den Päbstlichen Stul, oder die zu diesem Ende aufgestellte Kongregation der Kardinäle, von dem Zustande ihres Kirchsprengels einen Bericht ertheilen, welcher, wenn er aufrichtig, und der wahren Gestalt der Sachen angemessen ist, von jenen grossen Mängeln mancher Bißthümer, öfters Einsichten beybringen wird, denen von eben demselben Apostolischen Stule, durch schikliche Mittel, billig muß abgeholfen werden.

„ Ohne Verwissen und Erlaubnis des
„ Päbstlichen Stuls, will ich die zu meiner Bischöfflichen Mensa gehörigen
„ Güter, nicht verkaufen, noch verschenken, noch verpfänden, noch beschweren,
„ noch durch was immer für eine Art,
„ veräussern. „

Daß die Bischöffe im Kirchen-Staate diesen Artikel beschwören, läßt sich hören — Daß aber Bischöffe andrer Staaten, auf diese Art handeln sollen, ist sehr befremdlich.

lich. In den meisten Staaten, können liegende Güter nicht anders, als mit Verwissen und Einwilligung der Landesherrschaft, veräussert oder verliehen werden. Aber hier wird nicht nach der Einwilligung derselben gefragt, und man sieht augenscheinlich, daß die Geistlichkeit glaubt, sie sey von aller weltlichen Gerichtsbarkeit frey, und habe wie der Pabst, überall und allenthalben zu befehlen.

Diese boshafte Anmerkung ist gleich widerlegt. Sowohl allgemeine als besondre Kirchenversammlungen, sowohl Päbste und Bischöffe, als Kayser und Fürsten, nahmen jederzeit sorgfältigen Bedacht darauf, daß die geistliche Güter und milde Stiftungen, in gutem Stande erhalten und nicht veräussert werden solten. Schon 1039 gab Kayser **Konrad** der zweyte ein Gesez wegen Nichtveräusserung der geistlichen Güter heraus. Und wer noch einen Zweifel daran hat, der lese mit gebührender Aufmerksamkeit, die Schlüsse der allgemeinen Trientinischen Kirchenversammlung. *) Weiter habe ich über diesen Punkt nichts zu sagen.

„ Ich werde nach allen meinen Kräften
„ beobachten, und auch von andern be-
„ ob-

*) Sess. 25. c. 11. und Cap. 20. de Reform.

„ obachten machen, die Regeln der hei-
„ ligen Vätter, die apostolischen De-
„ krete, Ordinationen, Dispositionen,
„ Vorbehälte, Provisionen und Kom-
„ missionen „

Dieser Artikel enthält all erdenkliches, und um solchem mehr Ansehen zu geben, ist der Anfang von den Regeln der heiligen Vätter, von Dekreten und Koncilien, gleich als ob dieselbe Päbstlicher Vorbehälte, Provisionen und Kommissionen, vonnöthen hätten — Dieses Formular überhaupt, ist daher beleidigend für das Ansehen und die Majestät des Landesherrn, widerstrebt der Ruhe und guten Regierung der Unterthanen; und ist dem Bischoffe, der unausbleiblich auf der einen oder andern Seite, wider seine Pflichten anstossen mus, zu befolgen nicht möglich. Mitrin solte man es von keinem neuen Bischoffe beschwören lassen.

Hierauf dienet zur Antwort: daß jeder Bischof, ja ein jeder Katholik, den Primat des Römischen Stuls, anzuerkennen und zu schüzen schuldig sey. Was bedeuten die Obedientia Canonica, die Erkennung und Schüzung des Primats, wenn es nicht leere Wörter und Schattenbilder sind, als die Beobachtung der Kanonen, oder Regeln der heiligen Vätter, und daß

der,

der, so den Primat wirklich anerkennet, die von dem Apostolischen Stule gemachten Verordnungen, oder ihm geschehenen Aufträge, mit Ehrerbietung annehme? Vielleicht hat der Verfasser obgedachter Abhandlung, selbst schon aus der Trientinischen Glaubensformel eidlich verheissen: Sanctam, catholicam, & apostolicam Romanam ecclesiam, omnium ecclesiarum matrem & magistram agnosco, Romanoque Pontifici, beati Petri, apostolorum Principis Successori ac Jesu Christi Vicario, veram obedientiam spondeo ac juro. Cætera item omnia, a sacris Canonibus, & Oecumenicis Conciliis, ac præcipue a Sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita & declarata, indubitanter recipio atque profiteor. Hier ist gewis, wie in dem Eidesformular der Bischöffe, alles erdenkliche enthalten; mus also auch dieses Formular abgethan werden? Was die Provisionen und Vorbehälte betrift, so ist derselben wahrer Sinn, durch die Concordaten und rechtmässige Observanz, genug bestimmt.

Und so viel von diesem. Ein verständiger und unpartheyischer Leser mag nun urtheilen, ob so eine Eidesformel, mit ausdrüklicher Ausnahme der Standespflichten

ten begränzt, von dem Oberhaupte der Kirche, authentisch ausgelegt, von ununterbrochnem Gebrauche vieler Jahrhunderte bestättiget, von viel tausenden Erzbischöffen und Bischöffen gebraucht und in Ehren gehalten, in feyerlichen Concordaten mit eingeschlossen — ob eine solche Eidesformel mit Grunde als beleidigend gegen die Majestätsrechte, als gefährlich für die gemeine Ruhe, und als anstöffig für jene, die selbige abschwören, könne angesehen werden.

Es giebt eine Gattung von Leuten, welche nur Unruhe, Spaltungen und Feindseeligkeiten, zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu erregen suchen. Sie sind in der That die verbittersten Feinde der ganzen Hierarchie, des Oberhaupts der Kirche, der apostolisch katholischen Kirche selbst. Aber sie wollen als offenbare und erklärte Feinde, nicht angesehen werden, zweifelsohne, um der Kirche noch mehr Schaden zufügen zu können.

Alles bisher angeführte, beziehet sich auch im Kleinern, auf die Mönchsorden. Man will ihnen ein Verbrechen daraus machen, daß sie einem auswärtigen Oberhaupte, vermöge ihrer Ordensregeln Gehorsam schwören; aber will man denn nie einen Unterschied machen lernen, zwischen

den

den Pflichten gegen die Kirche, und zwi-
schen den Pflichten gegen den Landesherrn?
Werden sie denn durch ihren Ordenseid,
von den Pflichten gegen diesen losgesproc-
hen? Bezeugen sie sich nicht immer als
getreue und gehorsame Unterthanen? So
lange man sie nicht überzeugen kan, daß
sie hierinne von dem rechten Wege abwei-
chen — und das wird niemals geschehen —
So lange ist auch aller Lermen, alles Ge-
schrey, alle Lästerung umsonst. Aus dem
was ich in diesen wenigen Blättern gesagt
habe, erhellet deutlich genug, für Unpar-
theyische, daß sie nicht unnüze und schädli-
che, sondern nüzliche und gute Mitglieder
eines Staates sind. Sie haben keiner Re-
formation nöthig. Deswegen habe ich auch
die Zeit nicht damit verderben mögen, die
elende Projektmacher derselben, weitläuftig
zu widerlegen. Die Mendikanten sind es
übrigens gewohnt, ungegründeten Spott
und Tadel über sich ergehen zu lassen, denn
das ist von jeher das Schikksal aller Tugend-
haften gewesen. Aber die Sonne vertreibt
endlich alle Nebel, und wenn sie durch
Gedult und Gelassenheit, alle Lästerungen
überwunden haben, wird auch die Zeit kom-
men, da sie freudig ihre Augen gen Him-
mel mit Dank erheben und mit gerührter
Seele, werden ausrufen können:

Tandem bona causa triumphat.

Das Ende des Coelibats der Römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit

an dem Ende
des achtzehenten Jahrhunderts

In einigen Briefen
von einem **Weltprieſter**

Dem Herrn Kardinal von ***
zugeeignet.

Gedrukt im Jahr 1782.

Neue

Briefe

für und wider

das Mönchswesen,

das Ende des Cölibats der Römisch-katholischen Geistlichkeit betreffend.

mit unpartheyischer Feder entworfen.

Viertes und leztes Bändgen.

Gedruckt im Jahr 1782.

Seiner Eminenz

Herrn

Kardinal von * * *

Hochwürdigſter Herr Kardinal,
Gnädigſter Herr,

Eurer Eminenz erhabene Würde iſt ſo weit von meiner Niedrigkeit entfernt, daß ich die Feder, um Hochdenenſelben die gegenwärtige kleine Schrift in Unterthänigkeit zuzuſchreiben, mit Zittern ergreifen müßte, wenn mir nicht der

Innhalt derſelben, der Eurer Emi-
nenz nicht anders, als willkommen
ſeyn kann, einigen Muth machte.
Gewiß, ich ſehe Sie im Geiſt lächeln,
wenn Sie nur zwey Blätter darinn
geleſen haben; und ich wollte Ihr
Votum auf eine Sylbe errathen, wenn
Sie in derjenigen Congregation, die
etwa von Sr. Päbſtlichen Heiligkeit
dieſer Sache halber wird niedergeſetzt
werden, mit Ihrer Meinung hervor-
rücken. Eure Eminenz habe ich
zwar die Gnade nicht, perſönlich zu
kennen: aber Ihre große Einſichten,
Ihr edles Herz, und Ihr brennender
Eifer für die Erhaltung des Anſehens
und der Wohlfarth der Geiſtlichkeit
ſind mir und mehrern meiner Brüder
ſo bekannt, daß wir kein Bedenken tra-
gen, uns alles Erſprießliche in dieſer
Materie

Materie mit aller Gewißheit von Ihnen zu verſprechen. Wäre es nicht ſchön, wenn das heilige Collegium, deſſen verehrungswürdiges Mitglied Eure Eminenz ſind, mit vereinigten Kräften daran arbeitete, der ganzen Prieſterſchaft eine Vergünſtigung zuwege zu bringen, über die ſich der Himmel und die Erde freuen, und der Orkus die Zähne zuſammen beiſſen würde: Jene, weil ſie alsdann auf ganze Schaaren von Einwohnern zehlen dürften, deren ſie außer dieſem beraubt bleiben müßen; Dieſer, weil ihm manche Beute entriſſen würde, auf die er bisher, als auf baare Einnahme, um des Jochs der ewigen Keuſchheit willen, ſicher rechnen konnte. Geruhen Sie, der Sache reiflich nachzudenken, und

vergeben mir meine Kühnheit, Ihnen mit meinen unmaßgeblichen Gedanken aufzuwarten. Ich ersterbe

Eurer Eminenz

P. den 10. März
1782.

unterthänigster,

der Verfaſſer.

Vor-

Vorbericht.

Die löbliche Sitte unſerer Tage, einen jeden denken und ſagen und ſchreiben zu laſſen, was er will; und die ſtolze Selbſtgenügſamkeit und Zuverſicht derer, die es angeht, was man denkt und ſagt und ſchreibt, und die ſich in ihrer Ruhe nichts ſtören laſſen, wenn es noch ſo bunt zugeht, hat mich zum Entſchluß gebracht, dieſe Briefe, die ich wirklich an einen meiner Brüder zu ſeiner Belehrung und Beruhigung erlaſſen habe, bekannt zu machen. Er

ver-

versicherte mich in seinen Antworten, die ich gleichfalls vorlegen könnte, wenn ich meinen Lesern in ihrem Urtheil vorgreifen wollte, daß ich ihm einen wichtigen Dienst gethan hätte. Wenigstens, bezeugt er, habe er nun gelernt, auch über Dinge nachzudenken und zu urtheilen, die man bisher bloß auf gut Glück zu glauben verbunden gewesen seye. Wollen andere meines Standes nicht so billig denken, und wohl gar nur um der Vorrede willen diese Briefe wegwerfen, und das Anathema darüber aussprechen, so werde ich mit ihnen nicht darüber rechten. —

M.....r den 28. Jenner. 1782.

I. Brief.

Nun bin ich zufrieden, lieber Bruder, seitdem dein lezter Brief an mich eingeloffen ist. Du kannst nicht glauben, wie viel ich Antheil an deinem Gemüthszustand genommen habe. Unsere Gedenkungsart stimmt allzugut zusammen, als daß ich nicht auf ein Haar errathen hätte, was bisher in Deinem Herzen vorgegangen ist; wenn Du Dir schon Gewalt anthust, es zu verbergen, und mich etwas anders sehen zu lassen, als man, wenn man genau Achtung giebt, aus einer jeden Sylbe Deines Schreibens lesen kann. Ich glaube es gern, daß du bisher

in

in einem großen Gedräng warest. Deine Aufrichtigkeit und Gottesfurcht; Deine redliche Ergebenheit an unsere H. Mutter, die Kirche; Dein ernstliches Bestreben, Deiner ganzen Pflicht Genüge zu thun, und Dein Amt so zu führen, daß Du keine Vorwürfe von Deinem Gewissen mögtest zu besorgen haben; und auf der andern Seite Deine geheime Zweifel über gewiße Lehrsätze unserer Religion, aus denen Du Dich nicht heraus finden konntest, und worüber Du überall befriedigenden Unterricht vergeblich suchtest; endlich gar andere Anfechtungen, die ich nun nicht nennen will — Du weist schon, was ich meine — mußten Dich freylich so herumtreiben, daß mich Dein Zustand innig jammerte, und ich Dir nun die Erhohlung und die Gemüthsruhe, die Du jezt genießest, von ganzem Herzen gönne. Deine Verfassung war um so bedenk-

bedenklicher, da Du in Deiner ganzen Nachbarſchaft niemand haſt, dem Du Dich anvertrauen kannſt. Der Beſuch Deiner AmtsBrüder mußte aus Uebel ärger machen. Ihre übertriebene Luſtigkeit konnte Dich nicht aufmuntern. Gläſer und Kartenſpiele thun nur eine Weile gut; den innern Unmut, wenn er beſonders ſo tief ſitzt, nehmen ſie nicht weg; und die Schäkereyen mit Weibsbildern von der niedrigen Sorte, denen ſich manche unſers Standes ſo gern und ungeſcheut überlaſſen, ſind das Mittel gar nicht, bedächtlichen Gemüthern dasjenige zu gewähren, was man in den Stunden der Verſuchung wünſcht, um ſich eine gründliche und dauerhafte Erleichterung zu verſchaffen. Das glaube ich gern, daß Du bey den Religioſen, die Du mir nennſt, Deine Rechnung nicht gefunden haſt. Wie konnte Dir doch einfallen, Dich bey

ihnen Raths zu erhohlen? Das ſind Leute, bey denen man nichts weniger als Einſichten und Ehrlichkeit ſuchen darf. Ihr eingewurzelter Haß gegen uns, ihre Eiferſucht, über dieß, die bedenkliche Situation, in der ſie gegenwärtig ſind, läßt keinen vernünftigen Gedanken bey ihnen aufkommen. Sie werden Dich nachher weidlich ausgelacht haben, daß Du ihnen Dein Herz entdeckt haſt. Ich wünſche nur, daß Dich Deine Aufrichtigkeit nicht mögе zu weit geführt haben. Lieber hätteſt Du noch Dein Anliegen in den Schooß eines Lutheriſchen Prädikanten ausgeſchüttet; der Spott und die Schadenfreude wäre Dir noch eher bey dieſem, als bey jenen erſpart geweſen. Doch das mag nun gut ſeyn. Ich freue mich mit Dir, lieber Bruder, daß es nun ſo iſt. Habe guten Muth; ich hoffe, Dir noch einen Schritt weiter zu helfen. Ich

will Dir den Weg zeigen, den ich gegangen bin, und bey dem ich mich nun ganz wohl befinde. Kommt Zeit, kommt Rath. Es wird noch beſſer gehen, als wir denken. Die Aſpekten an dem politiſchen und Kirchenhimmel ſind wunderbar. Aber ſie verſprechen uns nichts unangenehmes. Du haſt doch die **Neue Briefe für und wider das Mönchsweſen** auch geleſen? Die zween Beamte, oder wer ſie ſind, die ſich über die Mönche und Klöſter waker mit einander herumgebiſſen haben, und wovon ich dem einen, der den andern ſo nachdrücklich angegriffen hat, von Herzen gut bin, haben doch uns Weltprieſter ziemlich unangetaſtet gelaſſen. Du wirſt es doch für keine Partheylichkeit halten, wenn ich Dir geſtehe, daß mir beſonders der Gedanke des Einen, der ſo gar liebe Vorſchläge zur Verbeſſerung und Verminderung der Mönchs-

orden gethan hat, gemein auffallend gewesen ist. Man könnte, sagt er, von den Einkünften der einzuziehenden Klöster die Besoldungen der Weltgeistlichen erhöhen. „Vielleicht, fährt er fort, „ist gar die Zeit nicht mehr ferne, daß „um eines andern, die Weltgeistliche „betreffenden Umstands willen, den ich „jezt noch nicht nennen will, die un„umgängliche Nothwendigkeit erfordert, „ihre Einkünfte zu vermehren, damit „sie m— — — — leben können. Sie verstehen mich doch schon?“ Ja, lieber Mann, ich verstehe Dich wohl. Tritt ans Deinen 4. Strichen hervor, Du darfst Dich nicht scheuen. Mit Weib und Kindern, wolltest Du sagen, nicht wahr? Das wäre der Mühe werth, wenn diese Zeit nicht mehr fern wäre. Mit den Mönchen fortgewandert, die Klöster eingerissen, den Boden mit Salz bestreut, demjenigen

den

den Fluch gegeben, der nach 10000 Jahren ſich den Gedanken kommen ließe, wider ein ſolches Haus zu bauen, in welchem dem Aberglauben gefröhnt, der Schweiß armer Bürger im Müßiggang und Wohlleben verzehrt würde — und dann die Einkünfte dieſer entbehrlichen Gebäude den Fürſten in die Hände gegeben, die von ſelbſt willig und bereit ſeyn werden, die Diener der Religion, die Pfarrer, beſſer zu verſorgen, und ihnen ſo viel zu geben, daß ſie ihre Tage, zum Beſten der Kirche, **mit den Ihrigen**, ohne Nahrungsſorgen, vergnügt zubringen können. Es iſt gewiß kein ſüßer Traum, Bruder, was ich Dir jezt eröfnen will. Meinſt du nicht, das ſeye mit in dem Plan, warum man den Mönchen zu Leibe geht, um die Weltgeiſtlichen deſto bequemer zu berathen? Ich ſtelle mir die Sache ſo vor: Auf die Mönche kann es unmög-

lich allein angesehen seyn. Ich bin nicht für sie eingenommen, das weiß Du wohl: wer sie kennt, den kommt es bey allem seinem Vorrath von Menschenliebe doch sauer an, sie nur dulden zu können. Aber es giebt noch mehr entbehrliche Leute auf der Welt, die man doch leben läßt; warum sollen diese allein behalten? Daß man den Fürsten Schuld giebt, es seye ihnen um die Güter und Reichthümer der Religiosen zu thun, die sie entweder würklich besitzen, oder um die sie wenigstens den Staat bringen; das kommt mir auch hart, und nicht ganz wahrscheinlich vor. Hart ists: denn es heißt nichts anders, als die Regenten der Raubsucht beschuldigen, und der Begierde sich zu bereichern. Es sind doch Güter der Kirche, die wenigstens nicht zu profanem Gebrauch sollen verwendet werden. Aber ich halte es auch

für

für **unwahrscheinlich.** Es müßte schon weit mehr hierinn geschehen seyn, als würklich geschehen ist; und es scheint gar, ein gewißer Monarch seye auf einmal wieder anders Sinnes worden, da er in der Sache keine solche Riesenschritte macht, als man wohl vor einigen Monäthen vermuthet hat. **Sondern** ich denke, die Mönche seyen nur eine Art von Vorwand, um eine andere Absicht auszuführen, die den Fürsten noch näher am Herzen liegt, — ich will Dirs lieber gerade herausſagen — den Priestern **die Ehe** zu gestatten, um die Geistlichkeit näher mit der Obrigkeit zu verbinden; und weil das nicht angeht, ohne die Einkünfte der Weltpriester zu befördern, so werden so viele Klöster eingezogen werden, als nöthig ist, die Besoldungen jener auf einen beßern Fuß zu setzen. Deine Zärtlichkeit bey Zweifeln und Einwürfen wider die Lehrer unse-

ter Kirche, von denen du glaubſt, daß ſie auf ewig unwiderruflich und unabänderlich feſtgeſetzt ſeyen; deine Furchtſamkeit und Sorge, daß man ſo den Unkatholiſchen nachgeben würde, und Dein rühmlicher Eifer für die Erhaltung unſerer Glaubenslehre auch in den kleinſten Punkten, bekommt freylich hier wieder einen neuen Kampf. Aber ich kann Dir nicht helfen, Du muſt mich wenigſtens anhören: das iſt noch keine Verſündigung. Schenkſt Du mir Deinen Beyfall nicht, ſo behalte ich meine Ueberzeugung für mich. Ich wette aber, Du wirſt mir gewonnen geben, und mir noch dafür danken, daß ich Dir wenigſtens Anlaß gegeben habe, in einer Sache anders Sinnes zu werden, an der doch fürwahr nicht wenig gelegen iſt. Ich will nicht weit ausholen. Aber es iſt doch nöthig, dich durch Erzählung meiner eigenen kleinen Geſchichte

auf

auf das ein wenig vorzubereiten, was ich Dir ſagen werde. Mein Vater war ein Beamter, der mich nicht deswegen zum Prieſter beſtimmte, um mich dereinſt in dem Beſitz einer fetten Pfründe zu ſehen; ſondern weil er Gaben und beſonders Liebe zur Eingezogenheit an mir wahrzunehmen glaubte. Meine Mutter, die auch ein Wort dazu ſagen wollte, hatte den Gedanken, mich dem Kloſterleben zu widmen. Ein Franziſkanermönch, der ſehr oft in unſer Haus kam, und gemeiniglich, wenn eben der Tiſch gedeckt war, ſuchte ſie in ihrem Vorſatz zu beſtärken. Allein, ſo gewiß er ſeinen Endzweck bey dieſer zu erreichen vermeinte, ſo wenig errieth er meine und meines Vaters Neigung. Ich hielt den Mönchen für einen Schmarozer und Heuchler; denn ſeine Diſkurſe, die er über Tiſch führte, und die verliebten Blicke, die er, wenn er

es unbeobachtet thun zu können meinte, einer jungen Baase, die meine Eltern als eine Waise zu sich genommen hatten, zuwarf, schienen mir nicht genug mit den gottseeligen Zusprüchen, mit denen er mich, um einen Religiosen aus mir zu machen, bestürmte, übereinzustimmen. Er versuchte es auf allerhand Weise, pries mir bald die grossen Vorzüge des Klosterlebens vor dem Leben in der Welt an; bald wollte er mir weiß machen, daß ich die natürliche Stille meines Charakters als einen untrüglichen Beweis eines göttlichen Berufs, die Kutte anzulegen, ansehen müßte; bald brachte er mir Bücher von lauter Heiligen aus den Mönchsorden, die ich durchlesen sollte, so würde es nicht fehlen, ich müßte zu einem für meine Mutter angenehmen Entschluß gebracht werden. Bald nahm er Gelegenheit, Weltgeistliche anzustechen, ärger-

ärgerliche Anekdötchen von ihnen zu erzählen, vorzüglich aber darüber zu spotten, daß ihre Einkünfte oft zu ihrer Bedürfniß nicht zureichen wollten, da die Mönche darüber keine Sorge haben dürften. Mit Einem Wort, er suchte alles zusammen, mich auf seine Seite zu bringen. Ich stellte mich oft, als ob ich nun entschlossen wäre, seinem Rath zu folgen; aber ich wünschte seiner nur loß zu werden. Meine Absicht schlug mir fehl. Es sollte zum Ernst kommen, und ich mein Wort von mir geben. Plözlich erklärte ich meinem Vater, von dem ich wohl wußte, daß er mich schlechterdings nicht zwingen würde, daß ich entweder ein Weltpriester werden, oder von dem geistlichen Stand gar nichts wissen wollte. Nun erhielte der Franziskaner den Auftrag, so übel meine Mutter darauf zu sprechen war, mich ungeplagt zu las-

ſen. Ein Kaplan in der Nachbarſchaft, zu P. zu dem ich ein großes Vertrauen hatte, weil er von meiner Kindheit an mein Lehrmeiſter in der Religion, in den Sprachen, in der Geographie und Geſchichte geweſen war, lobte mich, da ich ihm von dieſem Vorfall, und meinem nunmehrigen ernſtlichen Vorhaben Nachricht gab, redete mir zu, mich nun durch nichts mehr irre machen zu laſſen, ſondern feſte zu ſtehen, und mich durch fleißiges Studiren in den Stand zu ſetzen, daß ich meinen Eltern Freude und der Kirche Ehre machen könnte. Es gilt uns, ſagte er, uns Weltprieſtern, unſern Mann zu ſtellen. Die Zeit iſt gewiß nahe, daß es mit den Mönchen ein anders werden wird. Ihr Verfall wird alle Tage größer und ſichtbarer. Die Regenten werden nicht in die Länge zuſehen und die Hände in den Schooß legen. Du

wirſts erfahren, lieber **Anton**, ſetzte er hinzu, wenn ich nicht mehr lebe. Aber laß Dir meine Weißagung einen Sporn ſeyn, Deinem innerlichen Beruf zum Prieſterthum eine vollkommene Genüge zu thun. Da ich einige Zeit hernach von ihm Abſchied nahm, um auf die Univerſität zu gehen, verehrte er mir 2. Bücher, die ich zu ſeinem Angedenken behalten, und zu ſeiner Zeit benutzen ſollte. Das eine war des berühmten **Fra Paolo Geſchichte der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung**, und das andere: **Vertots Urſprung der Größe des Römiſchen Hofs**. Er hat mich aber, dieſe Bücher niemand zu zeigen, noch viel weniger zu ſagen, wo ich ſie her hätte. Ich verwahrte beyde ſorgfältig, und freute mich im Geiſt eben um dieſer Warnung willen auf die Entdeckung, die ich dereinſt, wenn ich zu reifern Jahren

ten käme, darinn machen würde. Sie blieben lange ungeleſen, da mich meine Lehrer, denen ich blindlings folgte, auf ganz andere Schriften wieſen, die großentheils nicht nach meinem Geſchmak waren, an die ſie mich aber vermuthlich deßwegen hinbanden, weil ſie um meines ſtillen Naturelles willen mir zutrauten, daß ich alles für baare Münze annehmen würde, was mir jene Schriftſteller vorlegten. Endlich nach Verfluß mehrerer Jahre kam mir einsmahls ganz wie von ohngefehr der **Werkot** in die Hand. Ich blätterte, und fand ein Oktavblättchen von meines lieben Kaplans Hand geſchrieben mitten im Buch liegen. Zum Unglück waren eben ein paar Linien vom Papier abgeriſſen, — ob es mit Fleiß geſchehen, oder nicht, kann ich nicht behaupten, — daß ich nur noch folgendes leſen konnte: „ſind aus Ehen von

„Prie-

„Priestern geboren, z. E. Felix, „Agapitus, Theodorus, Silve„rius, Deotatus, Johann der „XI. XIV. und Hadrian II. Auf „der Kirchenversammlung zu Ni„cäa brachte man den Cölibat der „Geistlichen in Vorschlag, aber „es wurde kein Schluß darüber „abgefaßt. Zu Ende des IV. „Jahrhunderts befahl ihn Pabst „Siricius und im V. Jahrhun„dert Pabst Innocenz I. Im XI. „endlich, da seitdem unzählige „Priester waren verheurathet ge„wesen, drang P. Gregor VII. „durch, daß die Priesterehe auf „immer und ewig abgeschaft, und „der Cölibat festgesetzt syn und „bleiben sollte. Von dem übrigen, was auf dem Blättchen stund, war mir alles unlesbar, bis auf die einzelne Worte: — eine Zeit kommen — nicht

nicht mehr in Hu —— und — ruch — Eines Weibes Mann — daß wirs erleben! Was meinſt Du, lieber Bruder, daß ich über dieſe Entdeckung gedacht habe? Ich weiß nicht, ob ich erſchrack, oder mich bloß verwunderte. Mein guter Kaplan war nicht mehr am Leben, daß ich ihn über ſein bedenkliches Manuſkript ſelbſt hätte ſprechen können. Ich weiß nicht einmahl, ob ich das Herz gehabt hätte, es ihm zu ſagen, und ihm eine Schamröthe über ſeine Unverſichtigkeit abzujagen. Genug, die Sache an und vor ſich, und die Art und Weiſe, wie ich dazu gekommen war, und die Quelle, woher ſie kam, eines, wie das andere, machte mich aufmerkſam. Der Gedanke flieg in mir auf, ob mein Freund mir das Blatt nicht mit Vorſatz ins Buch gelegt, und mich dardurch aufmerkſam auf etwas habe machen wollen, über

das er ohne Zweifel ſelbſt nachgedacht und nachgeleſen hatte. Ich ſuchte, das Fehlende zu erſetzen. Das hatte keine Schwierigkeit. **Folgende Päbſte ſind aus Ehen von Prieſtern geboren**, muß es heißen. Und das andere möchte ſo ſupplirt werden müßen: **Es wird** eine Zeit kommen, **da die Geiſtliche** nicht mehr in — und — wie bisher, werden leben dürfen, u. ſ. w. Nun wußte ich ſchon, was ich in müßigen Stunden zu thun hatte. Der häufige Zuſpruch meiner Nachbarn, bey dem groſſentheils nichts, als Trinken und Spielen und ſaftige Diſkurſe mit meiner Hauſerin herauskamen, war mir entleidet. Der Umgang mit Mönchen war, wie Du weiſt, nie meine Sache; der Franziſkaner, der mich zur Kutte werben wollte, hatte den ganzen Mönchsſtand bey mir in Mißkredit gebracht: Mit Politicis, Officieren und dergleichen Perſonen

ſonen viel zu thun zu haben, hielt ich auch nicht für rathſam: Man lernt nichts bey ihnen, und Vertraulichkeit ſagt man im Sprüchwort, bringt Verachtung zuwege. Ich halte das für eine Hauptaufgabe bey Leuten unſers Standes, uns ſo zu betragen, daß man uns die unſerer Würde ſchuldige Hochachtung und Ehrerbietung nicht verſagen, und nichts mit Grund an uns zu tadeln finden kann. Kurz, ich widmete mich nun ganz meinem Amt und meinem Studiren. Die Lücke, die mir der Caplan in unſere Glaubenslehre in Abſicht auf die PrieſterEhe gemacht zu haben ſchien, gieng mit mir auf und nieder. Denke hiebey nichts arges, lieber Bruder. Du kennſt mich ja. Wenn es heute erlaubt, ja befohlen würde, ſich zu verheurathen, ſo wollte ich doch ſehen, wie ich dem Befehl auswiche. Denn die große Ehrfurcht

vor dem Cölibat werde ich nie verlieren; und die mir angebohrne Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht war mit eine Urſache, warum meine Eltern auf den Gedanken kamen, mich geiſtlich zu machen. Gibts ja unter den Lutheriſchen Prädikanten auch ſolche, die Keuſchheit halten, da ſie nicht dazu gezwungen werden. Warum ſollte das unſern Geiſtlichen unmöglich ſeyn? Nein, unlautere Abſichten muſt Du mir nicht beymeſſen. Es iſt mir um die Wahrheit zu thun. Dieſer opfere ich alles auf. Was ich heraus gebracht habe, werde ich Dir in meinen nächſten Briefen getreulich mittheilen. Lebe wohl.

II. Brief.

Du kannſt nicht glauben, **mein Lieber**, in welch Gewirre mich das verzweifelte Oktavblättlein meines ehrlichen Kaplans im Anfang gebracht hat. Ich wußte doch, daß er der Lehre unſerer Kirche von Herzen ergeben, und auch gegen ihre Gebote freywillig, nicht aus Zwang, folgſam war. Warum muß er dann gerade auf dieſen Punkt fallen, dachte ich; ſind ihm ſonſt über nichts Zweifel und Einwürfe beygefallen, als über dem Artikel von der Eheloſigkeit der Prieſter? Hat er überall alles ſo aufgeräumt angetroffen, daß er denken konnte, diß ſey allein noch übrig, wo etwas zu verbeſſern ſeyn möchte? Dem mag nun ſeyn, wie ihm will. Ich weiß jezt am beſten, wie es ihm gegangen iſt. Eine mittelmäßige Kenntniß der **Kirchengeſchichte** — er beſaß aber

aber eine ausgebreitete — und Beobachtung der Menſchen — auch dieſe war ſeine Sache — mußte ihn auf dieſe Gedanken bringen. Hätte er doch nur auch die Zeit erlebt, die er zu erleben wünſchte, und die wir beyde erleben können! — Erſchrick nicht, daß ich das ſchreibe. Ich bin meiner Sache zu gewiß, und laſſe mirs je länger, je weniger ausreden: Es iſt nahe dabey, daß etwas geſchieht, daß man ſich vor 10. Jahren noch nicht hätte träumen laſſen. Und wenn das nicht geſchieht, was ich meine, ſo muß ſich nur der Schauplaz, der uns gegenwärtig ſo mancherley und ſo wunderbare Dinge erwarten läßt, auf einmal und auf eine unbegreifliche Weiſe verändern. Doch zur Sache, lieber Bruder, ich halte Dich ſonſt zu lange auf; und es iſt mir ſelber darum zu thun, Dir recht bald, wenn Du nur einiges Vertrauen zu mir

haſt, zu eben den Geſinnungen zu helfen, bey denen ich nun weit ruhiger bin, als bey den ewigen Zweifeln und Bedenklichkeiten, mit denen ich mich, wenn ich bey Leſung unſerer Theologen auf dieſe und jene Stellen ſtieß, die ich Dir hernach anführen werde, herumſchlagen mußte. Wenn unſere Dogmatiker mir es mit Einem Munde vorſagen, daß die Kirche den Prieſtern den Eheſtand von Rechtswegen verboten habe; wenn mich die Ausleger der Bibel aus unſerer Kirche verſichern, daß die Stellen, die die Unkatholiſche anführen, um zu beweiſen, daß die Kirche nicht wohl gethan, und nicht einmal das Recht habe, den Geiſtlichen den Eheſtand zu verbieten, ganz anders verſtanden werden müßen; ja gar daß man aus der Bibel beweiſen könne, es ſey eine gottloſe Lehre, was disfalls in unſerer Kirche behauptet wird; und ſo geſtehe ich, daß

daß ich mit Beybehaltung der allertiefsten Ehrfurcht vor unsere H. Mutter, und der größten Hochachtung gegen unsere Gelehrten, die freylich die Sache besser wissen müßen und sollten, als ich armer und unwürdiger Schüler dieser großen Männer, dennoch mir immer habe Gewalt anthun müßen, meine eigene Einsichten, die ich mir durch Nachdenken und die Lekture guter Schriften erworben habe, blindlings unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Ich versichere Dich theuer, mein Lieber, daß mir nie kein Protestantischer Schriftsteller in die Hände gekommen ist, aus dem ich dieses Gift, wie manche unbesonnene Eiferer sagen werden, hätte einsaugen können. Ich kann mir wohl vorstellen, was in ihren Büchern von dieser Sache steht, da ich als ein Katholik so denke. Aber man braucht auch kein Lutheraner zu seyn,

um hierinn irre zu werden. Was sagen nicht unsere Schrifterklärer für seltsames Zeug über den Spruch: Ein Bischoff soll Eines Weibes Mann seyn? Der eine will nur so viel daraus beweisen: Ein Bischoff soll nicht 2. Weiber nehmen, und weil die Kirche sein Weib, und er der Kirche Mann sey, so seye es klar, daß er also nicht leiblicher Weise heurathen dürfe. Das kann nur ein Schöps glauben, daß das der H. Paulus habe sagen wollen; ich nicht. Der andere schreibt gar gottlose Dinge, wenn er nicht mehr weiß, was er eben diesem H. Heidenlehrer antworten soll, der ausdrücklich sagt: Es seye besser freyen, denn Brunst leiden. Kurz, ich muß Dir nur gestehen, daß ich die Bibel lieber gar weglege, wenn ich in dieser Sache auf einen gewißen Grund kommen und kein Unglaubiger werden will. Der Schrift nach muß es den

Geist-

Geiſtlichen erlaubt ſeyn, Weiber zu nehmen, es koſte was es wolle. Die Kirche iſt freylich die Auslegerin der Bibel, das weiß ich wohl, und dieſe ſagt, daß uns, Katholiſche, alle die Sprüche nicht anfechten dürfen, die die Lutheraner und Zwinglianer zu ihrem Behuf anführen; ſie ſeye die Richterin in Glaubensſachen; ſie könne Gebote geben, die auch den Geboten der Schrift zu widerſprechen ſcheinen, u. ſ. w. Ich glaube, das hat mein guter Kaplan alles gewußt, und doch hat er ſich nicht überwinden können, zu glauben, daß es mit dem Edlibat der Prieſter ſchon ſeine ganze und vollkommene Richtigkeit habe. Das iſt der Fall, in dem ich bin. Ich habe mir recht viele Mühe gegeben, etwas in den Büchern unſerer Gelehrten aufzutreiben, das mir Genüge thun könnte, aber vergebens. Im Gegentheil habe ich nur gar zu vieles gefunden,

das mich immer wankender und ungewisser gemacht hat; Sachen, die ich nicht einmal zu schreiben Herz genug habe. Z. E. die Kirche habe den Priestern verboten, Weiber zu nehmen. Ich suchte immer weiter nach, wo ich etwas hieher gehöriges und besseres, als meine bisherige Entdekungen, finden könnte. Endlich schlug ich die Canonen der Tridentinischen Kirchenversammlung in der gewißen Hofnung, da etwas anzutreffen, das erträglich lautete. Das wußte ich vorhin, daß der Ehestand den Priestern verboten wäre. Es war mir auch um Gründe zu thun, die die Kirche gehabt haben müßte, ein solches Verbot aufzustellen. Der Kanon heißt: „wer da sagt, daß Personen, die die „geistliche Orden haben, oder Regular„geistliche, die das Gelübd der Keusch„heit feyerlich gethan haben, in den „Ehestand treten können, und daß ein

„solcher Ehestand gültig sey, ungeach„tet der Kirchengebote und Gelübds, „und daß jedermann sich verheurathen „dürfe, der fühle, daß er die Keusch„heit, wenn er sie schon angelobt habe, „nicht halten könne, der soll verflucht „seyn.“ Das Herz fiel mir aufs neue, da ich dieses lase. Ich wandte mich an den Sarpi, den ich, — ich bekenne es zu meiner Schande — bisher noch nicht gelesen hatte. Ich stieß abermal auf manches, das mich in die äußerste Verlegenheit setzte. Die Väter, dachte ich, sind doch, wie sie selbst sagen, im heiligen Geist versammelt gewesen: unter seiner Regierung stunden sie: wie konnte ihnen dieser etwas anders eingeben, als was der heiligen Schrift, die auch von seiner Eingebung herrührt, gemäß ist? In der Schrift steht, die Hurerey sey Sünde, hingegen die Ehe habe Gott, und zwar noch vor dem

Sündenfall eingesetzt, sie müße also so gar etwas Heiliges seyn. Kann und darf das Concilium Christo, dem unsichtbaren Haupt der Kirche, dessen Statthalter nur der Pabst ist, ins Angesicht widersprechen? Jenes behauptet: So gar diejenige dürfen nicht heurathen, die das Gelübd der Keuschheit zu halten nicht im Stand seyn. — Und dieser lehrt doch deutlich, daß nicht jedermann zur unaufhörlichen Enthaltsamkeit tüchtig seye. Außerdem fiel mir ein: die Ehe ist doch ein Sakrament, also eine hochheilige Sache, wie wir wider die Unkatholische behaupten. Ein Sakrament ist ein Gnadenmittel für jedermann, warum sollen gerade die Geistlichen desselben entbehren, die doch die Ausspender derselben sind? Ich gab nun die Hofnung auf, in den Büchern der Dogmatiker und Schriftausleger befriediget zu werden, und entschloß mich, weil ich wohl

sahe,

sahe, daß es immer einer ärger macht, als der andere, daß sie einander hier und da widersprechen, und zum Unglück doch darinn ganz mit einander übereinkommen, die Ehe sey den Priestern verboten, die Kirchengeschichte zu Rath zu ziehen. Diese sollte mir Auskunft geben: was ich da finden würde, wollte ich glauben, und davon sollte mich kein Kardinal und Bischoff und Doktor, ja wenns auch der Pabst selbst wäre, abwendig machen. Ich war der Verzweiflung sehr nahe, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich mit einem Protestantischen Gottesgelehrten Bekanntschaft, und Gelegenheit gehabt hätte, mich mit ihm über diesen Gegenstand zu besprechen. Diese einzige Lehre unserer Kirche hätte beynahe das ganze Gebäude meines Glaubens an die Katholische Religion nicht nur erschüttert und wankend gemacht, sondern

dern gar umgeworfen. Doch ich wurde noch zu rechter Zeit von dem Rand des Abgrundes weggeführet, und eben das habe ich dem Fragment meines Kaplans zu danken, das mir gleich in den ersten Worten einen Wink gegeben hat, wohin ich mich, um einen festen Fuß in dieser Sache zu setzen, wenden müßte. Das fiel mir sehr auf, daß es so gar ehemal Päbste und Bischöffe gegeben hatte, die aus Ehen von Priestern geboren waren. Daraus zog ich verschiedene Schlüsse; z. E. die Ehelosigkeit der Priester ist also offenbar nicht so alt, als die christliche Kirche: Man wird doch keine in Hurerey erzeugte Geistliche zu Bischöffen, Kardinälen und Päbsten gemacht haben; es ist also schon nicht wahr, was ein Schriftsteller sagt, die Priesterehe sey nichtig, und nichts anders, als Hurerey. Ist einmahl eine Zeit gewesen, da der Ehestand

ſtand den Geiſtlichen erlaubt war, und die Kirche hörte doch nicht auf, Kirche und die wahre Kirche zu ſeyn, ſo kann dieſe Zeit wieder kommen, und das den Prieſtern wieder aufs neue vergönnt werden, was ihnen in alten Zeiten ſchon einmahl vergönnt geweſen war. Kann die Kirche Gebote geben, ſo kann ſie ſolche auch wieder aufheben. Das war mir ſchon genug, und ich verlangte nichts mehreres. Beunruhigt wurde ich freylich aufs neue, da ich von ungefehr auf die Stelle in einer Schrift **Bellarmins** kam, da er ſagt: Von den Zeiten der Apoſtel an ſind alle Biſchöffe, Prieſter, und andere Geiſtliche, deren Lebensbeſchreibung wir haben, und die jemals gerühmt worden ſind, unverheurathet und enthaltſam geweſen, und man findet kein einziges Beyſpiel eines bewährten rechtſchaffenen Mannes, das man zum Beweis des Gegentheils

anführen

anführen könnte. Doch bey näherer Untersuchung verschwand meine Unruhe wieder, und ich werde Dir nun bald sagen, wie **Bellarmin** durch einen gewißen andern Ausspruch alles auf Einmal wieder bey mir gut gemacht habe. Der Herr Kardinal mag mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich an seiner ersten Behauptung gar vieles auszusetzen finde; alle Bischöffe u. s. w. seyen von der Apostel Zeit an im ledigen Stand gewesen; und doch war Petrus, das Haupt der Apostel, der erste Pabst, selber verehlicht, den er hatte eine Schwieger. Und Paulus, der gröste Apostel nach Petro, beruft sich darauf, daß, wenn er schon eheles bleibe, er doch Macht hätte, in die Ehe zu treten, wenn es ihm beliebete. Und was ist das für eine Folge? — Diejenige Bischöffe, deren Lebensbeschreibung wir haben, haben im Eblibat gelebt; also die andern alle auch,

auch, von deren Lebensumständen wir nichts wissen? Bellarmin hatte noch etwas in der Feder behalten, das er nicht deutlich ausdrückt: Er sagt: solche, die jemal gerühmt worden sind, sind außer der Ehe geblieben. Damit räumt er ein, daß mehrere andere nicht ledig geblieben, aber eben deßwegen auch keine so ruhmwürdige Leute gewesen seyen. Dawider habe ich nun nichts. Dieser Meinung bin ich auch, daß, wenn heute den Priestern die Ehe freygegeben würde, alle diejenige, die ehelos, aber dabey rein und keusch und untadelhaft blieben, größern Ruhm verdienten, als andere, die Weiber nähmen. Nur sollte es kein allgemeines und unwiderrufliches Gesetz seyn. Das irrte mich nicht, was ich weiter bey meinem Nachforschen in der Kirchengeschichte fand, daß schon einige angesehene Lehrer in der Ersten Kirche den

Cölibat

Cölibat für rathsam gehalten haben. Warum nicht? Wer wollte läugnen, daß man im ledigen Stand Gott nicht freyer dienen, sein Amt pünktlicher versehen und mancher Sorgen überhoben bleiben könne, als im Ehestand? Das ist gewiß kein geringer Vortheil, wenn man ohne Theilung seines Herzens Gottes eigen seyn, ihm mit aller Freyheit von irrdischen Dingen dienen, von allen Bekümmernissen der Welt, von den Beschwerlichkeiten einer Haushaltung, der Erziehung und Versorgung der Kinder, befreyt seyn kann. Aber diesen Vortheil kann man nicht haben, als wenn man das Vergnügen der Ehe gar nicht kennt, dessen Empfindung doch unvermeidlich, die Mäßigung darinn schwer, die Versuchung dazu gewaltsam, und die Liebe sündlich ist. Ich schreibe Dir dieses mit Fleiß, damit Du alles, was Du in dieser Materie in der Folge

noch von mir leſen wirſt, nicht ſo anſe-
heſt, als ob es mir für meine Perſon um
die Vergünſtigung des Eheſtandes zu
thun wäre. Ich hätte zwar keine Ur-
ſache, mich dabey zu ſchämen, ich wä-
re ja nur erſt in dem Fall, in dem vie-
le 1000. Menſchen ſind, die es auch
für keine Schande halten, zu heurathen,
und zu bekennen, daß es ihnen unmdglich
wäre, ehelos zu bleiben. Warum ſoll-
te man ſich auch bey einem ſolchen Ge-
ſtändniß fürchten? Die Neigung zur
Begattung kommt von dem heiligen,
weiſen und gütigen Schöpfer her. Ihm
wäre es ein leichtes geweſen, einen an-
dern Weg, die Erde zu bevölkern, feſt-
zuſetzen, wenn er gewollt hätte. Da
er nun aber dieſen Weg beliebet hat,
der bis ans Ende der Tage fortwähren
wird, wer ſind wir, daß wir ihn mei-
ſtern, und durch eine falſche und übel-
verſtandene Schamhaftigkeit in dieſer

Sache ihm gleichſam zu verſtehen geben wollen, es ſollte anders ſeyn? Dis nur im Vorbeygehen! Ich eile, Dir nur das zu eröfnen, an das ich mich jezt allein halte, und worauf ich das ganze Gebäude aufgeführet habe, das ich Dir nun in einigen Briefen vorlegen will, in der Hofnung, Du werdeſt und könneſt mir Deinen Beyfall nicht verſagen, und ohne alle Furcht, was andere das zu ſagen würden, wenn ſie wüßten, was ich Dir hier ſchreibe; ja dergeſtalt ohne alle Furcht, daß mir der Gedanke noch kommen kann, es öffentlich zu ſagen, ohne daß ich mich vor dem Ketzer-Namen und vor dem Bann fürchte. Mein Hauptſaz iſt: **es iſt hohe Zeit, den Prieſtern die Ehe frey zu geben.** Hat die Kirche erſt nach Verfluß von etlichen Jahrhunderten das Gebot vom Cölibat der Prieſter gegeben, und hat ſie das Recht gehabt, es zu geben: ſo

hat ſie eben ſo gut das Recht, bey veränderten Zeiten und Umſtänden, dieſes Gebot wieder aufzuheben, und ein anderes in ſeine Stelle zu ſetzen. Denke ja nicht, daß ich hier etwas neues ſage, wenn es ſchon ganz neu zu ſeyn ſcheinet. Ich bin nicht ſo beleſen, daß ich alles wüßte, was vor mir hievon je geſchrieben worden iſt. Es kann ſeyn, daß der nämliche Einfall in den Schriften gewißer Auktoren vorkäme, die am Römiſchen Hofe nicht zum beſten angeſchrieben ſind. Doch das thut nichts zur Sache. Es kommt auf Gründe an, die ich Dir zur Prüfung vorlege. Du weiſt, lieber Bruder, daß Bellarmin einer der vornehmſten Schriftſteller unſerer Kirche iſt. Sein Anſehen iſt bey uns und bey unſern Glaubensgegnern von Rechtswegen ſehr groß. Er war der eifrigſte und einer der geſchikteſten Schutzredner, die jemal für den Rö-

miſchen Stuhl aufgetreten ſind. Seine Gelehrſamkeit, Gaben, Beurtheilungskraft und Geſchicklichkeit in Behandlung der Streitigkeiten bewundern ſo gar die Unkatholiſchen, und es thut mir immer wehe, ſo wenig ich ſonſt den Jeſuiten, aus deren Orden er war, jemal hold geweſen bin, daß er in dem Konklave nach dem Tode Klemens VIII. da er dem Päbſtlichen Thron bereits ſehr nahe war, durchfiel; ohne Zweifel, weil er ein Jeſuite geweſen iſt; und dieſe Herren, die kein Exempel aufweiſen konnten, ſo lang ſie noch florirten, daß je einem ihrer Geſellſchaft die 3fache Krone zu Theil worden wäre. Er war ein rechter Ketzerhammer. Keinen gefährlichern Feind haben unſere Glaubensgegner je gehabt, als ihn. Der Glaubenslehre unſerer Kirche war er ſo eifrig zugethan, daß er eine jede Abweichung davon auf das äußerſte verabſcheute. Beſonders

hat

hat er ſich die gröſte Mühe gegeben, den Cölibat der Prieſter auf das bündigſte zu erweiſen, und wider alle Einwürfe zu retten, ſo daß ich zweifle, ob ein anderer hierinn mit mehr Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu Werk gegangen iſt, als er. Und doch finde ich bey eben dieſem Schriftſteller den Satz: **Das Gelübde der Enthaltung iſt den geiſtlichen Orden dergeſtalt angehängt, daß Geiſtliche nach der Ordination weder Weiber nehmen, noch die ſchon genommene beybehalten können, nach einem zwar willkührlichen, aber uralten und höchſtbilligen Gebot, das man zu dieſer Zeit keineswegs ohne groſſe Unbequemlichkeiten wieder aufheben oder nachlaſſen kann.** Wie mich dieſer Fund gefreut habe, mein Lieber, kann ich Dir nicht ausdrücken. Ich ſehe nunmehr die Sache auf ein-

mal in einem ganz andern Lichte an; kaum wollte ich meinen Augen trauen, daß der Bellarmin ſoll und könne geſchrieben haben, der Mann, der dem H. Paulus zum Troz, wenn ich ſo reden darf, ſchreiben durfte: **Beydes ſey ein Uebel, freyen und Brunſt leiden; doch ſeye freyen noch ſchlimmer, als Brunſt leiden: die Prieſterehe ſeye unrechtmäßig und bloß dem Namen nach eine Ehe, in der That aber eine kirchenräuberiſche Unzucht;** und was dergleichen Brocken noch mehr ſind, über die ich mich entſetzen müßte, wenn ich ihm nun, wie ich Dir ſchon geſagt habe, nicht gerne um der obigen Erläuterung willen alles verziehe. Du wirſt ja doch errathen, was ich meine? Er ſagt: das Gebot von dem Cölibat könne man **zu dieſer Zeit** nicht ohne große Unbequemlichkeiten aufheben oder nachlaſſen. Das

hat

hat er bereits vor mehr als anderthalb-hundert Jahren geſchrieben. Meinetwegen kann er Recht haben, daß es damal nicht-räthlich geweſen ſey, eine Aenderung zu treffen. Die ſogenannte Kirchenverbeſſerung, die Luther nicht gar zu lang vorher wollte unternommen habe, war noch etwas neues, wenigſtens neuer, als zu unſern Zeiten. Es galt damahl, den Irrgläubigen zu zeigen, daß man ſie im Zaum zu halten wiſſe, und ihnen in keinem Stück nur eines Nagelsbreit nachzugeben Urſache habe oder geſonnen ſey. Es kam darauf an, die Prieſter und Geiſtliche auf die Probe zu ſetzen, ob ſie, auch bey harten Geboten, dennoch bey ihrer heiligen Mutter, der Kirche, aushielten. Die Regenten waren auch noch anders geſinnet, als in unſern Tagen, demüthiger, nachgebender gegen den Römiſchen Stuhl, und man konnte ſich beſſer auf ſie ver-

laſſen, als jezt. Bellarmin, als ein ſcharfſinniger Mann, ſahe das wohl ein; er wußte, daß vieles von Zeit und Umſtänden abhienge. Die Zeiten, dachte er unfehlbar, werden noch kommen, da man Klugheitshalber dis und jenes wird abändern müßen, ohne daß man von außen eben dazu genöthiget würde. Nun iſt es aber ein anders. Damal hätten die Unkatholiſchen geſagt, man ſeye genöthiget geweſen, dieſen Schritt zu thun, weil ſie nicht abgelaſſen hätten, da z. E. die Kaiſer **Ferdinand I.** und **Maximilian II.** dem Pabſt ſehr anlagen, den Prieſtern den Eheſtand zu geſtatten. Die eingebildete Reformation iſt bey den Lutheranern und Reformirten ſo gut, als verraucht. Manche ihrer Gottesgelehrten ſchimpfen ſelbſt darüber, und wiſſen tauſend Dinge daran auszuſetzen. Die Geiſtliche unſerer Kirche ſitzen in ihrem Glauben ſo veſt,

weſt, daß ſie nicht mehr, wie ehemal, irre werden würden, wenn da oder dort eine Anderung vorgehen ſollte. Die Regenten, die von unſerer Kirche ſind, muß man weislich zu behandeln wiſſen, und, wenn man merkt, was ſie gerne hätten, hervorkommen, und gleichſam von freyen Stücken thun, was ſie verlangen, ehe ſie ungefragt Vorkehrungen machen, über die man am Römiſchen Hof mißvergnügt wird. Siehe, das ſind ſo in der Kürze meine Gedanken über die Einſchränkung, die Bellarmin durch die Worte: **zu dieſer Zeit** ſeinem ſonſt ſo hart lautenden Saz gegeben hat. Bey andern Glaubenslehren läßt ſich dieſe Beſtimmung nicht anwenden. Es wird z. E. bis ans Ende der Welt ausgemacht bleiben, daß wir durch die Werke und nicht durch den Glauben allein gerecht werden, und ſo vieles andere, wordurch wir uns von den Lu-

theranern und Zwinglianern unterſcheiden: die Lehre vom Meßopfer, von Einer Geſtalt im Nachtmahl, von Anrufung der Heiligen, von der heiligen Schrift, daß die Kirche die Richterin in Glaubensſachen, daß der Pabſt das Oberhaupt der Kirche und der Statthalter Chriſti auf Erden ſey, das ſind lauter Grundlehren, die einmal bleiben müßen, wie das andere, und keiner Abänderung fähig ſind. In dieſe Klaſſe aber gehört offenbar die Materie vom Cölibat der Prieſter nicht. Das kam, wie ich Dir ſchon geſagt habe, erſt lang nach den Zeiten der Apoſtel, und nach und nach auf. Die Päbſte, die darauf gedrungen haben, werden gewußt haben, warum ſie es thaten. Und diejenigen Päbſte, die mit der Zeit auch wieder ganz unvermerkt und vielleicht nach und nach mit dem eheloſen Stand der Geiſtlichen abbauen werden, werden

auch

auch ihre Urſachen dazu haben, und ſich um das Geſchrey, daß ſich allenfalls darüber erheben wird, nicht bekümmern. Du muſt mich aber recht verſtehen, und mir keinen Widerſpruch aufbürden, daß ich in meinem vorigen Brief die Vermuthung geäußert habe, die Regenten werden dieſe Sache betreiben, um die Kleriſey näher mit ſich zu verbinden; nun aber behaupte, die Päbſte werden zu ſeiner Zeit die Hände dazu bieten. Das läßt ſich vollkommen mit einander vereinbaren. Königreich und Prieſterthum müßen zuſammen ſehen, damit ſie ihre beyderſeitige Rechte unverlezt bewahren. Sie können einander nicht entbehren. Auf dieſem Fuß iſt es nun, wenn mans beym Licht beſieht, ſeit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, oder, wenn man noch genauer reden will, ſeit etlich und zwanzig Jahren. Du weißt, was mit

den

den Mönchen und Klöstern innerhalb wenigen Monathen vorgegangen iſt, und noch weiter vorgehen wird. Ich glaube, der Herr Kardinal Bellarmin hat auch irgendwo etwas in ſeinen Büchern geſagt, daß das Gebot der Kirche, die Kloſtergelübde betreffend, einmal mit der Zeit einen Abfall leiden könnte. Das muß dem Kaiſer, der nun freylich bey aller der Hochachtung, die er ohne Anſtand vor der Geiſtlichkeit, und beſonders der vornehmen Gliedern derſelben, z. E. den Kardinälen, hat, doch gewiß den Bellarmin nicht geleſen und ſtudirt hat, von einem gründlichen Theologen bekannt gemacht worden ſeyen. Daher iſt er auf die Gedanken gekommen, dieſe Verfügung zu treffen, und ich nehme keinen Anſtand, zu behaupten, daß er vorher in der Stille ſich mit dem Pabſt darüber verabredet habe. Kann es in dieſem Punkt nicht

wieder so gehen? Wer will es wissen? Wenn man an den Höfen einsieht, es erfordere es die Bedürfniß des Staats, daß man das Verbot der Priesterehe aufhebe, so wird man sich nicht säumen, Anstalten zu treffen, die zum Ziel führen. Glaube, lieber Bruder, das Ende des Cölibats bey unserer Geistlichkeit ist so nahe vor der Thür, als der Beschluß des achtzehenden Jahrhunderts. Vielleicht noch näher. Accidit in puncto. — Meinst Du nicht, es dürfte etwas zu Florenz davon gesprochen werden, wenn die merkwürdige Zusammenkunft zwischen — — seyn wird? Lache mich nicht mit meinem Einfall aus. Was man gern hätte, glaubt man gern. Wir beyde aber bleiben doch ehelos? Nicht wahr? Ich hielte auch mehr auf den **Luther**, wenn er seine Käthe im Kloster gelassen hätte. Der Mann hatte nicht überall unrecht.

Aber das war nicht klug. Darinn hat er Blöße gegeben. Nun, wir sind Menschen, Katholiken und Lutheraner, einer wie der andere. Im nächsten Brief sage ich Dir doch noch etwas von der Vortreflichkeit des Cölibats. Du glaubst nur etwa eher, wenn ich dem ungeachtet prophezeyhe, daß sein Ende nahe sey. Lebe wohl.

III. Brief.

Werde nicht ungeduldig, Bruder, wenn es ein bischen langsam zugeht, bis Du von mir hörest, wie und warum ich dem Cölibat unserer Geistlichkeit ein nahes Ende weißage. Seit mehreren Tagen konnte ich gar nicht mehr daran kommen, die Feder anzusetzen, und an Dich zu schreiben. Amtsgeschäfte, die sich in gröster Menge auf mich zudrangen; Ehe- und Nachbarshändel, die ich schlichten mußte, und wobey ich nichts, als Verdruß und Undank zum Lohne hatte, und — — ich darf, nicht einmal alles sagen, was mich gehindert und beunruhigt hat, riefen mich einmal über das andere von meinem Schreibtisch ab, wenn ich eben voll von Materie war, und mich recht satt an dich schreiben wollte. Redlich

dachte

dachte ich unter dieſen Zerſtreuungen. Wie, wenn du vollends gar Weib und Kinder hätteſt, wie würdeſt Du zurecht kommen, Du müßteſt unter der Laſt erliegen, und könnteſt nicht einmal Deinem Beruf Genüge thun? Ich lobe mir doch den Cölibat, und es iſt mir immer ſchwer zu begreifen, wie Lutheriſche und Kalviniſche Prädikanten, denen bald ein böſes Weib die Ohren voll zankt, bald das Haus voll Kinder den Kopf wüſt macht, und das Herz mit herzfreſſenden Sorgen abnagt, die nöthige Gemüthsfaſſung behaupten können, und die Ruhe, die man doch haben muß, um in ſeinem Amt den Mann zu ſtellen, daß man bey Menſchen Ehre davon hat, und von ſeinem Gewiſſen keine Vorwürfe beſorgen darf. Das redet mir niemand aus: derjenige, der den erſten Gedanken gehabt hat, es wäre beſſer für die Geiſtliche, unverheurathet zu

bleiben,

bleiben, und etwa hernach sich in der Bibel umgesehen hat, um etwas darinnen zu finden, das in seinen Kram taugte, hat nicht ganz unfein räsonnirt. Er mag ungefehr folgende Betrachtungen angestellt haben: Der H. Apostel sagt doch klar: „wer nicht verheurathet „ist, sorget für des Herrn Sache, und „suchet nur Gott zu gefallen, aber wer „verheurathet ist, sorget für weltliche „Dinge, und will seinem Weib gefal„len, also ist er getheilt. Desgleichen „auch ein unverheurathet Weib oder Jung„fer sorget allein vor des Herrn Werk, „daß sie heilig sey am Leib und Geist. „Aber die verheurathet ist, sorget vor „weltliche Dinge, und bemüht sich ih„rem Mann zu gefallen.“ Was ist deutlicher, als daß der H. Paulus hier den ledigen Stand dem ehelichen vorzieht, und zwar so vorzieht, daß auch Weltleute, Leute, die keine Geistliche

ſind oder werden wollen, ſich das, wenn ſie recht gottesfürchtig zu ſeyn gedenken, zum ledigen Stand ſollten reitzen laſſen! Die Jungfrauſchaft und die Gabe der Enthaltung iſt ohne Bedenken dem Eheſtand vorzuſetzen: und wenn man ſchon auch in der Ehe keuſch leben kann, ſo iſt doch die Keuſchheit auſſer der Ehe noch vortreflicher. Warum? die Gründe ſind leicht aufzuſuchen, und einzuſehen. Es muß doch gewiß eine große Edelmuth, eine herrliche Gemüthsverfaſſung und eine hohe Stuffe des innerlichen, des Herzens Chriſtenthums ſeyn, wenn man die fleiſchliche Begierden, die man doch fühlt, und zu gewiſſen Zeiten recht ſtark fühlt, ſo überwinden, und gleichſam ſo über die Achſel anſehen kann, daß man es nie ſo weit kommen läßt, ein Wohlgefallen daran zu haben, wie doch auch in der keuſcheſten Ehe geſchieht. Nun aber,

je mehr der Wille vom Fleiſch und ſeinen Lüſten abgezogen wird, je einen ſchärfern Zaum man dem Fleiſch anlegt, je gröſſer der Sieg iſt, den man nach einem ſolchen Kampf davon trägt, deſto vortreflicher iſt auch unſer geiſtlicher Zuſtand. Ich denke nicht, daß jemand etwas hieran auszuſetzen finden könne. So verhält ſichs ohne Zweifel auch mit dem Schluß: Der Stand, der uns in dieſem Leben den Engeln und Seeligen, ja Chriſto ſelbſt ähnlicher macht, iſt dem Stand vorzuziehen, in dem wir ſo gar mit den unvernünftigen Geſchöpfen etwas gemein haben. Chriſtus, der Herr, ſagt bey Matthäo: Nach der Auferſtehung werden die Männer keine Weiber haben, noch die Weiber Männer; ſondern ſie werden ſeyn, wie die Engel im Himmel. Mißdeute und mißbrauche aber ja dieſe meine Worte nicht; es ſoll nicht zur Schmach und Beſchimp-

schimpfung des Ehestandes gesagt seyn. Die Absicht, warum Christus, der Herr, in die Welt kam, war nicht, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen, er hatte ein viel höheres Ziel; aber er war es doch, der die Ehe ausdrücklich für eine göttliche Stiftung erklärte, und darauf drang, daß sie sollte in Ehren gehalten werden; der selber zu einer Hochzeit gieng, der Jünger annahm, die verheurathet waren, oder sie wenigstens ganz und gar nicht am Heurathen hinderte. Wir sind freylich darauf gewiesen, Christo nachzuahmen; aber nicht in allen, besonders nicht in denen Stücken, die eigentlich zu seinem Mittleramt gehören. Daß die Engel nicht im Ehestand sind, was gehet uns das an? Wer im ledigen Stand eine englische Reinigkeit und Heiligkeit beobachtet und beobachten kann, dem gönne ich es von Herzen. Es muß etwas schönes

nes darum seyn. Aber wir haben Cörper, die Engel nicht; den Engeln hat Gott den Trieb sich fortzupflanzen bey der Schöpfung nicht mitgetheilt, aber uns. Und endlich ist zwischen den Seeligen im Himmel und den Glaubigen auf Erden ein groſser Unterscheid. Die Erde muß bevölkert werden; dazu hilft der Ehestand. Im Himmel ist das nicht mehr nöthig. Er wird von der Erde aus bevölkert; ja man kann, ohne die Sache zu übertreiben, behaupten, der Ehestand sey die Pflanzschule des Himmels. Doch — ich verirre mich zu weit, und wollte nur sagen, daß man diesen Schluß, so bündig er an sich ist, dem ungeachtet nicht zu weit treiben müße. Ich seze noch etwas hinzu: Die Vorzüge derer, die sich um des Himmelreichs willen, nämlich deswegen, daß sie desto leichter, und ungehinderter der Betrachtung göttlicher Dinge

und dem Umgang mit Gott abwarten können, auch um ſich deſto eher aller irrdiſchen Geſchäfte zu entſchlagen, des Eheſtands enthalten, ſind entſchieden. Das ſind auch die Gründe, warum die alte Kirchenväter die Jungfrauſchaften ſo gelobt und empfolen haben. Und ſiehe, die oben angeführten Urſachen paſſen auf jedermann, nicht nur auf die Geiſtlichen; aber doch auf dieſe noch weit genauer, als auf Weltleute. Ein Prieſter hat ein wichtiges Amt. Der H. Chryſoſtomus ſagt, daß es eine Laſt ſey, wofür auch die Engel erzittern ſollten. Hat er nöthig, ſich noch eine Laſt dazu auf den Hals zu laden? die Laſt der Regierung und Verſorgung einer Familie; die Laſt, ein Weib entweder im Zaum zu halten, wenn ſie böß iſt und ihre Pflichten nicht kennt; oder ſich von ihr regieren und im Zaum halten zu laſſen, wenn ſie die Kunſt ver-

verſteht, die Oberherrſchaft über den Mann an ſich zu ziehen? Wenn wir beyde ſchon keine Ehemänner ſind, ſo haben wir doch Umgang mit Ehemännern, und ſehen und erfahren, was in den Häuſern paßirt, oft genug zu unſerm gröſten Mißvergnügen, wenn wir Streitigkeiten unter Eheleuten ſchlichten und Frieden ſtiften ſollen. Eines Prieſters Sache iſt das Gebet, der Unterricht Alter und Junger in der Chriſtenheit, und die Verwaltung der H. Sakramente. Geſchäft genug, daß man nicht nöthig hat, noch mehrere Arbeiten zu ſuchen, oder ſich aufzuladen. Ich darf Dir das nicht noch ausführlicher ſagen; Deine eigene Erfahrung, und die Kenntniß von dem Umfang Deiner Chriſten- und Amtspflicht werden Dich zur Genüge hievon überzeugen. Wenn man die Sache auf dieſer Seite anſieht, ſo ſollte es ſchei-

nen, der Streit über dem Cölibat der Geiſtlichen ſollte bald ausgemacht, oder vielmehr, es ſollte gar nie keiner darüber entſtanden ſeyn; in anderen Kirchen, in der Griechiſchen, in der Lutheriſchen, in der Zwingliſchen ſollte man auch lauter Prieſter haben, die unverheurathet wären; von Chriſto an bis auf unſere Tage ſollte der Cölibat dieſer Perſonen unter allen Chriſtlichen Partenen nicht als ein Geſez, ſondern als eine Wohlthat gegolten haben. Aber dem iſt nun nicht ſo. Die Griechen, Lutheraner und Zwinglianer wiſſen das doch alles auch, ſo gut, als wir — Ich kenne Dich, Du biſt billig und tolerant, und hälteſt nicht alles deswegen für verwerflich, was die glauben und annehmen, die nicht von unſerer Kirche ſind — Sie ſagen auch, daß man im ledigen Stand Gott freyer und ungehinderter dienen könne, als

im

im Eheſtand; daß das Lehramt ein wichtiges und ſchweres Amt ſey, bey dem man anderer Laſten wohl überhoben ſeyn könne, und doch ſind ihre Gottesdienſtliche Perſonen verheurathet, oder man zwingt ſie wenigſtens nicht zum eheloſen Stand. Ja ein Lutheriſcher Theolog, dem aber viele von ſeinen Glaubensbrüdern ſehr abhold waren, ſchreibt ſo gar: — Dieſe Stelle fand ich auch in einem von den 2. mir von meinem ſchäzbaren Kaplan verehrten Büchern, auf ein beſonders Blättchen mit eigener Hand geſchrieben, den Namen des Verfaſſers kann ich aber nicht mehr recht leſen. — „Der ehe„loſe Stand kann bey einem Kirchen„diener nicht mißbilligt werden; ſon„dern man ſollte ihn vielmehr denen ſo„gar empfehlen, die die Gabe der Ent„haltung von oben empfangen haben; „ja es wäre zu wünſchen, daß mehrere

„gefunden würden, die ſolchen an den„jenigen Orten, wo man nicht eben „durch eine beſondere Nothwendigkeit „zum Heurathen gezwungen wird, dem „Eheſtand verzögen. Ich getraute mir, „wenn es nöthig wäre, ſtarke Gründe „anzuführen. Und wieder: Ich habe „oben erinnert, wie ich wünſchte, daß „mehrere Kirchendiener, wenn ſie die „Gabe dazu hätten, ſich der Ehe ent„halten, und der Vorzüge und der Vor„theile der Jungfrauſchaft froh werden „möchten, die der H. Paulus anführt.“ Aber ein jedes Ding hat 2. Seiten: man muß es auf beeden betrachten, und dann wird ſichs finden, daß der Handel ein ganz anders Ausſehen gewinnt. Es bleibt wahr, und ewig wahr: die Jungfrauſchaft, der eheloſe Stand iſt etwas vortrefliches, für Leute, die nicht geiſtlich ſind, und für die Geiſtlichen gedoppelt. Aber es iſt

eben

eben ſo wahr: nicht jedermann hat die Gabe, ehelos zu ſeyn, und zu bleiben; ja ich behaupte noch mehr: Nicht jedermann kann dieſe Gabe erhalten, wenn er ſie auch ſchon verlangt, und noch ſo ernſtlich verlangt. Ich weiß, daß es Leute giebt, die daran zweifeln, und vielmehr ſagen, das könne man von Gott erbitten, welcher niemand über Vermögen verſucht werden laſſe. Was das für ein Mißbrauch einer göttlichen Verheißung iſt! Ich muß mir Gewalt anthun, in Schranken zu bleiben, weil doch einer oder mehrere angeſehene Lehrer unſrer Kirche ſo etwas könnten geſagt, oder geſchrieben haben. Aber ich geſtehe Dir, und wenn es auch **Bellarmin** geſagt hätte, ſo würde ich mit ihm darüber anbinden; und wenn es ſo gar auf der Kirchenverſammlung zu **Trient** feſtgeſetzt worden wäre, ſo würde ich ſuchen, in Frankreich naturaliſirt

ſirt zu werden, da die Schlüſſe jenes Koncils, die die Diſciplin betreffen — und ich rechne die Materie vom Eidlabat der Prieſter zur Diſciplin — in dieſem Königreich nicht angenommen worden ſind. Lieber ſage mir doch, wenn es der Kirche, oder dem Pabſt zu einer Zeit, da man nach Pabſt und Kirche noch mehr fragte, als heutiges Tages, z. E. im 9. 10. 11. Jahrhundert eingefallen wäre, den Geiſtlichen zu befehlen, alle Jahre 40. Tage lang zu faſten, — ich verſtehe das Faſten im ſtrengen Verſtand, gar nichts dieſe ganze Zeit über zu eſſen und zu trinken — und das hat doch **Chriſtus** gethan, und **Moſes**, — würde man auch ſagen können: die Gabe, ſo lang, ohne Wunderwerk, ohne Speiſe und Trank zu bleiben, und weder an ſeiner Geſundheit, noch am Leben Schaden zu leiden, könne man von Gott erbitten, welcher

welcher niemand über Vermögen versucht werden lasse? Hieße das nicht Gottes gespottet? Nein, Menschenkenntniß und Erfahrung lehrt etwas ganz anders. Jener Trieb, von dem hier die Rede ist, ist eben so wenig zu bezwingen, als der Hunger und der Durst; und Luther, wenn ihn schon der Herr P. Merz, noch so derb darüber abgekanzelt hat, hat immer Recht gehabt, zu sagen: „der nicht „ehelich wird, muß nothwendig buhen. „Außer der Ehe unter anhaltenden An„fechtungen keusch leben, ist eine leben„dige unmögliche Sache." Luther hat gelogen, sagt der Herr Exjesuit, und beweißt auf einigen Blättern, daß es nicht schlechterdings nothwendig sey, im unverheurathteten Stande unkeusch zu werden, und nicht absolut unmöglich sey, keusch darinn zu bleiben. Das hat ja aber auch Luther nicht gesagt, daß

daß jenes ſchlechterdings nothwendig, und dieſes abſolut unmöglich ſey. Das räume ich gern ein, daß Perſonen von ſehr kaltem Naturell, von kränklicher Leibesbeſchaffenheit faſt von Mutterleibe an, und von ganz angewohnter einſamer Lebensart endlich ihr Lebenlang ihre Keuſchheit unverlezt bewahren können. Kann man aber nun das die Gabe der Enthaltung nennen. Und ſind alle Geiſtliche unſerer Kirche in dieſem Fall? Hingegen wer von der Natur alle gehörige Leibeskräfte, eine blühende und dauerhafte Geſundheit erhalten hat, der kann ohne Wunderwerk, außer der Verheurathung unmöglich Zeitlebens keuſch und rein bleiben, und wenn er ganze Wochen anhaltend darum betete, und alles, die ausgeſuchteſte Diät und andere Mittel anwendete, ſein Fleiſch zu bezähmen und abzutödten. Ehe man aber auf die Frage; ob jeder,

der

der nur ernſtlich **will**, die Gabe der Enthaltung von Gott erlangen könne, recht antworten kann, möchte vorher eine andere noch ausgemacht werden müßen: ob es zu vermuthen ſtehe, daß ſo viele 1000. von der Natur nicht verwahrloßte Perſonen, die in unſerer Kirche ehelos ſind, dieſen **Willen** haben möchten? Daß dem ſo ſey, wird mich kein Menſch bereden. Ich habe eine Menge Gründe, warum ich es ſchlechterdings nicht glauben kann. Warum ſoll man etwas **wollen**, das Gott und die Natur nicht **will**; wovon man keine Verheißung hat, daß es Gott geben **wolle**; deſſen Mittheilung dem menſchlichen Geſchlecht bald ein Ende machen würde? Ich ſchweige von mehreren. Der H. Paulus ſagt nirgends, daß diejenige, die Brunſt leiden, Gott um die Gabe der Enthaltung bitten ſollen. Er ſagt vielmehr, ſo vieles er

auch

auch in jener Stelle von den Vorzügen des ledigen Standes vor dem ehelichen bezeugt hatte, es sey besser, sich verheurathen, als Brunst leiden. Er selbst blieb ledig: ganz gewiß, weil er die Gabe der Enthaltung besaß, die ihm vielleicht Gott aus weisen Ursachen, ohne sein Bitten, mitgetheilet hatte. Denn wenn er sie nicht gehabt hätte, so würde er ganz unfehlbar geheurathet haben. Aber er mißt deßwegen andere nicht nach sich und seinem Muster ab. Der Eine, sagt er, hat diese Gabe, der andere nicht. Er glaubt bey weitem nicht, daß sie jedermann haben könne, oder müße: und er hat doch die Sache unfehlbar besser gewußt, als diejenige, die, recht in den Tag hinein (ich scheue mich nicht, bey aller meiner Rechtglaubigkeit, mit der Sprache so offenherzig herauszugehen) behaupten, Gott werde einem jeden diese Gabe geben, wenn er nur

darum bitte, und er laſſe niemand über ſein Vermögen verſucht werden. Irre ich nicht, ſo iſt etwas dergleichen auf der Kirchenverſammlung zu **Trient** geſprochen worden. Wenn man die Köpfe jemal nicht alle unter einen Hut bringen konnte, ſo war es gewiß bey dieſem Artikel. Ich hätte wahres Mitleiden mit den Mitgliedern dieſer ſo ehrwürdigen Verſammlung, wenn ſie durchaus einſtimmig geweſen wären. Aber ſie warens nicht, das lehrt mich der **Vater Sarpi**, dem man trauen darf. Es iſt leicht zu erachten, daß es an Einwürfen wider die Ehloſigkeit der Geiſtlichen nicht werde gefehlt haben. So gründlich dieſe waren, ſo treflich — waren die Antworten darauf. Einer ſagte: das wahre Mittel, der Unenthaltſamkeit der Prieſter abzuhelfen, oder vielmehr dem Uebel, das aus derſelbigen entſpringe, ſey, nur Leute von un-

tadelhaften Sitten, von unbescholtener Rechtschaffenheit und von wahrer Gelehrsamkeit, ins Priesteramt zu thun, und sie durch Erziehung, Sorgfalt, Belohnungen und Strafen in der Ordnung zu erhalten. Vortreflich! Gerade wie jener auf dem Spaziergang seinem Freund, der über Müdigkeit klagte, und nach Haus eilte, den Rath gab: wenn er zu matt sey zum gehen, so solle er springen. Also Leute, von unbescholtener Lebensart und von untadelhaften Sitten solle man das Priesteramt anvertrauen? Gut! diese aber haben ja die Probe der Keuschheit schon ausgehalten, und ehe 60 — 70. Jahre herum sind, dächte ich, könnte man nicht auf die Zuverläßigkeit einer solchen Probe rechnen. Wie viele Gemeinen werden auf diese Weise vielleicht ewig ohne Pfarrer bleiben! Und was soll die Erziehung zur Enthaltsamkeit? Kann der

Erzie-

Erzieher die Triebe ausrotten, die der Schöpfer in die Natur gelegt hat; und wenn ers kann, darf und soll er? Endlich wahre Gelehrsamkeit! Also ein wahrer Gelehrter hört auf ein Mensch zu seyn, ist im Stand die Begierden zu unterdrücken, die ihn anfechten und beunruhigen, Begierden, von denen er als ein Gelehrter einsieht, daß sie ganz in seine Natur verwebt sind? Ueberdieß ist ein wahrer Gelehrter, der Philosophie, Kenntniß der Kirchengeschichte und alle Wissenschaften, die zu einem tüchtigen Priester gehören, besitzt, derjenige gewiß zulezt, den man bereden kann, die Enthaltsamkeit sey eine nöthige Eigenschaft eines Geistlichen. Seine Gelehrsamkeit wird ihn ganz etwas anders lehren. Gerade das Gegentheil! Leute von kränklicher Leibesbeschaffenheit, von ganz verwahrloßtem Naturell, und endlich Dumköpfe, diese wären eher dazu

zu erziehen, daß sie steif und fest hierinn glaubten, was die Kirche glaubt. Und was kann Sorgfalt, Belohnungen und Strafen ausrichten? Wendet nicht die weltliche Obrigkeit Sorgfalt genug an, den Lastern bey ihren Untergebenen zu wehren? Straft sie nicht Hurer und Ehebrecher? Und doch ist des Hurens und Ehebrechens nicht weniger in der menschlichen Gesellschaft bey aller Wachsamkeit über die Unordnungen, bey aller Bemühung, **grobe Ausbrüche** — — denn nur diese sind ein Gegenstand der strafenden Gerechtigkeit unter den Menschen — zu verhindern. Ist aber ein Priester schon der vollkommene, der seines hohen Amts würdige, der allgemeine Hochachtung und Ehrerbietung verdienende Mann, noch mehr aber der Mann, der Gott getrost unter die Augen treten darf, wenn er sich bloß grober Ausbrüche unschuldig weiß? Giebts

keine

keine andere Sünden wider die Keuschheit, als Hurerey und Ehebruch? Iſts der Kirche, die dieſes Gebot gegeben hat, mehr um die Reinigkeit des Leibes, als der Seele, zu thun? Wird der Leib nicht eben ſo wohl durch Sünden, die man nicht nennen darf, als durch Hurerey und Ehebruch befleckt? Geſetzt aber, es gehe ohne alle Befleckung des Leibes ab, wie ſtehts um die innerliche Reinigkeit, um die Unſchuld der Seele? Dieſe wird doch die Hauptſache ſeyn? Ohne dieſe iſt die äuſſerliche Reinigkeit, wenn ſie vor den Menſchen noch ſo untadelhaft wäre, von ganz keinem Werth. Iſt der berühmte **Aeneas Sylvius** kein guter Katholik geweſen, der mit dürren Worten behauptet hat, es wäre vielleicht nicht ſchlimm, wenn **viele** Prieſter heuratheten, weil doch **viele** in dem ehelichen Prieſterſtand ſeelig werden würden, die nun bey dem

eheloſen Prieſterſtand verdammt werden? Das ſchrieb er noch, ehe er Pabſt wurde. Man weiß, daß er, nachdem er die Schlüſſel Petri einmal in der Hand hatte, in vielen Stücken ſeine Meinung geändert hat, aber in dieſem nicht. Denn als Pabſt ſagte er: die Abendländiſche Kirche habe aus guten Urſachen die Ehe verboten; aber man habe gegenwärtig noch ſtärkere Urſachen, ſie ihnen zu erlauben. Das ſagte er im fünfzehenden Jahrhundert. Und Bellarmin ſagt zweyhundert Jahre hernach, gegenwärtig ſeye es noch nicht rathſam. Die Prieſter des 16. und 17. Jahrhunderts müßen nur vorzüglich heilige und keuſche Leute geweſen ſeyn. Das folgt doch aber offenbar aus dieſen zween Ausſprüchen, daß das Gebott von der Eheloſigkeit der Prieſter kein immerwährendes indiſpenſables Geſetz ſey. So wenig der Eheſtand jedermann abſolut befohlen

fohlen iſt, da diejenige mit gutem Gewiſſen außer demſelbigen bleiben können, die die Gabe der Enthaltung haben: ſo wenig kann er irgend jemand, der Menſch iſt, abſolut verboten ſeyn, der dieſe Gabe nicht hat, und der ſie auch nicht verlangt, weil er ſich der Rechte der Menſchheit nicht begeben will, und keinen Befehl, weder in der Natur, noch in der Schrift vor ſich finder, ſich derſelbigen zu begeben. Der Schluß, den ich irgendwo geleſen habe, daß, weil die Ehe ein fleiſchlicher Stand, die Prieſter aber geiſtliche Leute ſeyn, ſo ſchicke ſich der Eheſtand nicht für ſie, riecht ſehr nach Unvernunft. Die Geiſtliche haben alſo gar kein Fleiſch mehr an ſich? Ohne Zweifel, weil ſie in der Schrift Engel heißen. Aber ich denke, es gebe auch eingefleiſchte Engel, ſo wie es eingefleiſchte Teufel giebt; und bey Uebernahme des Gelübds der

Keuschheit sollten sie sich wohl bedenken, ob sie in der Folge zu diesen oder jenen gehören wollen. Und ist Essen und Trinken nicht auch etwas fleischliches; und ist es nicht sonnenklar, daß heurathen für manche so nöthig wäre, als Essen und Trinken? Man erlaubt den Priestern, sich in weltliche Begebenheiten zu mengen, ja so gar in die Regierung der Staaten. Wie viele Kardinäle und Bischöffe hat man schon an der Spitze der Armeen gesehen! Ist das etwas heiligers, als der Ehestand? Richelieu und Mazarini und Fleury, Wolsey, Ximenez, Portocarrero und Alberoni führten das Ruder des Staats, in England, Frankreich und Spanien, sind das keine irrdische Beschäftigungen, wordurch diese Herren wohl mehr von gottesdienstlichen Verrichtungen, vom Gebet und Betrachtung göttlicher Dinge abgezogen werden sind, als wenn sie

in der Ehe gelebt hätten? Mit den Anekdoten vom K. d. B. in Frankreich zu den Zeiten der Minderjährigkeit Ludwigs XV. unter der Regentschaft des Herzogs von **Orleans** will ich Dich verschonen. Das sind Dinge, gegen denen es ein englisches und himmlisches Leben gewesen wäre, wenn der Herr mit dem r — — H. sich hätte eine Gattin antrauen lassen. Du wirst nun, mein Lieber, bald mit mir einig seyn, daß es eben, wenn man die Sache unbefangen ansieht, rathsam wäre, sich nicht mehr lange zu besinnen, sondern, je eher, je lieber durchzubrechen, und da es der Ehren genug ist, daß das Verbot der Priesterehe fast 800. Jahre gewährt hat, Aergernisse zu ersparen, nun unter den Priestern heurathen zu lassen, wer will. **Deutschland** hat das Joch des Cölibats zulezt auf sich genommen: nun

sollte es solches zuerst abschütteln. Was brauchts weiter? Der Cölibat der Geistlichen ist wider die Natur, wider die Schrift, wider die Gewohnheit der ersten Kirche. „Ein Geistlicher ist völlig „eben der Mensch, der jeder anderer ist, schreibt ein gewißer einsichtsvoller Verfasser, „die Bedürfnisse und Triebe seiner „physischen Natur erfordern den Ehestand. „Gott will so gut, daß durch ihn das „menschliche Geschlecht vermehrt werde, „und er die Freuden des ehelichen Le„ben genieße, als er es bey jedem an„dern will. Weder Moses, noch Chri„stus, dieser höchste von Gott gesandte „Lehrer der Religion, noch ein Apostel, „haben jemal einem Priester die Ehe „verboten, und auch nicht verbieten kön„nen, weil sie damit das erste Gesetz „der Natur würden aufgehoben haben, „welches durch kein positives göttliches „Gesetz aufgehoben werden kann. Pau„lus

„Ins

„lus ſagt vielmehr, daß **er Macht**
„**habe, ein Weib mit ſich herum**
„**zu führen**, wenn er nicht das ehe-
„loſe Leben bey ſeinem Amt ſeiner Con-
„venienz gemäßer fände. Bloß um der
„Verfolgung willen, welche den Chri-
„ſten ſeiner Zeit bevorſtand, und einem
„Verehlichten ein doppeltes Leiden auf-
„legte, widerrathet er einigen unter ge-
„wißen Umſtänden das Heurathen.“
„Das Gelübde einer ewigen Jungfrau-
„ſchaft iſt alſo für Manns- und Weibs-
„perſonen, fährt eben dieſer Verfaſſer fort,
„widerrechtlich, unerlaubt und ungött-
„lich; und weder in dem Geſetz der
„Natur, noch in der H. Schrift (und
„ich ſetze hinzu, auch nicht in den apo-
„ſtoliſchen Canonen, und in den Ver-
„ordnungen mehrerer Concilien) gegrün-
„det: und ſo lange die katholiſche Kirche
„zugeben wird, daß eine Menge geſun-
„der, wohlgeſpeißter Mönche und Non-
„nen,

„nen, (die Prieſter laſſen ſich auch im „Eſſen und Trinken nichts abgehen) die „der Welt im ehelichen Leben nützlich „ſeyn könnten, in Klöſtern eingeſperrt, „und großen Verſuchungen zur Unkeuſch„heit, und zu heimlichen ſtummen Sün„den der Unzucht ausgeſetzt werden, un„ter dem Vorwande, ein gottgeheilig„tes, ſtilles und andächtiges Leben zu „führen, ſo lange wird ſie auf eine un„verantwortliche Weiſe genehm halten, „daß viele tauſend Menſchen das na„türliche und durch Chriſtum beſtätigte „Geſetz Gottes gerade zu übertreten.“ Ich müßte wider den hellen Tag und wider meine ganze Ueberzeugung handeln, wenn ich eine Sylbe hievon bezweifeln wollte. Ganz gewiß iſt dieſer Verfaſſer ein Proteſtant. Aber das hindert mich nicht, ihm beyzupflichten, und es bleibt dabey, ein Gebot der Kirche, das wider die Natur, wider die H. Schrift,

Schrift, und wider die Gewohnheit der Ersten Kirche ist, das kann und darf aufgehoben werden. **Bellarmin** hat ohne Zweifel auch so gedacht, er hatte nur das Herz nicht, es gerade heraus zu sagen. Die Wahrheit allein drang ihm die paar Worte ab, daß dieses Verbot **zu dieser Zeit** nicht wohl möchte können aufgehoben werden. Er wollte sagen, es könne eine Zeit kommen, da es rathsam seyn werde. Daß dieses Gebot der Ehelosigkeit wider die **Natur** sey, das habe ich Dir hoffentlich genugsam erwiesen, und keine Philosophie wird je das Gegentheil erweisen können. Daß es wider die **Schrift** sey, ist am Tage. Denn ich weiß keinen von allen unsern Schrifterklärern, der etwas erträgliches über die Stellen der Bibel, aus denen unsere Glaubensgegner erweisen, daß die Ehe allen Menschen überhaupt, besonders aber den Geist-

Geiſtlichen, vergönnt ſeye, geſagt hätte. Ja es giebt ſo gar Ausleger, die gottesläſterliche und ärgerliche Dinge darüber zu Markt gebracht haben. Ich habe dir einige angeführt, und könnte Dir noch mit mehrern dienen. Daß der Cölibat, wenn er den Prieſtern als ein Gebot aufgedrungen wird, auch wider die **Praxis der erſten Chriſtlichen Kirche** ſey, davon habe ich Dir auch ſchon etwas geſagt. Wenn man ihn auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa auf das Tapet gebracht hat, ſo muß er vorher nicht im Gebrauch geweſen ſeye. Und wenn die Sache auf dieſem Concilio nicht durchgegangen iſt, ſondern erſt Pabſt **Siricius** im vierten, und Pabſt **Innocenz I.** im fünften Jahrhundert, ſolche aber wieder nicht allgemein, ſondern nur hier und da haben durchſetzen können, ſo daß erſt der berüchtigte Pabſt **Gregor VII.** im Eilften Jahrhundert

hundert ein allgemeines und unwiderſprechliches Geſetz daraus machen konnte, ſo ſind alſo gar mehrere Jahrhunderte verfloſſen, in denen die Praxis der chriſtlichen Kirche etwas ganz anders mit ſich gebracht hat, als das eheloſe Leben der Prieſter. Und warum denn doch? möchteſt Du fragen, warum hat die Kirche erſt ſpat etwas für unzuläßig erklären können, das lange Zeit vorher zuläßig war? Ich könnte Dir antworten: das müßen nicht alle einzelne Glieder der Kirche wiſſen: der Pabſt, das Haupt der Kirche, darf verfügen, was er will, denn er ſitzt auf dem Stuhl Petri, und hat die Schlüſſel des Himmelreichs, kann auf Erden binden und löſen, das iſt, für erlaubt und unerlaubt erklären, was er will, und niemand darf zu ihm ſagen, was macheſt du? So antworten wenigſtens die recht gehorſame Söhne des Pabſtes. Naßweiſe Kinder denken

ken aber anders. Meine Meinung sage ich Dir jezt nicht. — Das möchte seyn, daß ich Dir meinen Unglauben frey gestünde, daß **Siricius** und **Innocenz I.** und **Gregor VII.** Religionsgründe gehabt haben, den Priestern die Ehe zu verbieten: diese hätten zu allen Zeiten angeschlagen, dem geistlichen Stand mehr Ehrerbietung und Hochachtung zu verschaffen, wenn die Mitglieder desselben so keusch, rein und englisch lebten? Davon wußte und sahe man gerade das Gegentheil. Wer das gesagt hat, der hat sich auf einen elenden Einfall viel eingebildet. Daß es von vielen oder von den meisten geschehen seyn soll, ist unglaublich, denn es wäre wider die Natur. Und wie konnten Einige sich in die Stelle aller setzen, und das Wort für sie führen? Und wenn es geschehen wäre, so hätten die Päbste sie zurecht weisen können, und würden

sich

ſich gewiß außerdem nichts von ihnen haben vorſchreiben laſſen. Noch mehr aber, was bedurften diejenige, die ehelos bleiben wollten, eines Befehls dazu? Stund es ihnen nicht frey, ſo, wie man in der proteſtantiſchen Kirche keinen Geiſtlichen zum Heurathen zwingt, ſondern, ſo viel mir bekannt iſt, vielmehr nichts dawider hat, wenn einige im eheloſen Stande bleiben, aber dabey eine ſo untadelhafte Reinigkeit in den Sitten beobachten, daß man auch wegen der innerlichen Keuſchheit entweder ruhig ſeyn kann; oder dieſen Punkt ihrer Verantwortung vor Gott überläßt. Es waren, wenn ich mich nicht ſehr irre, ganz andere Triebfedern, die dieſes Gebot der Kirche bewürkten. Ich begnüge mich, ſie Dir hier in der Kürze anzuführen. Mich dünkt, die ganze Maſchine wurde bloß vom Intereſſe getrieben. Die Kirche hatte anſehnliche

Reichthümer bereits zusammen gebracht, und wollte immer gröſsere sammlen. Der Aberglaube der damaligen Zeiten bot die Hände redlich dazu, und wer nicht wenigstens die Helfte seines Vermögens auf dem Todtenbette in ein Kloſter oder zu einer Kirche vermachte, der hatte, wenn er anders alles glaubte, was ihm sein Beichtiger aufheftete, eine schrekensvolle Hinfarth vor sich, und seine Erben, wenn sie sich nicht in Zeiten eines bessern besannen, muſsten es tüchtig empfinden. Wie bald würden diese Schätze geschmolzen, wenigstens zu den eingebildeten Bedürfniſsen der Prieſter, oder auch zu einem Spar- und Nothpfenning nicht mehr hinreichend gewesen seyn, wenn die Geistliche sich verheurathet und Kinder gezeugt hätten, die die Kirche doch auch hätte ernähren müſsen! Wer eine Familie hat, der sorgt für sie, wenn er nicht ein Heide

seyn

ſeyn und den Glauben verläugnen will. Er ſucht ſie auf alle mögliche Weiſe zu berathen, und die große Pflichten eines Vaters zu erfüllen. Meinſt Du nicht, unter uns geſagt, ein mancher von den Allerheiligſten Vätern mit der dreyfachen Krone, habe aus eigener Erfahrung dieſe Betrachtung angeſtellt? Nun aber ſollen die Geiſtlichen keine andere Sorge haben, als für die Ausbreitung und das Wachsthum der Kirche, für die Bekehrung anderer zum rechten Glauben, für die Ausrottung der Ketzereyen, für die Aufrechterhaltung und Vergrößerung des Päbſtlichen Stuhls, für die Vermehrung der geiſtlichen Güter. An dieſer Sorge könnten ſie gehindert werden, wenn ihnen auch Weib und Kinder auf dem Herzen lägen. Noch mehr! die weltliche Obrigkeit hat Macht und Vermögen, auf mancherley Weiſe den Unterthanen wohl oder weh zu thun.

Wenn ein Vater mit vielen Kindern geſegnet iſt, ſo hält er ſich an diejenige, die etwas zu ihrem Fortkommen in der Welt und zu ihrem Glück beytragen können. Das nimmt ihm niemand übel, ja, man würde ihn für heillos halten, wenn er hierinn ſaumſeelig wäre. So könnte es Geiſtlichen gehen, wenn ſie Väter zahlreicher Familien wären. Sie könnten ſich an die weltliche Obrigkeit hängen, um der Ihrigen Glück zu bauen; ſie würden dadurch in ihr Intereße gezogen, und die geiſtliche Obrigkeit müßte das Nachſehen haben. Wenn der Pabſt etwa den Einfall hätte, ſeinen Untergebenen zu befehlen, ſich in dieſem oder jenem Stück der weltlichen Obrigkeit zu widerſetzen, ſo könnten jene, aus Furcht, ihren Familien zu ſchaden, den Muth ſinken laſſen, oder gar die Parthie der Regenten ergreifen. Das kann aber nun nicht geſchehen. Ein

Prieſter

Prieſter iſt bloß für ſich. Niemand kann ihm nutzen oder ſchaden, als der Pabſt. Alſo bleibt er dieſem hold und treu, und fürchtet ſich ſonſt vor nichts. Eine Haupturſache, warum das Verbot der Prieſterehe endlich durchgeſetzt worden, mag auch dieſe ſeyn: Geiſtliche, Mönche und Weltprieſter ſind verpflichtet, bey allen Gelegenheiten für die Vermehrung der zeitlichen Güter der Kirche zu ſorgen, guten Herzen zuzuſprechen, daß ſie durch Schenkungen und Stiftungen ſich eine oder mehrere Staffeln in Himmel bauen. Wären ſie verheurathet, ſo möchte man ſagen, ſie betteln für ſich, für ihre Weiber und Kinder, die Quellen möchten vertrocknen, und ſie, wenn ſie noch ſo beredte Prediger der Mildthätigkeit wären, mit leerer Hand abziehen müßen. Dieſe Ausrede aber hat man nun nicht. Was man von Reichen und Armen, Kin-

derlosen und solchen, die viele Kinder haben, durch Schmeicheleyen, durch gute und böse Worte, herausgepreßt, das alles ist ja für niemand, als für die Kirche, zur Erbauung einer neuen, wenn der alten noch zu viel sind, zu einer Orgel, zu einem schönen Altar, zu einem Kloster, und zu tausend andern Dingen, die mir jezt nicht beyfallen. Die Bitten sind also uneigennützig, ja vielmehr im höchsten Grad gemeinnützig: warum sollte man sie unerhört lassen? Noch etwas muß ich nicht vergessen. Es wird nicht fehlen, so wird auch diese Betrachtung angestellt worden seyn: die Bißthümer, Abbteyen, und andere fette Pfründen könnten erblich werden, wenn man den Geistlichen das Heurathen zuließe. Dardurch würde aber das Ansehen des Pabsts erstaunlich geschwächt, und da es bekannt ist, daß nicht leicht ein Beneficium vom

Pabst

Pabſt anders, als für gute Bezahlung, ausgetheilt wird, ſo iſt leicht zu erachten, daß dieß auch einen höchſtnachtheiligen Einfluß auf die Päbſtliche Kammer haben würde. Sind das nun keine wichtige Gründe, einen ſolchen Lehrſatz, als der von der Eheloſigkeit der Geiſtlichen iſt, in der Kirche aufzuſtellen, und dabey, es koſte, was es wolle, zu beharren? Am Päbſtlichen Hof wird man ihrer unfehlbar noch mehrere wiſſen, die freylich nicht zur Notiz des Publici kommen. Was gehen aber alle dieſe Gründe doch die Kirche an? Warum muß ſich ein ſo nahmhafter Theil des menſchlichen Geſchlechts ein Gebot auflegen laſſen, das er entweder gar nicht beobachtet, weil ers nicht beobachten kann, oder, wenn er es auch hält, darunter, als unter einem ſchweren und unerträglichen Joch ſeufzet? Petrus, der erſte Pabſt und Vorfahrer der bisheri-

gen obersten Hirten der Christenheit, sagt dort zu dem Lahmen, der ihn um ein Almosen ansprach: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi stehe auf und wandle. Aber wie unähnlich sind ihm seine Nachfolger! Sie wollen viel Silber und Gold haben, und desselben immer mehr zu bekommen, **nehmen** sie ihren Unterhirten etwas, das ihnen von Gottes und Rechtswegen gebühret; sie nehmen ihnen die Befugniß, sich zu verehlichen, die doch Christus, der Herr, selbst, seinen Aposteln, und dem Haupt derselben, Petro, nicht versagt hat. Man weiß sich in andern Dingen auf das alte Testament zu berufen: warum thut mans nicht auch hier? In der jüdischen Kirche wurde von den Priestern eine äußerst pünktliche Reinigkeit gefordert: aber das hielt man nicht für unrein,

ein

ein Weib zu haben; nur war ihnen verboten, eine Geschwächte oder Verstossene zu heurathen. Wie hart ist das, einen Stand für unrein erklären, den doch Gott selber gestiftet hat! Ist es nicht gräulich, daß diejenige, die bekennen, der Cölibat der Priester sey ein menschliches, die Hurerey aber ein göttliches Verbot, doch behaupten mögen, einem Priester sey es eine größere Sünde, zu heurathen, als H. zu treiben. Je länger ich der Sache nachdenke, je unbegreiflicher wird mir, daß jemal eine Zeit gewesen seyn solle, in der ein so ansehnlicher und zahlreicher Theil der menschlichen Gesellschaft sich entschließen konnte, dieses Joch geduldig zu tragen, und es nicht mit Gewalt abzuschütteln. Die Ursachen sind freylich leicht zu errathen, warum es nicht geschehen ist. Es gab Zeiten, wo man glaubte, es sey vom Himmel herab geredet, was

zu Rom gesprochen wurde; wo man nicht so keck war, nur zu muchsen; wo man sich hätte bereden lassen, für wahr zu halten, der Pabst sey allwissend und allgegenwärtig. Man wußte die Leute, die so fix und fertig waren, alles zu glauben, was man ihnen aufband, tüchtig zu belohnen, mit Ehrenstellen, mit Pfründen, aber dabey immer so, daß es den Pabst selbst nichts kostete. Man geschweigte die Priester hauptsächlich dardurch, daß man ihnen stillschweigend erlaubte, sich selbst für die Entziehung der Erlaubniß der Ehe auf andere Weise schadlos zu halten. Daß es geschehen, weiß die Welt; daß es noch bis auf diese Stunde geschieht, wer will das läugnen? Wenn unter hunderr Priestern zween ihrem Gelübd treu, und dem Gebot der Kirche gehorsam sind, weil etwa diese von Natur eine mehrere Anlage zur Enthaltung haben, und solche

che durch Faſten und Beten noch mehr erhöhen, ſo iſt es viel; die übrigen ſind der Heftigkeit ihres Naturtriebs überlaſſen. Wenn es noch gut geht, ſo kämpfen ſie bis aufs Blut mit den Anfechtungen des Fleiſches, und endlich unterliegen ſie, zwar einige ohne ſich grober Ausbrüche ſchuldig zu machen, aber doch nicht ohne Beſleckungen, die ihnen ſchwer auf ihrem Gewiſſen aufliegen müßen. Andere aber und unfehlbar der gröſte Theil, ergiebt ſich würklicher Unzucht. Schande, daß man es ſagen muß; aber die Wahrheit erfordert dieſes ſchmähliche Opfer. Und nun, wer hat es zu verantworten? Wer hat von dem dardurch unter den Laien zum unläugbaren Nachtheil der Religion, beſonders der Katholiſchen Religion bey den Glaubensgegnern angerichteten Aergerniß Rechenſchaft zu geben? Gottlob! die Prieſter nicht allein! Wenn ſie auch

Schuld

Schuld tragen, so tragen sie nicht die gröste, sondern diejenige, die die Kirche vorstellen wollen, die mit Rath und That dazu geholfen haben, ein solches mörderisches und menschenräuberisches Gesetz aufzubringen. Wer kann es **Luthern** verargen, er mag auch gewesen seyn, wer er will, und wenn er tausend Fehler gemacht hat, daß er sich vielleicht diesen einzigen Artikel vom Priestercölibat, wider den Pabst hat aufbringen lassen, und nicht geruhet hat, bis das im Stand war, worüber noch bis auf diese Stunde die wahre katholische Kirche seufzet. Der Herr Pater **Merz** meint zwar Wunder, wie er ihm in seiner Predigt: **Frag: ob D. Luther nicht unverantwortlich gehandelt, daß er die Mönche und Nonnen zur Ehe angehalten?** die Hölle so heiß gemacht habe. Er will die Höllenwürdigkeit des Verbrechens erweisen, daß

daß er selbst eine Frau genommen, und andere zum ehelichen Leben aufgemuntert habe. Sein Schluß ist der: wer Gott ein Gelübde thut, der muß es unverbrüchlich halten, sonst verscherzt er seine Seeligkeit. Nun aber hat **Luther** bey den **Augustinern** aus freyer Entschließung, ohne Zwang (woher weiß der Herr Dompredigerdiß?) nach vorhergegangenem ProbJahr, da er hätte das Kloster wieder verlassen können, wenn er sich nicht zum Mönchleben geschickt gefunden, das Gelübde einer beständigen Keuschheit abgelegt: gleichwohl nach dem 41sten Jahr dasselbe gebrochen: also ist er damit ein verdammter Mensch geworden. Ich will hierauf den Schriftsteller antworten lassen, den ich Dir schon oben angeführt habe. „Bey diesem Schluß, schreibt er, so „bündig er zu seyn scheint, ist ein „Hauptumstand aus der Acht gelassen „wor-

„worden, nemlich der Beweis, daß es
„einem gesunden Menschen, männlichen
„oder weiblichen Geschlechts, jemals er-
„laubt sey, eine ewige Jungfrauschaft
„zu schwören, welches der Natur und
„der Bestimmung des Menschen, mit-
„hin der Absicht des Schöpfers, der
„den Trieb zum Begatten in uns ge-
„pflanzt hat, zuwider seyn würde; und
„wenn er es in frühern Jahren des Le-
„bens im Irrthum, aus Mangel richti-
„ger Erkenntniß und genugsamer Prü-
„fung, was es damit auf sich habe,
„oder aus Aberglauben, wie **Luther**,
„gethan hat, daß er nach erlangter Ein-
„sicht von der Unnatürlichkeit und Un-
„rechtmäßigkeit eines solchen Gelübds,
„es dennoch zu halten verbunden sey.
„Ehe dieses erwiesen ist, gilt der gan-
„ze Schluß des Herrn Paters nichts,
„und diesen Beweis möchte er wohl
„schuldig bleiben. Ein Gelübd oder

„ein

„ein Eid, dardurch man sich zu einer „unerlaubten, dem göttlichen Willen zu„widerlaufenden Handlung anheischig „gemacht hat, verliert seine völlige Ver„bindlichkeit, und darf durchaus nicht „von dem, der dessen Unrechtmäßigkeit „nachher einsieht, gehalten, sondern „muß gerade Gewissenshalber nicht ge„halten werden. So bald also Luther „zu der Ueberzeugung kam, daß das „ehelose Mönchsleben schlechterdings das „göttliche Gebot aufhöbe, so war er in „seinem Gewissen verbunden, nicht al„lein andern davon abzurathen, sondern „sich auch selbst an sein im Irrthum ge„thanes Gelübde der Keuschheit nicht „mehr zu binden, und durch seine ei„gene Verheurathung ein gutes Beyspiel „zu geben. Machte er sich nach diesem „gethanen Schritt in seinem Gemüth „anfänglich einige Unruhe darüber, wie „Herr Merz solches anzuführen nicht

„ver-

„vergessen hat, so rührte das von ge-
„wißen tief eingewurzelten Vorurthei-
„len seiner Zeitverwandten, und haupt-
„sächlich von der Besorgniß her, daß er
„seinem wichtigeren Geschäfte, dem Re-
„formationswerke so wohl, als seiner
„Ehre bey vielen Leuten möchte Scha-
„den gethan haben. Wir wissen aber
„aus seinem nachmaligen häufigen Ge-
„ständniß, und Herr **Merz** kann es
„auch wissen, wie ruhig **Luther** dar-
„über in seinem Gemüth geworden, und
„wie vergnügt und glücklich seine Ehe
„gewesen sey." Ich konnte mich nicht enthalten, Dir diese ganze Stelle ausführlich herzusetzen, wenn sie schon aus der Feder eines Protestanten geflossen ist. Es ist kein unwahres Wort darinn, wie das Hr. **Merz** selber gestehen müßte, wenn er redlich heraus gehen wollte. Und soll es bloß falsch seyn, weil es nicht auf das Kirchengebot paßt, wo-

von

von die Rede iſt, ſo müßte auch vieles falſch ſeyn, was die Schrift und die apoſtoliſche Kanonen ſagen, welches zu behaupten leichtſinnig und gotteslästerlich wäre, und das wird hoffentlich keinem Menſchen, deſſen Hirn nicht verwahrloſet iſt, in den Sinn kommen. Laſſe Dir bey dieſen meinen Sätzen nicht bange ſeyn, lieber Bruder, ſo hart ſie lauten. Ich verſchanze mich immer hinter meinen **Bellarmin**, wenn mir ſelbſt — denn die Stunden ſind ungleich — der Angſtſchweiß darüber ausbrechen will, daß ich auf einem ſo bedenklichen und ſchlüpfrigen Weg einhergehe, auf dem einem leicht kein geringer Unfall begegnen könnte. Und **Bellarmin** hat geſchrieben, zu **ſeiner** Zeit geſchrieben, es ſey nicht rathſam, nicht verträglich, daß das Verbot der Prieſterehe **gegenwärtig** nachgelaſſen oder aufgehoben würde. Er geſteht alſo eben dar-

durch ein, und müßte Wort haben, wenn man ihn darüber zu Red stellen könnte, daß eine Zeit kommen könne, wo es rathsam und verträglich wäre, dieses Verbot nachzulassen, und aufzuheben. Er war dem Pabst und seinem Ansehen eifrig ergeben, so ergeben, daß vor und nach ihm keiner gewesen ist, der es höher getrieben hätte. Sage ich also etwas, das dem Ansehen des Allerheiligsten Vaters Nachtheil bringen könnte, wenn ich sage, es wäre jezt Zeit, hierinn eine Aenderung zu treffen? Ich denke nicht. Meine Gründe will ich Dir vorlegen. Das Ansehen des Päbstlichen Stuhls ist immer noch auf einem so guten Fuß, daß er zu Aufrechterhaltung desselben die Ehelosigkeit der Priester nicht mehr nöthig hat. Die geistliche Güter sind so beträchtlich, daß sie es kaum empfinden würden, wenn auch etwas mehr davon

zur

zur Unterhaltung der Weiber und Kinder der Geiſtlichen müßte hergegeben werden. Das wird aber nicht einmahl nöthig ſeyn. Unter den Mönchen wird aufgeräumt. Man wird ſo viel bey den aufzuhebenden Klöſtern und Orden gewinnen, daß man den Weltprieſtern ihr Gehalt verbeſſern kann, ohne die übrige Güter der Kirche nur von weitem anzutaſten. Wenn der Pabſt die Ehe frey giebt, ſo wird er ſich die geſammte Prieſterſchaft dardurch aufs neue dergeſtalt verpflichten, daß ſie nicht nur ihm ferner aufrichtig beygethan bleiben, ſondern auch Gut und Blut, Leib und Leben für ihn daran wagen wird. Daß die Biſthümer und Abteyen nicht erblich werden, ſondern der Pabſt auch in Zukunft bey dieſer neuen Einrichtung das Heft in der Hand behalten kann, um ſolche mitzutheilen, wem er will, das ſteht nur bey ihm. In der Luthe-

rischen und Kalvinischen Kirche sind die Pfründen und Pfarreyen ja auch nicht erblich, wenn sich schon ihre Geistliche verheurathen: warum hat man denn diese unnütze Sorge in unserer Kirche? Ich habe noch niemal gehört, daß die Erzbisthümer und Bisthümer in England erblich seyen; eben so wenig in Schweden und Dännemark. Also dieser Einwurf bedeutet auch nichts. Und was willt Du erst dazu sagen, daß es in ganz neuern Zeiten katholische Bischöffe gegeben hat, die im Ehestande lebten? Der berühmte Bischeff von Meaux in Frankreich, **Bossuet** hat, wie es sein Sekretär der Welt ungescheut gesagt hat, in einer geheimen Ehe mit der Madame von **Molconne** gelebt. Der Gedanke war nicht unsein. Ihm als Bischoff war die Ehe verboten, unkeusch wollte er nicht leben, und seine Bedürfniß gestattete es doch nicht,

ohne

ohne eine Gehülfin zu seyn. That er übler hieran, als wenn er sich Ausschweifungen erlaubt hätte? Ich glaube, der Satz der Philosophen ließe sich ganz bequem hierauf anwenden, daß, wenn eine Person vom Stande keine standesmäßige Heurath treffen kann, und doch sehr erlaubte Absichten hat, sich zu verheurathen, dieses Auskunftsmittel das beste ist. Man trift eine Ehe, die alle wesentliche Eigenschaften hat, aber wo der geringere Theil sich kraft eines ausdrücklich errichteten Vertrags gefallen läßt, nicht die Namen und Titel des Vornehmern zu führen, auch nicht an allen Vortheilen desselben Theil zu nehmen. Wie wäre es, wenn diese Art der Ehe auch bey unserer, besonders vornehmern, Geistlichkeit eingeführet würde? Das würde die Zerstreuung der Kirchengüter hindern, und es könnte noch manche andere gute Seiten haben.

Schon mehrmalen iſt mir der Gedanke gekommen: Um wie viele tüchtige, rechtſchaffene, würdige Geiſtliche dieſes harte Verbot unſere Kirche, ſeit dem es im Schwang gehet, gebracht habe? Du wirſt mir gewiß Beyfall geben, wenn Du es überlegeſt. Mancher hat vortrefliche Anlage und Gaben zu dieſem Stand, und gäbe Hofnung in demſelben der Kirche Ehre zu machen, und der Religion großen Vortheil zu bringen. Er hat den beſten Willen, durch Studiren ſich immer mehr zu vervollkommnen: aber zugleich ein lebhaftes Temperament, eine blühende Geſundheit. Er fühlt den Trieb auch, den viele Millionen Menſchen haben, ja der unter vielen Millionen, vielleicht nur bey einem oder zween nicht, anzutreffen iſt, den Trieb, deſſen er ſich nicht ſchämen darf, weil er der menſchlichen Natur vom Schöpfer eingepflanzt iſt. Er weiß,

daß

daß er ihn, dem Gebot der Kirche zu folge, wenn er geistlich wird, nicht befriedigen darf. Er ist zu gewissenhaft dazu, sich Hurerey und Unzucht, auch nur geheime Sünden der Unreinigkeit zu gestatten, weil er weiß, daß ihm das, als einem Diener der Kirche doppelt Sünde wäre. Er glaubt auch, daß bey einer gezwungenen Keuschheit, die also nicht rechter Art seyn würde, seine Gesundheit Schaden leiden müßte. Um sein Gewissen zu retten, entschließt er sich daher nicht geistlich zu werden, sondern eine Lebensart zu erwählen, in der er sich verheurathen darf. Die Kirche verliert also an ihm einen Mann, dessen Abgang ihr durch viele andere nicht ersetzt wird, die ohne ihre Kräfte zu prüfen, aus Leichtsinn, entweder mit gar keinen, oder sehr mittelmäßigen Gaben, ohne Vorsatz, rechtschaffene Priester zu werden, geschwind zufah-

ren, und ſich dieſem Stand widmen, oder von den Ihrigen, die blindlings, wie es gemeiniglich geſchiehet, dabey zu Werk gehen, ſich widmen laſſen. Glaubſt du hingegen nicht, daß es auch auf der andern Seite ſolche giebt, die, ohne den geringſten innerlichen Beruf zum Kirchendienſt zu haben, ich will ſagen, denen es gänzlich an Gaben dazu fehlt, die nicht einmal einen tüchtigen Handwerksmann abgeben würden, will geſchweigen einen Lehrer der Kirche, denen öfters ein Kartenſpiel beſſer einleuchtet, als die Homilien des H. Chryſoſtomus, dennoch kein Bedenken tragen, den geiſtlichen Stand zu ergreiffen? Sie tröſten ſich mit den Beyſpielen anderer, die auch ohne Genie, ohne Wiſſenſchaften, ohne Rechtſchaffenheit, ohne Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche Hirten der Gemeinden ſeyen, Meſſen leſen, alle Vierteljahre eine

Predigt halten, alle 14. Tage einen Kranken mit den H. Sakramenten verſehen, und ſonſt ihrem Amt taliter qualiter vorſtehen, ihre Beſoldung einnehmen, von ihren Kirchenkindern gefürchtet und verehrt werden, und wenn ſie ſchon nicht heurathen dürfen, dennoch Mittel und Wege genug wiſſen, dieſer Inkonvenienz abzuhelfen. Das Verbot der Ehe ficht ſie nicht an, ſo ſehr ſie bey ſich ſelbſt fühlen, daß ſie den Eheſtand, um des Brennens los zu werden, ſo gut bedürfen, als Weltleute. Ja, ich muß Dir mit Wehmuth ſagen, daß mir einſtens einer aus unſerm Orden unverhohlen bezeugt hat, die Prieſter habens in dieſem Punkt noch beſſer, als andere, die bey Einem Weib bleiben müßen. Jene können Abwechslung haben; ſie ſeyen nicht an Eine Perſon gebunden; Weib und Kinder machen ihnen keine Unluſt und Sorgen,

und warum ſie Bedenken tragen ſollten, ſich auf dieſe Art zu helfen, da die Canoniſten unſrer Kirche deutlich ſagen, die Kirche habe den Prieſtern die Ehe verboten, nicht aber, H.— zu halten— Ein Sprüchlein, wovon ich Dir ſonſt ſchon geſchrieben habe— Ein anderer gar nicht alter Römiſchkatholiſcher Skribent lehrte öffentlich: „Der Geiſtliche, der „H.— triebe, ſeye kein Ketzer, außer, „wenn ein hartnäkiges Urtheil des Ver„ſtandes wider das Wort Gottes und „das Gebot der Kirche hinzu komme, „ſo, daß er behaupte, einem jeden „ſeye ein Weib ſo nothwendig und un„entbehrlich, als Speiſe und Trank; „oder das Gelübd der Keuſchheit ſeye „ſchlimmer als Ehebruch und Unreinig„keit.“ Iſt es auf dieſe Weiſe nicht am Tag, daß vielleicht tauſende, die man um ihrer gänzlichen Untüchtigkeit willen zu einem ſo heiligen Amt von dem

dem Schafſtall der Kirche mit Gewalt abhalten ſollte, ſich eben deswegen in denſelben eindringen, um ihren böſen Lüſten den Zügel nach aller Herrlichkeit ſchießen zu laſſen, das ſie im Eheſtand nicht ſo bequem und ungehindert thun zu können glauben? Wie können ſolche ihre Zuhörer vor den Sünden der Unzucht und Hurerey warnen, ſie zur Keuſchheit und Reinigkeit des Leibes und der Seele ermahnen, wenn ſie ſich nicht nur gleicher Vergehungen ſchuldig wiſſen, ſondern auch alle Urſache haben, zu glauben, daß ihr ſchändliches Leben ihren Zuhörern bekannt ſey? Ich erſchrecke, wenn ich ſolche Betrachtungen bey mir anſtellen muß, und würde mich kaum zu faſſen wiſſen, wenn ich mich nicht mit der feſten Ueberzeugung aufrichtete, einmahl die Zeit könne nicht mehr ferne ſeyn, da dieſem großen und vielfachen, und in ſo mancher Rückſicht bedau-

daurungswürdigen Uebelstand, den man nun lang genug, 6 — 700. Jahre, nachgesehen und ihn, wiewohl mit unaufhörlichem Widerspruch der Gutgesinnten in unserer Kirche, geistlichen und weltlichen Standes, geduldet habe, abgeholfen werde. Hat man schon manches verbessert, das einer Verbesserung bedurfte, warum soll es hier immer beym alten bleiben? Sieht man ein, daß das Mönchswesen eine Sache ist, nach der man sehen, und die man in andere Wege einleiten dürfe, um offenbare Mängel und Gebrechen wegzuschaffen, und für die Kirche Gottes etwas ersprießliches zu stiften, da doch die Klostergelübde auch Gebote der Kirche sind: warum soll das Gebot der Kirche von dem Cölibat der Priester nicht auch einen Abfall leiden können? Doch Geduld! Die Scene kann sich plözlich ändern. Es darf nur einem Minister eines

nes Fürſten, deſſen ſcharfem Blick nichts entgeht, was immer zu Angelegenheiten des Staats gehört, einfallen, den Cölibat der Geiſtlichen in dieſem Geſichtspunkt zu betrachten, und die Frage aufzuwerfen, ob er dem Staat verträglich oder ſchädlich ſey, ſo iſt es gethan; und wie dieſe Frage beantwortet werden müße, darauf darf man ſich gar nicht lange beſinnen. Du wirſt mich anhören, wenn ich Dir meine Gedanken kürzlich vorlege. Ein Regent iſt nur deswegen und zu dem Ende Regent, damit ſeine Unterthanen glückliche Menſchen ſeyn mögen. Wenn er das bewürckt, oder wenigſtens ſich alle Mühe giebt, es zu bewürken, ſo thut er ſeiner großen Pflicht eine Genüge. Daß die Geiſtlichen, die in einem gewißen Land leben, auch Unterthanen des Landesherrn ſind, wenn ſie ſchon daneben auch unter dem Pabſt und den Biſchöffen ſtehen,

hen, das mag meinetwegen noch einem Widerſpruch unterworfen ſeyn; ich für meine Perſon bin davon vollkommen überzeugt. Behauptet ja ein Schriftſteller aus unſerer Kirche, daß auch die Klöſter und die Verſammlungen der Mönche darinnen, ſammt allen Orden der weltlichen Gewalt unterworfen ſeyen, weil die Gelübde gar nicht zur Seeligkeit nöthig ſind, dardurch man ſich zu einem von andern Bürgern abgeſonderten Leben verbindet, und außerordentlichen Vorgeſetzten blindlings unterwirft, welche uns die Religion und die Natur nicht gegeben hat, und welche keinen andern Vorgeſetzten erkennen, als den Römiſchen Pabſt ſelbſt, u. ſ. w Sind die Mönche dem Landesherrn unterworfen, ſo ſind es noch vielmehr die Weltprieſter; und ſind es dieſe, ſo iſt der Landesregent nicht nur berechtigt, ſondern ſo gar verbunden, auch für ih-

re

re Glückſeeligkeit zu ſorgen, und wenn ihnen jemand daran hinderlich ſeyn will, ſie dabey zu erhalten und zu ſchützen. Der Eheſtand iſt zur Beförderung der menſchlichen Glückſeeligkeit von Gott, der am beſten wiſſen muß, was gut iſt, eingeſetzt. Etwas Unheiliges kann er auch nicht ſeyn, ſonſt könnte er weder von Gott ſeinen Urſprung haben, noch ſchon im Stand der Unſchuld geſtiftet worden ſeyn. Ein Regent iſt alſo befugt, troz denen, die etwas dawider einwenden wollten, dieſen Stand allen Gliedern ſeines Staats, für deren Wohlfahrt er beſorgt iſt, zu geſtatten, und ſie bey dem Recht, das ihnen Gott und die Natur eingeräumt hat, zu handhaben. Die Ehe, durch welche das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzt und die bürgerliche Geſellſchaft erhalten wird, iſt eine Sache, darüber die weltliche Obrigkeit nothwendig wachen muß. Sie

kann

kann und darf nicht gestatten, daß die Geistlichkeit sich das Recht anmaßt, sie den Unterthanen zu versagen. Die Ursache ist leicht einzusehen, und hat einen offenbaren Einfluß auf die Bevölkerung; der Staat verliert bey der Eheloſigkeit der Geistlichen. In den Ländern, die der Römischkatholischen Religion zugethan sind, ist ohnehin die Geistlichkeit weit zahlreicher, als in den Ländern der Protestanten. Man zähle z. E. die Erz- und Bisthümer, Abbteyen, Dechaneyen nur in den Königreichen **Frankreich** und **Neapel**, anderer Katholischer Staaten, **Spanien** und **Portugall**, und einiger kleinern in **Italien, Mayland, Florenz, des Kirchenstaats**, ꝛc. ꝛc. nicht zu gedenken, zusammen, und vergleiche damit in Protestantischen Ländern, dem Protestantischen **Deutschland, England, Dännemark, Schweden, Preussen,**

ſen, nach Verhältniß der Größe die gottesdienſtliche Perſonen, man wird erſtaunen, wie gering ihre Anzahl in dieſen Ländern gegen ihrer Menge in jenen iſt. Es wird nicht fehlen, ſo ſind 2. Drittheile Prieſter mehr in einem katholiſchen, als in einem proteſtantiſchen Lande, die Mönche und Nonnen nicht einmal mit eingerechnet. Daß die Religion bey dieſer überwiegenden Anzahl von ihren Dienern nichts gewinne, iſt am natürlichſten daraus zu erweiſen, daß bey den Proteſtanten die Religion doch nicht zu Grund geht, wenn ſie ſchon weit wenigere Geiſtliche haben. Kein Gewinn iſt ſchon Schade. Daß der Staat nichts dabey gewinne, ſondern vielmehr verliere, iſt aus manchen Urſachen klar. Ich begnüge mich, nur ein paar anzuführen. Die Geiſtliche gehören zu den Gelehrten, wenn ſie ſchon nicht allemal, beſonders

in unserer Kirche, unparteyisch zu reden Gelehrte sind. Zuviele Gelehrte sind dem Staat schädlich. Es giebt viele andere Lebensarten, die man weit weniger entbehren kann, als die Gelehrte; diesen werden diejenigen entzogen, die sich ohne Noth in die Zunft der Gelehrten einschreiben lassen, oder Geistliche werden. Akerbau, Handlung, Fabriken und Manufakturen leiden unter der übermäßigen Menge der Gelehrten und Geistlichen Noth, und doch sind es die Dinge, die zum blühenden Wohlstand eines Staats ungemein viel beytragen. Die Geistliche zahlen keine Steuren, und sind von Abgaben frey, wenigstens in katholischen Ländern; was muß das für einen Riß in die Einkünfte des Staats machen! Entweder werden diese gar darum verkürzt, oder müssen die übrige Unterthanen in die Lücke stehen. Bey beydem leidet der Staat.

Hierzu

Hierzu kommt nun noch die Eheloſigkeit dieſer vorhin ſchon allzuzahlreichen Geſellſchaft in dem Staat. Iſt es zu viel, wenn ich annehme, in einem katholiſchen Lande machen die Geiſtliche den dritten Theil der Einwohner aus? Ich glaube nicht. Und dieſe nun tragen lediglich nichts zur Bevölkerung bey. Es iſt zu verwundern, daß die Provinzen, die dem Gehorſam des Pabſts unterworfen ſind, in Abſicht auf die Volksmenge noch keinen Banquerout gemacht haben. Was aber noch nicht geſchehen iſt, kann in Zukunft geſchehen, wenn dem Uebelſtand nicht abgeholfen wird. Ein Gewißer rechnet folgende Dinge zu den Urſachen der Zerſtörung des menſchlichen Geſchlechts, Peſt, Krieg, Hunger, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Kaſtraten, Geiſtliche. So hart das lautet, die Geiſtliche in die Reihe der Landplagen zu ſetzen,

ſo gegründet iſt der Gedanke. Peſt, Krieg, Hunger entvölkert die Erde; das thut die Eheloſigkeit der Geiſtlichen nicht minder: alſo iſt in dieſem Betracht kein Unterſchied unter dieſer und jenen. Jenes ſind dazu noch vorübergehende und nicht immer fortdaurende Landplagen; dieſe aber wütet unaufhörlich unter den Menſchen fort. Wenn die Peſt in einem Lande in wenigen Monathen einige Tauſend dahinreißt, ſo erſchrickt man darüber; und doch bringen tauſend unverheurathete Prieſter in einem Jahr eben dieſe Würkung hervor; darüber entſetzt man ſich nicht, weil mans gewohnt iſt. Kriege haben ſeit etlichen hundert Jahren viele Millionen Menſchen dahin geraft: könnte man die Geiſtliche zählen, die innerhalb dieſer Zeit in der Welt geweſen ſind, ohne etwas zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts beyzutragen,

und berechnete man nur nach der Mittelzahl diejenige, die von ihnen hätten erzeugt werden können, so würde die Anzahl dieſer ungeheuer größer ſeyn, als derer, die in den Kriegen umgekommen ſind. Zwar murmeln einige, es gehe bey den Geiſtlichen, wenn ſie ſchon ehlos ſeyen, nicht ganz ohne Bevölkerung ab; wenigſtens habe es Zeiten gegeben, da ſie in dieſem Stück ihren Mann geſtellt hätten. Man führt in der Kirchengeſchichte eine hieher gehörige Begebenheit zum Beweis an. **Der Pabſt Gregor der Große** habe einſtens auf einer feyerlichen Viſitation die Früchte der den Geiſtlichen verbotenen Ehe zu ſeinem großen Schrecken wahrgenommen, und in einem Fiſchteich, der einem Kloſter zugehört habe, 6000. Kinderköpfe gefunden; dieß habe ihn veranlaßt, ſein voriges Verbot aufzuheben, und den apoſtoliſchen

Rath auch genießen zu laſſen: Es iſt beſſer heurathen, denn brennen, oder Gelegenheit zu Mordthaten zu geben. Die Geſchichte riecht nach der Fabel; ich möchte nicht darauf rechnen. Man bedarf ihrer aber gar nicht, um eine Aehnlichkeit zwiſchen der Eheloſigkeit der Kleriſey und den Kriegen zu finden. Diejenige, die der Welt gar nicht geliefert werden, wenn ſie ihr durch den ordentlichen Weg der Ehe hätten geliefert werden können, ſind ihr ſo gut entzogen, als wenn ſie ihr durch Mord entzogen worden wären. Man hat die Frage aufgeworfen, ob ſeit der Erfindung des Schießpulvers durch **Konſtantin Angklizen**, einen Mönchen, die Kriege für das menſchliche Geſchlecht verderblicher geworden ſeyen, als vorhin, da man ſich, um einander umzubringen, anderer Waffen bediente? Man mag darauf antworten, wie man will,

will, so zweifle ich, ob dieser Mönch durch seine Erfindung dem Menschengeschlecht mehr geschadet habe, als die Päbste, denen man die Ehelosigkeit der Klerisey zu danken hat. Und diese haben allemal mehr Verantwortung, da sie es mit Vorbedacht und mit häufigem scharfem Widerspruch anderer gethan haben, als der Mönch, der ohne allen Vorsatz, etwas so mörderisches in die Welt zu bringen, ganz von ungefehr auf diese Erfindung gekommen ist. **Theurung** und **Hunger** hat schon grosse Niederlagen unter den Menschen angerichtet, es ist eine der fürchterlichsten Plagen. Aber gewiß ist nicht die Hälfte Menschen dardurch aufgerieben worden, als das Kirchengebot des Cölibats der Geistlichkeit auf der Erde anfzutreten gehindert hat. Endlich **Kastraten** — Man hält diese Erfindung, Personen männlichen Geschlechts etwas zu

rauben, das ihnen die Natur aus groſsen und weiſen Urſachen gegeben hat, für etwas Unmenſchliches; nur an den Höfen barbariſcher Regenten im Morgenlande ſind ſie unentbehrlich in den Harems, damit ſich die verliebte Prinzen der Keuſchheit ihrer Freundinnen, deren eine ſo große Anzahl iſt, verſichert halten können. In **Italien** ahmt man hierin den Morgenländiſchen Prinzen nach, freylich in einer andern Abſicht, die aber, genau betrachtet, nicht edler iſt — um vortrefliche Sänger zu zu haben. Daß das der Bevölkerung, beſonders in einem Lande, wo vorhin alles von Mönchen und Geiſtlichen wimmelt, nicht verträglich ſeye, iſt leicht zu begreifen. Ich habe noch zweyerley hiebey zu bemerken: **Einmal**: Peſt, Krieg, Hunger, und Kaſtraten, zuſammengenommen, haben, ſeitdem die Eheloſigkeit unter der Kleriſey eingeführt iſt, der

Erde

Erde gewiß nicht so viele Bürger entzogen, als dieses Kirchengebott. Seit mehr, als hundert Jahren ist die Pest etwas Seltenes in den allermeisten Provinzen von Europa. Eine reinlichere Lebensart, Nüchternheit und Mäßigkeit, genauere Diät — einige behaupten so gar, der Gebrauch des Caffeegetränks — E die höher getriebene Kunst der Aerzte, und, ich scheue mich nicht auch das noch hinzuzusetzen, aufgeklärtere Begriffe, da man sonst in Pestzeiten, besonders unter dem Pöbel, dießfalls gut Türkisch dachte, haben diese Plagen so von unsern Grenzen verbannt, daß ich nicht weiß, ob man sie noch sollte zu befürchten haben. Die **Kriege** sind nicht mehr so häufig und so mörderisch, als ehemal. Man hat die Kunst gelernt, Länder durch Federn in den Kabinettern zu erobern, ohne Menschenblut auf der Erde strömen zu lassen; und wenn es

würklich Krieg giebt, besonders zu Lande, so bringt ein baldiger Friede die Waffen wieder zur Ruhe. **Theurung** und **Hungersnoth** sind auch seltener, als sie vor Jahren gewesen sind. Wenn man schon der Vorsehung dabey nicht aus der Hand gehen kann, von welcher Mißwachs, die Ursache der Theurung, abhängt, so hat man doch auch das in unsern Tagen gelernt, durch kluge Policeyanstalten diese Plage so erträglich und leidlich zu machen, als immer möglich ist. **Zum andern** aber muß ich einem Einwurf begegnen, der mir aus eben diesem, was ich bisher gesagt habe, gemacht werden könnte. Ein hitziger Vertheidiger des Cölibats der Geistlichen wird sagen: Wohlan, wenn also Krieg, Hunger und Pest keine solche Niederlagen mehr unter den Menschen anrichten, als vormalen, was klagt man über den Cölibat der Priester?

Der

Der angebliche Schade wird reichlich dardurch erſetzt, daß jene zerſtörende Zufälle theils ſeltener, theils erträglicher ſind, als in vorigen Zeiten. Wenn es alſo auch eine Sache der Regenten wäre, ſich darein zu miſchen, wie ſie es nicht iſt, ſo hätten ſie Urſache, gelinder davon zu denken, und in Erwägung zu ziehen, daß ſie ja für die Bürger, die etwa, wenn es wahr iſt, ſo viele unverheurathete Geiſtliche dem Staat entziehen, durch die Seltenheit der in vorigen Zeiten ſo gewöhnlichen Urſachen der Entvölkerung reichlich und zum Ueberfluß ſchadlos gehalten werden. Ich fürchte mich vor dieſem Einwurf nicht, ſo ſcheinbar er iſt. Warum ſoll man Ein Uebel noch dulden, bloß deswegen, weil zwey oder drey andere Uebel gehoben ſind? So bald erwieſen iſt, daß die Eheloſigkeit eines anſehnlichen Theils der menſchlichen Geſellſchaft ein Uebel

iſt

ist, und daß sie das sey, davon zeugt ihre Würkung, nämlich die Entvölkerung — so bald ist auch die Befugniß, diesem Uebel abzuhelfen, dargethan; ja nicht nur die Befugniß, sondern auch die Verpflichtung auf Seiten derer, die die Macht dazu in Händen haben. Doch die Bevölkerung ist es bey weitem nicht allein, warum Regenten alles Ernsts darauf dringen sollten, das nun so lange und nur gar zu lange im Schwang gegangene Verbot der Ehe bey der Klerisey abzuschaffen. Es sind noch andere Rücksichten, die bey nahe eben so wichtig sind, und auf die ein sorgfältiger und gewissenhafter Regent ohne Anstand Bedacht zu nehmen hat. Dem Staat, und seinem Oberherrn ist daran gelegen, und muß daran gelegen seyn, daß die Religion, und die Ehrfurcht für dieselbige ungekränkt bleibe und aufrecht erhalten werde. Das müßen so gar diejenige

nige Regenten gelten laſſen, die für ihre Perſon ſelbſt nicht eben gar religids ſind. Auch in einem Land, wo die Freyheit zu denken aufs höchſte getrieben wird, wo man ſagen und ſchreiben und drucken laſſen darf, was man will, dergleichen Länder es in Europa giebt, iſt doch derer immer die gröſte Anzahl, die keine Irreligionairs ſind; ſonſt könnte auch der Staat nicht beſtehen. Ganze Geſellſchaften von ſolchen, die keinen Gott, keinen Himmel und Hölle glauben, werden nicht geduldet, beſonders, wenn ſie ihre Sätze ausſtreuen und Glaubensbrüder werden wollten. Was trägt aber nun am meiſten dazu bey, daß die Religion im Anſehen bleibt, die die Stütze des Staats iſt? Fürwahr nicht die Gelehrſamkeit der Geiſtlichen, nicht ihre Beredſamkeit, ſo großen Einfluß beydes auch auf die Laien hat; ſondern vielmehr ein tugendhaftes Leben

ein

ein unsträflicher Wandel derer, die die Religion predigen, und die Sakramente verwalten. **Nicht die Wahrheit,** sagte einstens ein rechtschaffner Mann, **ist es, die die Menschen überzeugt, sondern der Mann, der sie sagt.** Ich glaube, daran könne kein vernünftiger Mensch zweifeln. Du weißt nun schon, mein Lieber, was ich damit sagen will. Ist es wohl möglich, daß **alle** unsere Priester den Ruhm der Heiligkeit, auch nur eines vor Menschen unanstößigen Wandels, bey ihren Zuhörern, überhaupt bey Weltleuten behaupten können, so lang sie, ganz wider ihr Vermögen, genöthiget bleiben, außer der Ehe zu seyn? Kann man den Laien zumuthen, zu glauben, daß ihre Lehrer mehr, als Menschen, seyen, da sie, wie es nicht anders seyn kann, die menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit in andern Stücken je und je blicken lassen?

lassen? Sie würden aber mehr, als Menschen seyn, wenn sie diejenige Keuschheit, die man von ihnen fordert, ausser der Ehe behaupten könnten. Wenn das nun die Laien vors erste nicht glauben, und dann aber auch Geschichtchen aufzuzählen wissen, die etwas ganz anders, als die unbefleckte Reinigkeit ihrer Priester am Leib und an der Seele beweisen: wer will sich verwundern, wenn sie die Religion für ein bloßes Geschwätz halten, mit der man machen könne, was man wolle, da ja die Geistliche auch anders leben, als sie lehren. Der Nachtheil für das Christenthum, der hieraus entsteht, ist sichtbar, und muß sich ohnfehlbar auch auf den Staat verbreiten, der doch allemal glücklicher seyn wird, wenn seine Mitglieder tugendhaft sind, als wenn sie sich in allen Lastern herumwälzen. Und sage mir doch, sind nicht die protestantischen

Staaten

Staaten in allem Betracht blühender, als die katholische, wenn ich wenige, z. E. die unserm allerdurchlauchtesten Kaiser angehörige, ausnehme, die sich freylich mit allen andern messen können? Ich suche nun die Ursachen hievon nicht bloß in diesem Umstand; aber er trägt doch das Seinige auch, und gewiß ein nahmhaftes, dazu bey. Die Geistlichen werden dardurch, wenn sie heurathen, mit dem übrigen Körper der bürgerlichen Gesellschaft genauer verbunden; sie nehmen mehrern Antheil an seinem Vortheil und Schaden, und suchen, nach ihren Kräften jenen zu befördern, und diesen abzuwenden. Wie viele Mädchen werden versorgt und berathen, wenn auch Priester freyen dürfen, die sonst ihre Tage in Unmuth und Kummer über ihre ewige Jungfrauschaft hätten zubringen müßen! Die Kinder, die aus diesen Ehen gebohren werden, genießen eine

bessere Erziehung: Vortheil genug für den Staat, wenn er in Zukunft nicht nur mehrere, sondern auch bessere Bürger erhält. Man bekommt ein besseres Vertrauen zu den Geistlichen, wenn sie auch hierinn Erfahrung bekommen, die ihnen bisher gemangelt hat. Der Unterricht der Jugend in der Religion, bey dem doch die Hauptsache auf die Geistliche ankommt, muß ein Großes dabey gewinnen, wenn diese Herren nun, wenn sie eigene Kinder haben, besser, als vorher, einsehen, wie viel Kunst, Geduld, Einsicht und Mühe dazu gehört, sich junger Herzen zu bemächtigen, und sie zu ihrem wahren Glück zu bilden. Ich kann dir nicht verhalten, zu was für einer andern wichtigen Betrachtung mir eine Stelle, die ich erst gestern bey Erasmo gelesen habe, Anlaß gegeben hat. Er sagt: „Wenn „jemand auch unwissend falsch geschworen „hat, so verfluchen und verabscheuen wir

„ihn. Was wird und muß man also „von Priestern denken, die sich endlich „zu der Keuschheit verbindlich gemacht „haben, die sie doch weder würklich hal„ten, noch zu halten gedenken?„ Jedermann weiß, daß die Geistliche sich theuer verpflichten müssen, keusch zu bleiben. Wenn nun der Laie sieht und weiß, daß dieser Verpflichtung nicht nachgelebt wird, was wird er von dem Eid denken? Wird er ihn nicht auch auf die leichte Achsel nehmen? Wird sich der Fürst auf seinen Huldigungseid, und die untergeordnete Obrigkeiten auf die Eide, die ihnen sonst geschworen werden, zur Entdeckung der Wahrheit, zur Beobachtung gewisser Pflichten, an denen dem Staat viel gelegen ist, verlassen können? Was sich sonst noch für Folgen hieraus ziehen lassen, ist leicht zu erachten. Ich darf Dir nicht alle sagen, theils, weil ich mich scheue, sie nahmhaft zu machen; theils,

weil

weil ich vermuthe, Du werdeſt eben darauf fallen. Kurz, ich mag das Beſte der bürgerlichen Geſellſchaft auf einer Seite betrachten, auf welcher ich will, ſo finde ich Urſachen genug, die es einſichtsvollen Regenten äuſſerſt nahe legen müßen, eine Aenderung hierinn zu machen, oder machen zu laſſen, und darauf zu dringen, daß ſie vorgenommen werde. Einem Zweifel muß ich noch begegnen, der faſt der wichtigſte iſt, den man wider den Eheſtand der Prieſter aufwerfen kann. Wenn die Prieſter unverheurathet ſind, und alſo auch keine Familie haben, ſo hat man eher freye Hände, mit ihnen, wenn ſie in ihrem Amt nachläſſig und treulos ſind, wenn ſie ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig machen, die die Abſetzung verdienen, nach der gehörigen und nöthigen Schärfe zu verfahren; man darf ſich das Mitleiden mit der Familie, und die Bekümmerniß,

wie die Unschuldige, die keinen Theil an der Vergehung des Ehegatten und Vaters haben, zu versorgen und berathen seyen, nicht von der Handhabung der Gerechtigkeit abhalten, sich nicht hindern lassen, dem Aergerniß zu steuren, gerade durchzugehen, das unwürdige Glied von der Gesellschaft abzuschneiden, und kurzweg einen andern an seine Stelle zu setzen, der das wieder gut macht, was jener verdorben hat. Ich würde diesem Einwurf einiges Gewicht beylegen, wenn man mir überzeugend darthun könnte, daß die katholische Kirche nach Proportion weniger ärgerliche, wenigstens bedenkliche, Priester habe, als die protestantische; daß man in der unsern würklich bey sich ereignenden Fällen so nach der strengen Gerechtigkeit verfahre, und daß das in der protestantischen nicht geschehen. Ehe ich davon vollkommenen Beweis habe, — und dann möchte es

bey

bey genauerer Nachfrage wohl fehlen — heißt der Zweifel so viel, als nichts, und wird nur vorgebracht, um etwas zu sagen, das aber mit der Erfahrung ganz und gar nicht übereinstimmt: ja man darf ihm ein anderes Raisonnement getrost entgegen setzen, das dahin auslauft: Wenn ein Priester nicht gar alles Gefühl von Ehrlichkeit verlohren, und nur noch einen Funken Liebe für die Seinige in seinem Herzen hat, so wird er sich den Anblick seiner Gattin und Kinder, um diese Unschuldige nicht in Noth und Elend zu stürzen, gewiß von Lastern und Vergehungen abhalten lassen, die ihm die Absetzung zuziehen könnten: ja er wird, um diesen auch nach seinem Tode noch ein gutes Fortkommen, die Liebe und Versorge anderer, auch allenfalls Wohlthaten zu verschaffen, in seinem Amt doppelten Eifer und Treue beweisen. Noch mehr aber! wie viel kann eine vernünfti-

ge Gattinn durch Klugheit, Zureden, Vorſtellungen, Ermahnungen, Thränen bey ihrem Gemahl ausrichten, wenn er auf Abwege gerathen will! — Wie viel haben ſchon erwachſene Kinder zuwege gebracht, und zur Herumholung eines Vaters ein Groſſes beygetragen, der, wenn er allein und ſich ſelbſt überlaſſen geweſen wäre, dem Verderben würde heimgefallen ſeyn. Iſt das nicht Vortheil genug für den Staat, wenn ein Mitglied deſſelben gerettet, und auf der Bahn der Tugend erhalten wird? Ich ſchweige davon, was ich ſchon oben berührt habe, daß das gemeine Weſen einen in die Augen fallenden Vortheil davon hat, wenn die Lehrer des Volks nicht nur Lehrer, ſondern auch Vorbilder ihrer Heerden ſind, bey welchen Beyſpiele weit gröſſern Eindruck machen, als die beredteſten Predigten und Vorſtellungen immer thun können. Und iſt nicht das

Muſter

Muſter eines Prieſters vollſtändiger, wenn er auch Ehemann und Vater iſt? Wie viel iſt dem Staat an glücklichen, friedlichen, vergnügten Ehen ſeiner Bürger gelegen! Wie viel an der ſorgfältigen, klugen, geſegneten Erziehung der Kinder! Ich weiß nicht, ob er einen wichtigern und größern Gegenſtand haben kann, als dieſen. In beeden kann ein verheuratheter Geiſtlicher ſeinen Zuhörern mit gutem Exempel vorgehen, ihnen aus eigner Erfahrung Vorſchläge thun, wie ſie diß und jenes angreiffen, wie ſie die vorkommende Hinderniſſe aus dem Weg räumen, und ſo ihrer Abſichten froh werden können! Hingegen der eheloſe Prieſter, wenn er Eheſtreitigkeiten ſchlichten, wenn er zwiſchen uneinigen Ehegatten Frieden ſtiften, wenn er zur Erziehung der Kinder Rath ertheilen ſoll, redet, wie der Blinde von der Farbe, behilft ſich mit Spekulationen, die in der Aus-

übung nichts heissen, stoßt da und dort an, weil es ihm gänzlich an der Erfahrung fehlt, die überall, und also auch hier den Meister macht; er besitzt wenig Liebe, Geduld und Sanftmuth, das doch zum Unterricht der jungen Leute, der ja auch einen Theil seines Amts ausmacht, so unentbehrlich ist. Ein anderer Einwurf, den man aber unmöglich in Ernst vorbringen kann, ist dieser: Wenn man voraussezt, daß die Zahl der Geistlichen so ungeheur groß sey, so ist nicht abzusehen, wie sie alle, wenn das Eheverbot aufgehoben werden sollte, Gattinnen finden könnten. Man müßte nur die Comödie wieder spielen, die Romulus nach Erbauung Roms mit den Sabinerinnen gespielt hat, und in benachbarte, und zwar unkatholische Länder — denn in den katholischen ließe sichs natürlicher Weise nicht thun — auf den Jungfernraub ausgehen; und dann träte erst

die

die große Inkonvenienz ein, daß die Priester Weiber bekämen, durch die sie gar angesteckt und zum Abfall verleitet; oder, wenn auch das nicht geschähe, wenigstens dem Pöbel ein großes Aergerniß gegeben werden könnte. Du wirst es dem Einfall ansehen, daß er nicht von mir herrührt; ich habe ihn einem aufgeräumten Kopf zu danken, der ihn in einer Gesellschaft, wo eben hievon auch die Rede war, auf die Bahn brachte, und nur hören wollte, was ein paar naſenweiſe Politici, die auch dabey waren, dazu sagen würden. Ich wollte lieber diesen Zweifel dazu brauchen, um daraus zu erweisen, wie sehr die Bevölkerung also durch den ehelosen Stand leiden müsse, wenn ihn jemand im Ernst machen wollte. Wenn die Nonnen aus ihren Kerkern gelassen werden, so wird es Weiber genug geben, ohne daß man zu Jungferncolonien seine Zuflucht nehmen dürfte.

Die wenigſten werden ſich wegern, in den heiligen Eheſtand zu treten: denn ich traue faſt allen die nämliche Gedenkungsart zu, die die zwo Correſpondentinnen in den Nonnenbriefen, die Dir ohne Zweifel auch zu Geſicht gekommen ſind, haben. Nur wünſchte ich, daß alle die Kloſterfrauen, die ſich bewußt ſind, daß ſie in eben dem Spital krank liegen, wie die Nonnen in dem Kloſter Jankershauſen, ewig bey der Jungfrauſchaft zu bleiben ſich entſchlieſſen möchten. Das Nonnenkapitel, das jenen Nonnenbriefen angehängt iſt, mit den fürchterlichen Namen der Mitglieder des Kapitels, würde mir würklich bange machen, wenn ich nicht wüßte, und hofte, es gebe Frauenklöſter, deren Bewohnerinnen manchem ehelichen Prieſter den Eheſtand zum Himmel machen würden, wenn die Sache zu Stande kommen ſollte. Nein! die Litigantias, die Vulpinas Biſſigimen, die

die Bacharanas Murrerinnen, die Garrulas Offenmaulinnen, die Fingerschleckerinnen, die Blaserinnen, die Bibianas Vollmeyerinnen, die Curiositates Ueberallinnen, die Negligentias Buschlerinnen, die Dormitantias Siebenschläferinnen, die Rechthaberinnen, die Rixandras Händelmacherinnen, die Wohllaberinnen, die Widhopfinnen von Pfauenthal, die Bärenbeisserinnen, und wie die wehrte Namen alle heissen, diese lasse man alle bey ihrem Keuschheitsgelübd unangefochten; sie könnten dem Staat Abdrücke ihrer Tugenden liefern, und dann wäre der letzte Betrug ärger, als der erste, der Ehestand der Priester schlimmer, als ihre Ehelosigkeit. Nur in einem Fall könnten sie, eine oder die andere, etwa eine Bissigin, oder Murrerin, oder Rechthaberin, oder Bärenbeisserin, angebracht werden, wenn man einen Priester, der

Züchtigung

Züchtigung verdient hätte, strafen, oder einen andern, bey dem alle bisherige Correktionsmittel nicht angeschlagen hätten, zurecht weisen wollte. Für solche könnten jene heilsame Arzneyen seyn, und in diesem Fall hätte die Aufhebung des Eheverbots wieder eine neue vortheilhafte Seite. Böse Weiber können mehr thun, als das heilige Officium selbst mit aller seiner Schärfe. Ich habe eine überzeugende Probe davon unter meinen Anverwandten. Du kennst ihn selbst, den Hofrath N. von M. Auf der Universität war er der trozigste Pursche, der bey der kleinsten Beleidigung vom Leder zog, keinen Widerspruch ertragen konnte, fleißig den Bramarbas machte, und seinen Eltern manchen schönen Thaler kostete. Nach absolvirten Studien, oder vielmehr, nach geendigten Universitäts-Jahren, heurathete er in eine angesehene Familie, die ihm zur Hofrathsstelle verhalf.

half. Er traf eine reiche Parthie, und verſprach ſich den Himmel auf Erden. Aber es fehlte, bey den ſonſt ſo günſtigen Umſtänden, der vornehmen Anverwandtſchaft und des großen Vermögens, an der Hauptſache, an der Uebereinſtimmung der Gemüther. Seine liebe Hälfte würde, wenn ſie Mitglied des oben berührten Nonnenkapitels geweſen wäre, der hochwürdigen und gnädigen Frau Aebtiſſin die Hölle ziemlich heiß gemacht haben. Sie beſaß alle Eigenſchaften jener Nonnen, und noch mehrere dazu, die ſie bey Zeit nach der Vermählung blicken ließ. Mein Vetter wollte die Univerſitätsmethode zur Hand nehmen, und durch Trotz und Gewalt ſich die Oberherrſchaft im Hauſe verſchaffen. Aber er fand Widerſpruch, den er nun, trotz ſeines Seitengewehrs, dulden mußte; und wenn ihm ehemal, als Purſchen, eine ganze Schaar Renommiſten aus dem Wege giengen, ſo

erlag

erlag er nun in wenigen Minuten unter den drohenden Befehlen seiner Gemahlin. Es kostete sie nur einen Blick, so war seine Hitze verraucht. Die Ausgaben, auf die er sich vorher so meisterlich verstanden, und seinen Eltern damit manche trübe Stunde gemacht hatte, gehörten nun nicht mehr unter seine Rubrique; und eine Bouteille Burgunder, dergleichen er ehmal stromweiß vergossen hatte, mußte nun durch die demüthigsten und Wochen lang anhaltenden Bitten von seiner Te[illegible]xitas erkauft werden. Ich mag Dich mit weitern Umständen nicht aufhalten, deren ich noch viele anführen könnte, z. Ex. den, daß ihm in einem gewißen Punkt der Korb sehr hoch gehängt wurde, und wenn er alle halb dutzend Jahre Einmal sich seines Rechts bedienen wollte, er theils auf weiß nicht was sonst, in Kleidern, Reisen, Essen und Trinken, Büchern Verzicht thun; theils aufs neue

eine

eine etlichjährige Abstinenz garantiren mußte, damit ihre Schönheit desto länger unverletzt bleiben, und die Anzahl ihrer Anbeter, denen er noch dazu, wenn er nicht ein noch ärgeres Fegfeuer risquiren wollte, grosse Reverenzen machen durfte, nicht abnehmen möchte. Ein anderer wäre in diesen Feglammen zu Grunde gegangen — wer hätte sich auch darüber verwundern dürfen? — Er aber hielt diese Verhölle aus, ohne an seiner Gesundheit und Leben Schaden zu leiden. Und nun ist er der nachgebendste, geduldigste, sanftmüthigste, gefälligste Mann gegen jedermann. Dazu hat ihn seine Frau gemacht. Wäre nicht manchem unserer Brüder, z. Ex. dem Kaplan zu J. und dem Dechanten zu K. — Du kennst ja beyde — auch eine solche Kur zu gönnen, damit sie beyde ein bisgen geschmeidiger und traktabler würden? Ich kenne ein Paar Klosterfrauen, die ich ihnen wün-

wünschen möchte; bald würden sie die Erfahrung meines Vetters, des Hofraths, machen; und an jenem würden seine Kollegen, an diesem aber seine untergebene Pfarrer in kurzem Männer haben, die man sich nicht besser wünschen könnte; da sie jezt Leute sind, mit denen es eine Kunst ist, umzugehen. Der spaßhafte Einwurf von dem Mangel an Weibern, der sich, wenn alle Priester heurathen dürften, ereignen würde, hat mich weiter abwegs geführt, als ich dachte, und er selbst werth ist. Doch muß ich Dir noch ein Wort darüber sagen: Alte Priester würden sich nicht erst verheurathen wollen; über den Hauptzweck des Ehestandes sind sie hinaus: und welches Frauenzimmer würde sich entschließen, ihnen die Hand zu geben, da die Hagenstolze in so übelm Rufe sind? Der andere Zweck bey der Ehe, die gegenseitige Hülfe, die Alten besonders nöthig ist,

kann

kann endlich auch auf andere Weise, so wie bisher, erhalten werden. Manche, auch noch von gutem und frischem Alter, würden den Cölibat aus Wahl beybehalten, weil sie sich nun schon drinnen festgesetzt, und die Gabe der Erhaltung haben. Dieser möchte aber freylich die geringste Anzahl seyn. Was wir beede thun würden — das können wir selbst nicht sagen. Nicht wahr? Unserer Liebe zur Einsamkeit ungeachtet wäre es doch möglich, daß die Beyspiele anderer etwas über uns vermöchten, und es dürften uns nur ein Paar liebenswürdige Kinder bekannt werden, so wären wir bald gefangen; doch wir wollen nicht von uns selbst reden, sondern uns begnügen, um des allgemeinen Besten, und um der offenbaren Bedürfniß der Kirche und des Staats willen zu wünschen, daß der Zeitpunkt nahe seyn möge, in dem diese so höchstnöthige Sache zu Stand kommt.

Schwierigkeiten wird es immer haben: aber man muß einen Unterschied unter Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten zu machen wissen. Wer hätte die grossen Veränderungen, die bereits mit den Mönchen vorgegangen sind, und noch vorgehen werden, nicht vor drey Jahren für Unmöglichkeiten gehalten? Daß es keine gewesen sind, beweißt das, was geschehen ist, und noch ferner geschehen wird. Unbegreiflich ist mir, daß der Verfasser der kleinen Piece: Die Reformation in Deutschland zu Ende des achtzehenden Jahrhunderts davon kein Wort sagt, da sie doch ohne die Aufhebung des Verbots der PriesterEhe nicht nur gar unvollständig seyn, sondern so viel als nichts heissen würde. Wenn diejenigen, die etwas dazu zu sagen haben, den Grundsatz fest halten: Die Kirche kann nichts verordnen, was unmöglich, und ihr selbsten und dem Staat schädlich ist,

iſt, ſo werden ſie ſich nicht mehr lange beſinnen, zuzugreifen, und ſich alles, was man darwider haben möchte, nicht irren zu laſſen. An eine Verjährung wird man doch hoffentlich nicht denken. Sie ſchlägt hier gar nicht an. Sich vor dem Naſerümpfen der Proteſtanten fürchten, daß man dardurch der Lehre ihrer Kirche und ihrer Disciplin nahe komme, wäre lächerlich. Was geſchieht, geſchieht nicht ihnen zu Gefallen, oder als ob man etwas von ihnen lernen wollte. Geſetzt aber, ſie nähmen es dafür an, was geht ſie das an, was in unſerer Kirche vorgeht? Sie ſollen ſich nur um das bekümmern, wie ſie ihren eigenen Gebrechen abhelfen. Ob es der Pabſt, oder die Regenten, oder beyde zugleich thun werden, und thun ſollen, darüber habe ich das Herz nicht, zu entſcheiden. Freylich haben eigentlich

die Fürſten die Ausſprüche der Kirche über Glaubensartikel nicht zu kritiſiren. Aber mit den Verordnungen der Kirche, die die Diſciplin angehen, die auf die politiſche Verfaſſung des Landes und der Unterthanen, mit Einem Wort, auf die bürgerliche Glückſeligkeit des Staats einen Einfluß haben, iſt es ein anders. Wer will es den weltlichen Mächten abſprechen, darnach zu fragen, und ſolche Einrichtungen zu machen, die ſie den Erforderniſſen ihrer Staaten bequem finden? Lieber Bruder, wir haben in dem gegenwärtigen Jahrhundert noch achtzehen Jahre vor uns. Ich hoffe, dieſer Zeitpunkt ſolle für unſere Kirche, und für unſere Prieſter merkwürdig werden. Pabſt Gregor VII. hat ſeinen Namen dardurch verewigt, daß er den Geiſtlichen jenes Gebot gegeben hat. Welchem von ſeinen Nachfolgern iſt es vorbehal-

ten, ſich dardurch zu verherrlichen, daß er es, weil es nun Zeiten und Umſtände erfordern, wieder aufhebt? Ich wollte Dir noch mehr über dieſe Sache ſchreiben, Du wirſt aber an dieſem genug haben. Der gegenwärtige Brief iſt mir ohnehin zu lange gerathen. Antworte mir aufrichtig, und ſcheue Dich nicht, mir noch mehrere Einwürfe vorzulegen, als ich nun ſelbſt beantwortet habe. Ich getraue mir, Dir auf alle Beſcheid zu geben. Noch Eins! Wenn man mit den Klöſtern fertig iſt, ſchreibt man aus Wien, ſo will man zu andern Dingen ſchreiten. Könnten nicht die Prieſter-Ehe unter dieſe Dinge gehören? Lebe wohl.

E N D E.

Druckfehler
in dem III. Bändgen.

S. 49 Zeile 15 für erlauchtete, ließ erleuchteten
S. 50 Z. 14 für ſcheinen ließ ſchreiben
S. 60 Z. 1 für nichtig ließ nicht
S. 90 Z. 11 für andere ließ andern
— Z. 12 für aufhelfen ließ aushelfen
S. 95 Z. 19 für der ließ den
S. 102 Z. 8 für ſoll die ließ ſoll ich die
S. 111 Z. 15 für in eine ihrer ließ in ihre
S. 122 Z. 14 für verdrießliches ließ verdienſtliches
S. 180 Z. 21 für reden ließ werden
S. 185 Z. 1 von einem wird ausgeſtrichen.
S. 200 Z. 6 für Gebräuchen ließ Gebrechen.

Der

Pabſt,

Kardinäle, Biſchöffe—Pfarrer,

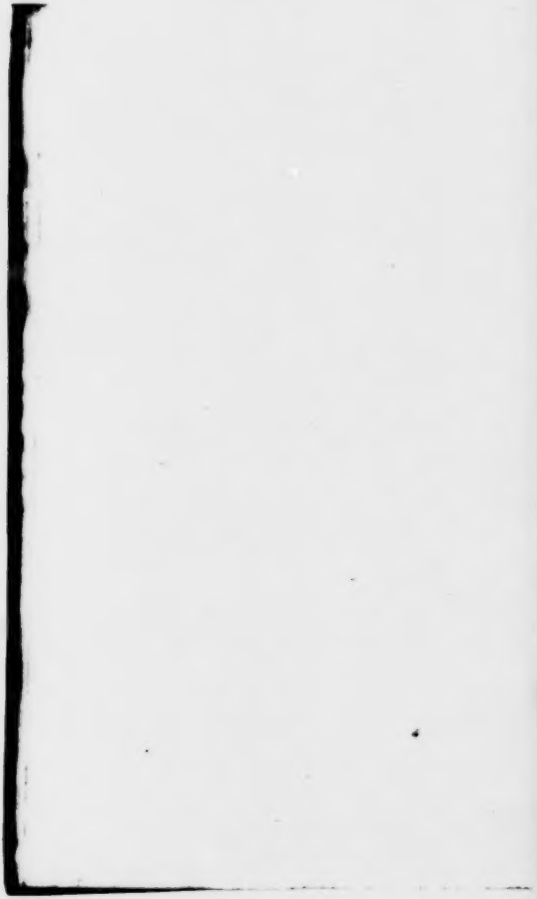
Sind ſie dann das nicht, für was man ſie bisher gehalten hat?

Ein kleiner Nachtrag zu: Was iſt der

Pabſt, Kardinal, Biſchoff—Pfarrer?

— Eſſe, quam videri malebat.

Gedrukt im Jahr 1782.



Vorbericht.

Eine kleine Schrift bedarf keiner groſſen Vorrede. Des Herrn Landraths von Eibel Gedanken über den Pabſt, Biſchöffe und Pfarrer, die er mit groſſer Freymüthigkeit, und in einer gedrungenen Kürze der Welt vorgelegt, und damit nicht nur allerhöchſter Orten, ſondern auch bey allen Liebhabern der Wahrheit Dank und Ehre aufgehoben hat, haben mir Veranlaſſung zu dieſem Aufſaz gegeben, dem man doch etwa eine Stelle unter oder neben jenen einräumen wird. Ferne ſye es von mir, Perſonen anzutaſten, deren hoher Stand, Amt, Würde und perſönliche Verdienſte ſie jedem Rechtſchaffnen verehrungs- und hochachtungswürdig machen! Aber Wahrheit iſt doch immer das Erſte und vornehmſte, auf das man zu ſehen hat. Bey dieſer gewinnt man allemal, wenn ſchon der Gewinn ein ſcheinbarer Verluſt

iſt. Mit dem Dorfſchulmeiſter der ohne Zweifel Wunder meint, wie gründlich er dem Herrn Landrath von Eibel heimgeleuchtet habe, habe ich nichts zu thun. Doch, er wird mich ohnehin mit Frieden laſſen, denn er wiß nicht, wer ich bin, ſo leicht es ihm wäre, mich um der Nachbarſchaft willen ausfündig zu machen. Wäre es nicht unter der Würde des Herrn Landraths, ſo möchte ich wohl eine Abhandlung über die Frage leſen: Was iſt ein Dorfſchulmeiſter? O. den 24. Jun. 1782.

Die Frage die auf dem Titul der gegenwärtigen Schrift steht, theilt sich von selbst in 3. Abschnitte, deren jeder wieder seine Untertheilungen haben wird. Es ist nämlich die Rede:

I. Vom Pabst.

II. Von den Bischöffen.

III. Von den Pfarrern.

Und die 2. Fragen, die bey jedem von diesen abermal vorkommen werden, werden folgende seyn?

1. Was ist er nicht, wenn man ihn schon bisher dafür gehalten hat.

2. Was wird er etwa in Zukunft seyn?

I. Abschnitt.

Vom Pabst.

Ich kann ohne Wehmuth und Aergerniß nicht daran gedenken, was für gottloses und verlogenes Zeug seit 6 Monathen in der

Welt, in Deutschland, in den katholischen Provinzen desselben, ja so gar in Wien selbst, dieser sonst so rechtglaubigen und für die Ehre alles dessen, was sonst in den Augen der Unkatholischen, dieser naswcisen, von sich selbst eingenommenen, und auf die katholische Kirche stolz herabsehenden Leute Aergerniß und Thorheit ist, eifernden Stadt über Personen, die jedermann heilig seyn sollen, geschrieben, gedrukt und gelesen wird. Der Dorfschulmeister, der den Herrn Landrath von Eibel mit seinem Schriftchen: Was ist der Pabst? mundtodt machen wollte, hätte seine Sache nur ein wenig anders angreifen, und seinem Spottgeist über diesen gewiß würdigen Schriftsteller den Zügel nicht dürfen schiessen lassen, so wäre er in meinen Augen der Mann, dem man die Führung dieses Federkriegs wider die grosse Schaar der Malcontenten und Lästerer mit Zuverläßigkeit und mit der Hofnung des besten Erfolgs anvertrauen könnte. Er hat ohnehin in seinem vertrauten Mönch, einen Wink gegeben, was sich von ihm erwarten lasse. Daß ganze Korpus der Mönche, dessen er sich so ritterlich annimmt, sollte von Rechtswegen, anstatt seiner unmächtigen Klagen,

ihm

ihm für seine Brochure eine Ehrensäule errichten, und die Aufschrift darauf sezen lassen: *Causidico monachorum invicto*: Dem unüberwindlichen Advokaten der Mönche! Das verdiente er wenigstens, wenn ihm auch schon durch die Unbill der Zeiten ein solches Denkmal versaat wird. In seiner Schrift: Ein Dorfschulmeister auf die Frage, was ist der Pabst halte ich diß für die wichtigste Stelle: S. 4. „Schon vor „einigen Monathen hörte ich von diesem „bündig geschriebenen Werk, daß es das „Lieblingsbuch protestantischer Stuzer, Schu„ster und Schneider, bey jeder Makulatur „papiernen Gesellschaft wäre; und gestern „fiel es von ohngefehr in meine Hände, „weil die Jungfer Hauserinn unsers Herrn „Pfarrers einen kleinen Schmauß darinn „eingewikelt meinem Bruder mit nach Hause „gab.“ So ists! Was hat man davon, wenn man wider den Pabst, wie es würklich Mode ist, unaufhörlich loszieht, ihn, sein hohes Amt, Würde und Stand zu verkleinern sucht, und ihn auf diese Weise, nach den richtigen und gründlichen Bemerkungen des Dorfschulmeisters, protestanti-

ſchen Stuzern, Schuſtern und Schneidern preis giebt? Warum ſchreibt man ſolche Dinge nicht lieber lateiniſch oder griechiſch, ſo bliebe das Aergerniß doch bey gemeinen Leuten, Handwerksburſchen, Stubenmädgen, Stuzern und dergleichen in aller Unſchuld dahin wallenden Perſonen erſpart. Aber ſo kommt jedermann hinter dieſe verfängliche Sachen, und am Ende iſt es ein gerechtes Gericht und Verhängniß, daß Mägde, Frauen, Näherinnen, wenn ſie ſolche Bücher entweder ſelbſt geleſen, oder von andern haben vorleſen hören, aus heiligem chriſtkatholiſchem Eifer, wenn ſie ihrer habhaft werden können, ſie unter das Makulatur beym Stubenauskehren verweiſen, Feuer in der Küche damit anmachen, Kuchen darauf baken; oder, wie das der Fall in dem Pfarrhofe war, Schinken, Bratwürſte, Käſe u. dergl. darein wikeln. Arme Schriftſteller! Se geht man mit Eurem ſauren Schweiß um. Ihr macht euch ſchlafloſe Nächte, raubet eurem durch ſtudiren vorhin ſchon ausgemergelten Körper die nöthige Ruhe; ſtehet eine Stunde zu früh vom Eſſen auf, nur um wieder an das Schreib-Pult zu kommen; verſagt euch das unſchuldige

Ver-

Vergnügen eines Spaziergangs, eines Spiels, eines Tanzes, einer Collation, um dem Sezer desto bälder wieder eine Lieferung zu thun; zerkauet die Federn, zerbeisset die Nägel, bis das Blatt voll ist, und dann — wird eure unter vielen Kindsnöthen ans Tageslicht geborne Schrift plözlich noch, vor ihrer Mannbarkeit, gleichsam schon in den Kinderjahren, der Raub eines Dorfschulmeisters, der sie, troz dem scharfsinnigsten und mit Donnerkeulen bewafneten Recensenten, auf das erbärmlichste abkanzelt; oder einer Hauserinn, die sie dem verächtlichsten Gebrauch aufopfert. Zum Glük ist mir dieser warnende Vorgang bey Zeit zu Gesichte gekommen. Das soll mich vorsichtig machen. Ich hoffe, liebe Leser, sie sollen verschonender mit mir und meiner Schrift verfahren, und ich will Ihnen mit Wissen und Vorsaz keine Ursache geben, auf diesen jämmerlichen Fuß mit mir umzugehen. Ich hoffe, die Fragen seyen ganz unschuldig, die ich mir zu beantworten vorgenommen habe: und Sie werden finden, daß ich in aller Einfalt, ohne böse Tüke, Bescheid darauf ertheile.

1. Was ist der Pabst nicht? Seit dem Pius VI. in Wien gewesen ist, der Pabst, von dem auch seine Feinde, wenn es möglich wäre, daß ein Herr von so Allgemein erkannten liebens- und ruhmwürdigen Eigenschaften Feinde haben könnte, rühmlich sprechen müßten, ist das allgemeine Gerede unter dem Volk, unter Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Weibern, Alten und Kindern: Ich habe mir den Pabst ganz anders vorgestellt: Ich finde, daß er das nicht ist, was ich bisher geglaubt habe, daß er sey. Nun lieben Leute, was glaubtet ihr denn, daß er sey? Nicht wahr, ihr wisset selbst nicht, was ihr sagen sollet? Er ist kein Gott, auch kein Vicegott. So ist es! Ja Sie haben es vollkommen errathen! Ich stellte mir unter dem Pabst, ehe ich ihn zu sehen bekam, nichts geringers, als eines von beyden vor, entweder als einen Gott, oder wenigstens als einen Vicegott. Und diß zu glauben, hielt ich gar nicht für unvernünftig. Ich wurde von Jugend auf gelehrt, und in der Christenlehre wurde mir immer vorgesagt: Der Pabst seye nicht nur weit über alle Menschen überhaupt, sondern

sondern auch insbesondere über alle Fürsten, auch die höchste, Kayser und Könige, erhaben. Der Schluß vom Pabst auf eine Gottheit war also natürlich. Könige und Fürsten, heißt es sonst, haben niemand über sich, als Gott. Nun aber haben sie den Pabst über sich, der ihnen gebieten und verbieten, der sie ab- und einsezen, der mit ihnen anfangen kann, was er will: Also ist er ein Gott. Freylich mußte ich oft mit den heftigsten Zweifeln kämpfen, ob das so seyn könne, ob es auch wahr sey. Im Katechismus heißts, es seye nur Ein Gott. Wie käme also der Pabst dazu, der Zweyte zu seyn? Weg mit den gotteslästerlichen Einfällen! Jezt wissen wir gewiß, daß wir uns bisher betrogen haben, wenigstens, daß es ein gräulicher Misverstand gewesen ist, wenn man auf dergleichen Gedanken hat verfallen können. Nein, ihr seyd nunmehr anders und des wahren belehrt: und will ich euch auf dem guten und richtigen Wege weiter forthelfen. So heillos es lautet, den Pabst für einen Gott zu halten, so hat es doch von jeher Leute gegeben, die es von Herzen geglaubt haben. Was ist auch so dumm, das nicht schon von Menschen geglaubt wor-

worden wäre? Deswegen ist es immer nöthig und gar nicht überflüßig, rechte Begriffe zu fassen, und wenn man sie gefaßt hat, fest darauf zu halten. Scheinbar ist es allemal, den Pabst für mehr, als einen blossen Menschen zu halten. Warum? die Schrift sagt, z. E. beym Propheten Daniel: Gott allein seze Könige ab und Könige ein: in andern Stellen; er befehle, was man glauben und thun soll: er sey der einzige Gesezgeber, der seelig machen und verdammen könne: er richte jedermann, und werde von niemand gerichtet: er seye die Wahrheit selbst, und könne nicht irren: alle Menschen seyen Lügner. Und eben diß wird alles auch in manchen Büchern vom Pabst gesagt, und von denen, die diese Bücher geschrieben haben, bezeugt: wer das nicht glaube, könne nicht seelig werden. Der Pabst seze Könige ab und ein, und er könne das thun, er habe es auch gethan, er habe Kayser vom Throne gestossen, und die Unterthanen von ihrem Eid, ihm zu gehorchen, losgezählt. Er dürfe befehlen, was man glauben und thun soll, wenn es auch Dinge seyen, die der heil. Schrift schnurstraks widersprechen. Er habe schon Bullen ausgehen

gehen lassen, in welchen Säze, die mit dürren Worten in der Bibel stehen, als irr ; und ketzerisch verdammt worden. Er könne seelig machen und verdammen. Wie viel tausend Menschen er schon heilig und seelig gesprochen habe! Wie unzäliche er verdamme! Man dürfe nur die Nachtmahls-Bulle lesen, so werde man finden, wie weit sich seine Macht erstreke. Er richte jedermann. Kein Mensch, er möge so groß und so erhaben seyn, als er wolle, dürfe sich wegern, sich seinem Urtheil zu unterwerfen, wenn er nicht in die gröste Gefahr seiner Seele und Seeligkeit gerathen wolle. Ihn aber dürfe niemand richten. Wenn er Dinge thue, die jedermann sonst Sünde wären, so seye es ihm keine, u. s. w. Was folgt aus diesem allem? Das, daß der Pabst mehr als ein Mensch, folglich, daß er — ich kann es nicht über das Herz bringen, es zu sagen; die Feder zittert, und will es nicht schreiben. Aber daran zweifelt nun kein Kind mehr, seitdem man den Pabst in Deutschland gesehen, daß dem nicht so seyn könne. Er ist kein Gott, und wenn ihn auch noch so viele Schmeichler dazu gemacht haben, wenn es schon aus dem, was man dem

Pabst

Pabst zuschreibt, zu folgen scheint. Man hat ehmal geschrieben: Der Pabst habe eine absolute Gewalt über alle Regenten, Personen und Rechte, er könne sie nach Gefallen absezen und ihnen nehmen, was er wolle, und sie mit Gewalt zwingen, wozu er wolle. Molina sagt mit klaren Worten; Jesus hätte für seine Kirche nicht einmal genugsam sorgen können, wenn er die Regenten dem Pabst nicht so unterworfen hätte; und diese Gewalt könne der Pabst brauchen, so bald ein Regent ein Kezer werde, oder den Kezern helfe, oder sonst etwas thue, das der Kirche nachtheilig sey. Ein anderer Schriftsteller, Salmero, legt dem Pabst eine unumschränkte Gewalt und Herrschaft über alle Königreiche auf Erden bey, und sagt, es gehe den Pabst an, was Gott zu Jeremia sage: Ich seze dich über Völker und Königreiche, daß du ausreissen, zerbrechen, verstören und verderben sollt, und bauen und pflanzen. Wenn das, schließt er, zu einem Propheten habe gesagt werden können, so treffe es noch viel mehr bey dem Pabst ein, der der Nachfolger des Fürsten der Apostel sey, und Apostel seyen immer grösser, als die Propheten, ja weit über sie erhaben. Was geht uns

aber

aber das alles an, man mag auch vor Zeiten noch ſo übertriebene Begriffe von dem Pabſt gehabt haben? Wir ſind, ſeit dem Anfang dieſes Jahres, der Wahrheit ſehr ſehr gedankt, eines andern belehrt und überzeugt worden, und unſer verehrungswürdiger Pius würde ſich ſelbſt im höchſten Grad für beleidigt halten, wenn wir ſo einfältig wären, alles das für baare Münze anzunehmen, was ehmal Schmeichler, die ſich nur eine fette Pfründe, oder eine andere anſehnliche Belohnung damit verſchaffen wollten, übertriebenes vom Pabſt in die Welt hineingeſchrieben haben. Noch vor wenigen Wochen hat ihn zwar ſelbſt ein Proteſtant eine himmliſche Gottheit genannt. Andere Proteſtanten ſind zwar äuſſerſt darüber böſe. Es war aber doch nicht ſo gemeint, wie man ihm ſeine Worte jezt verdrehen will. Er ſagte nur, er wandle gleich einer himmliſchen Gottheit unter den Menſchen: Sein Ausſehen, ſeine Majeſtät, ſeine unbeſchreibliche Güte, die er blikken laſſe, bezaubere diejenige, die das Glük haben, ihn zu ſehen, ſo, daß ſie nur als einen Menſchen vor ſich zu haben glauben. Joſeph, unſer allerdurchlauchtigſter Kayſer,

der

der am besten weiß, was er von jedermann, also auch von dem Pabst denken soll, hat diesem seinem hohen Gast alle ersinnliche Ehre erwiesen, in ihm einen vornehmen Prälaten verehrt, dem man grosse Hochachtung und Ehrerbietung schuldig sey. Aber davon war er, nach den ihm beywohnenden geläuterten Religionsbegriffen, weit entfernt, ihn über die Menschen hinaus zu erheben. Er weiß, daß man sich dadurch an der göttlichen Majestät vergreiffen würde. Wir, seine Unterthanen, thun also nichts, als wozu Er uns mit seinem nachahmungswürdigen Beyspiel vorangeht, wenn wir auf die Frage: Was ist der Pabst nicht, wenn ihn schon bisher manche davor gehalten, und wenigstens dem nach, was aus ihren richtig erklärten Worten folgt, dafür ausgegeben haben, getrost antworten: Er ist kein Gott! Eben so wenig ist er ein Vicegott. Wenn unter dieser Benennung nichts anders zu verstehen wäre, als einer, der an Gottes Statt sey, so wäre so gar viel nicht dawider einzuwenden. Obrigkeiten sind an Gottes Statt bey ihren Unterthanen. Es heißt so gar im Psalmen: Habe ich nicht gesprochen, Ihr seyd Götter?

Kin-

Kinder müſſen ihre Eltern anſehen, als die an Gottes Statt ſind. So gar ſind Männer gegen den Weibern an Gottes Statt. Der heil. Paulus ſchreibt: **Der Mann iſt Gottes Bild und Glorie.** So wären alſo Obrigkeiten, Eltern, Ehemänner, Vicegötter? Ja in geſundem Verſtand. Obrigkeiten, Eltern, Ehemänner, vertreten die Stelle Gottes, als Häupter ihrer Unterthanen, Kinder und Weiber, und können demnach Ehrerbietung, Gehorſam und Unterthänigkeit von ihnen fordern und erwarten. Aber übel unterrichtete Leute treiben das Ding bey dem Pabſt höher. Sie denken bey dem Vicegott gerade das, was **Paul V.** dabey dachte, der ſich in dieſer Benennung ſo wohl gefiel, und, berauſcht von ſeiner päbſtlichen Macht, den Hofſchranzen blindlings glaubte, die ihn den Vicegott im höchſten Verſtand, den Monarchen der Chriſtenheit und die Stüze der päbſtlichen Allmacht, aus niederträchtiger Schmeicheley nannten. Ich bin aber überzeugt, daß alle ſeine Nachfolger, und unter dieſen vorzüglich der jezt glorreich und zum Seegen der chriſtkatholiſchen Kirche regierende Pabſt **Pius VI.** **Paul den V.** nicht loben, daß er ſeine

Würde bis dahin ausgedehnt und sich so weit vergangen hat, das selbst für wahr zu halten, was hungrige Schriftsteller aus Bosheit oder Einfalt ihm vorsagten. Sie haben alle gewußt, und Pius VI. weiß es am besten, daß sie ihrer hohen Würde und ihres wichtigen Amts unbeschadet auf diesen Titel keinen Anspruch machen dörfen; sondern daß das wesentliche ihres Vorzugs darinn bestehe, daß sie die Aufsicht über die christliche Gemeinden tragen, löbliche Ordnungen in der Kirche Gottes machen, darüber halten, nicht über das Volk herrschen, wie ihnen der heil. Petrus ausdrüklich diese Anweisung ertheilt: sondern Vorbilder der Heerde werden und bleiben, damit sie dem Erzhirten Christo an jenem Tag frölich und getrost Rechenschaft von ihrem geführten Amt ablegen können. Ihr guten Leute, die ihr euch bisher ohne Rükfrage, ob ihr nicht in einem tollen und böslichen Irrthum staket, mit der Meinung getragen habt: Der Pabst ist Vicegott; Denket nur der Sache einfältig nach, ich bin euch gut dafür, ihr werdet auch ohne mich und meine Belehrung, die ich euch hiemit von Grund meines Herzens, in der redlichsten Absicht, ohne

den

den mindesten Vorsaz, einer so hohen Person, als der Pabst ist, zu nahe zu treten, ertheile, auf die rechten Sprünge kommen. Sehet, wenn der Pabst würklich der Vicegott wäre, so müßte es fürwahr in der Kirche Gottes ganz anders aussehen, als es darinn aussieht, wie es am Tag ist. Er müßte allerwenigstens eine weit grössere Macht haben, als der mächtigste König auf dem ganzen Erdboden, ja als alle Könige zusammengenommen, deren keiner kein Vicegott ist. Er müßte alles ausrichten können, was er nur wollte. Nichts wäre ihm schwer, will geschweigen, unmöglich. Gott müßte ihm um dieses Charakters willen etwas von seiner Allmacht mitgetheilt haben. Dem ist aber nun nicht so. Höret, wie ich Euch das Ding auf das allereinfältigste begreiflich machen will. Dem Pabst fehlt es gar oft an Geld, und er findet sich dabey in Verlegenheit. Der heil. Petrus hatte zwar auch kein Geld, als ihn der Lahme zu Jerusalem unter dem Tempelthor um ein Allmosen ansprach: aber er begehrte auch keines. Und wenn er nöthig hatte, so wußte er gleich durch ein Wunder zu bekommen. Christus, sein Meister, hieß ihn ein-

stens, da er den Tribut bezalen sollte, einen Fisch fangen, in dessen Mund er einen Stater fand. Diese Praxis geht aber in Rom gegenwärtig nicht an. Leo X. schrieb den Ablaßkram in Deutschland aus, um nach einiger Meinung Verlag zum Bau der Peterskirche in Rom zu bekommen: nach anderer Behauptung aber, um seinen Verwandten und Getreuen die Beutel zu füllen, deren Bedürfnisse dringend waren. Ich will von neueren Zeiten nicht sagen. Joseph hat verboten, so grosse Summen Gelds, wie bisher nach Rom zu schleppen: damit ist man daselbst nicht zufrieden. Was folgt daraus? Das, daß der Pabst selbst so bescheiden ist, seine Macht nicht für so unumschränkt und göttlich zu halten, daß er auch in diesem Stük nur gebieten dürfe, um seine Wünsche erfüllt zu sehen. Ferner schikt sich das für einen, den unverständige Leute für einen Vicegott erklären, daß man ihn gefangen nimmt? Ihr könnets aus der Geschichte wissen, und wenn ihrs noch nicht gehört habt, so könnet ihrs jezt lernen, daß der Kayser Karl V. den Pabst Klemens VII. nebst vielen Kardinälen und andern vornehmen Personen in der Festung St. Angelo in Rom

gefangen hielt, während dem, daß Rom viele Tage nach einander geplündert, und durch die Italiänische und Spanische Soldaten alle Arten von Grausamkeit, und die schändlichste Räubereyen begangen wurden. Der Kayser war damal in Spanien, und ließ daselbst öffentliche Gebete und Aufzüge für die Befreyung des Pabsts anstellen, gab ihn auch bald darnach würklich loß, nachdem er versprochen hatte, ihm verschiedene Pläze und Provinzen zu übergeben, seinen Soldaten aber 400, 000. Dukaten zu bezahlen, wovon 150, 000. auf die eigene Freyheit des Pabsts gerechnet waren. Mein, wie kann es einem vernünftigen Menschen noch träumen, den im Ernst für einen Vicegott zu halten, dem dergleichen bittere Unfälle, ganz wider seinen Willen, begegnen, und der seine Freyheit mit baarem Geld erkaufen muß? Nur noch Eins zu eurer Belehrung, wenn ihr sie von mir annehmen möget, was der Pabst nicht sey, wenn ihr ihn schon bisher dafür gehalten habt. Ich weiß, daß verschiedene Christglaubige so wunderlich seyn können, den Spruch, den Christus zum heil. Petro gesagt hat: Ich will dir des Himmelreichs

Schlüssel geben, dahin zu deuten, als ob der Pabst würklich die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle hätte. Ich erinnere mich der Zeit noch wohl, da ich mich dabey hätte erschiessen lassen, daß dem allerdings so sey. Ich glaubte immer, so oft ich auf einem Kupferstich des Pabsts Wappen, und allemal dabey zween Schlüssel sahe, das seyen die Schlüssel, durch die er nach seinem Gefallen die Thore des Himmels und der Hölle öfnen, und da und dort hinein lassen und hinaus stossen könne, wen er wolle. Wie prieß ich ihn in meinem Sinn vor allen andern Menschen so glüklich! Es auf der Welt gut haben, in grosser Würde und Ansehen leben, alle mögliche Vergnügungen geniessen, von dem menschlichen Elende befreyt seyn, und am Ende des Lebens nicht nur vor der Hölle alle Sicherheit haben, sondern geraden Wegs dem Paradiß zueilen, und keine Gefahr haben, dort abgewiesen zu werden, das heißt etwas! Wenn ein Pabst nach wohl vollbrachtem Lebenslauf und Regierung beygesezt wird, so wird in der Päbstlichen Kapelle gesungen; *Ingrediar in locum, in paradisum:* Ich werde in den Ort, ins Paradiß eingehen. Natürlich!

lich! Warum sollte der nicht zuerst das Recht haben, in den Himmel einzugehen, der die Schlüssel dazu hat, und einlassen, oder abweisen kann, wen er will. Wenn ich doch nur Pabst wäre, dachte ich! Aber siehe, ich fand bey reifern Jahren und bey ernstlichem Nachdenken, daß der Spruch, den ich angeführt habe, nicht so zu nehmen sey. Urtheilet selber! wenn ihr jenen Spruch wisset, so wisset ihr hoffentlich auch diesen; den Christus auch gesagt hat. Ich habe die Schlüssel der Hölle und des Todes, also gewiß auch die Schlüssel des Himmels und des Paradieses, denn sie gehören zusammen; und ich finde nicht, daß Christus diese Schlüssel aus der Hand gegeben hätte. Johannes und sonst keiner von den heiligen Schriftstellern sagt ein Wort davon. Also muß jene Uebergabe der Schlüssel des Himmelreichs von Christo an den heil. Petrum anders verstanden werden. So ist es auch! Es heißt ja gleich darauf: nicht, wen ihr in den Himmel einlassen wollet, nach eurem Gutdünken, oder wen ihr davon ausschliessen wollet, der soll eingelassen oder ausgeschlossen werden: sondern, was ihr auf Erden binden

werdet, das soll auch im Himmel gebunden seyn: und was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel los seyn. Kein Wort, keine Spur davon, daß der Pabst der Gebieter des Himmels und der Hölle sey. Nein, das ist er auch nicht, so wenig, als Gott oder Vicegott. Ihr dörfet mir auf mein Wort glauben, daß das seine Richtigkeit habe. Es ist eitel Betrug, wenn man anders lehrt und glaubt. Ich will Euch abermal einen kleinen Beweiß aus der Geschichte der Päbste, so wie sie von unsern eigenen Religionsverwandten, den Römischkatholischen, beschrieben worden ist, anführen, daß ich Recht habe. Marcell II. war ein sehr ruhmwürdiger Pabst. Er bekleidete diese Würde nur 22 Tage, und bezeugte in dieser sehr kurzen Zeit ein so ernstliches Verlangen, die Kirche zu verbessern, alle Mißbräuche abzustellen, und seinem wichtigen Amt Genüge zu thun, daß einige glaubten, man habe ihn mit Gift auf die Seite geschaft. Er war weit entfernt, seine Anverwandten zu bereichern und zu erhöhen, gab ein Beyspiel der Mäßigung von jeder Art, und hatte sich die Wiedervereinigung der Christen zu einer Hauptsache vorgesezt.

gesezt. Er rief so gar einmal, da er die Pflichten seines Amts überdachte, aus. „Ich sehe nicht, „wie derjenige, der diese höchste Stelle bekleidet, „seelig werden könne.“ Er glaubte, die Einführung einer Reformation seye dem päbstlichen Ansehen so wenig nachtheilig, daß es vielmehr durch dieselbe noch mehr erhöhet werde. Errathet Ihr wohl, meine Freunde, was ich für einen Schluß aus der bedenklichen Erklärung des guten Pabsts Marcells mache? Wenn er, da er doch ein so frommer und tugendhafter Mann war, und die Rechte seines Amts gewiß so gut, als einer seiner Vorfahren und Nachfolger einsahe, zweifelte, ob ein Pabst seelig werden könne; so muß ihm der Gedanke nicht in den Sinn gekommen seyn, der Pabst habe Macht, den Himmel auf- und zuzuschliessen. Hätte er diese Macht für andere, so hätte er sie gewiß zuerst für sich selbst.

Nun wäre, denke ich, auf die erste Frage genug geantwortet: **Was ist der Pabst nicht, wenn man ihn schon bisher dafür gehalten hat?** Ihr habt mich ja verstanden, liebe Leute? Mehr halte ich für unnöthig. Ueberdenket das,

und bauet darauf fort, so werdet ihr noch mehr Licht bekommen. Ihr werdet mir allemal nachsagen, daß ich euch nichts weis gemacht habe, als was der gesunden Vernunft und der heiligen Schrift, so viel ich sie verstehe, gemäß ist: auch daß ich mein Versprechen gehalten habe, nichts zu behaupten, was der Ehrfurcht von dem Pabst, einer Person, die jedermann verehren muß, nachtheilig seyn könnte. Ich würde mich Sünde fürchten, Dinge zu sagen, dergleichen der Verfasser der Schrift: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und dem Pabste, was des Pabstes ist, sich zu schreiben erlaubt hat. Ich glaube, das hat ein Protestant gethan, und diese hauen immer über die Schnur. Ich meines Orts schmeichle mir, in den Schranken geblieben zu seyn. Wollte Gott, daß es alle so machten, so hätten sie nicht zu besorgen, von Dorfschulmeistern, wie es dem Herrn Landrath von Libel ergangen ist, den jener noch dazu, weil er einmal Professor zu Wien war, die Unverschämtheit hat, einen Kollegen zu nennen, so unartig behandelt zu werden. Ich komme auf die Zweite Frage, bey deren Beantwortung ich etwas kürzer seyn werde.

werde. Wenn der Pabſt das nicht iſt, wofür ihn bisher einige gehalten haben, was wird er etwa in Zukunft ſeyn? Ich bin etwas ängſtig, mich hierüber zu erklären, denn ich bin kein Prophet, und möchte nicht gern mit meinen Muthmaſſungen zu Schanden werden. Alſo nur etwas weniges. Wer Luſt hat, mag hinzudenken, was er will: nur ſehe er zu, daß er nichts arges denke, ſondern nur, was zum Frommen und Beſſerung dienet.

Irre ich mich nicht, ſo wird der Pabſt in der Folge, und zwar je eher, je lieber, die Hände ſelbſt dazu bieten, daß man nicht anders von ihm denke, denn ſichs gebühret zu denken. Jedermann hat nur davon Ehre, wenn er das iſt, was er ſeyn ſoll, und wenn er ſich darauf legt, eher zu ſeyn, als zu ſcheinen. Warum ſollte der Pabſt allein keine Ehre davon haben? Der erſte Vorſteher der katholiſchen Chriſtenheit in geiſtlichen Dingen ſeyn; die andere Vorſteher der Gemeinden als Brüder lieben und ehren; gemeinſchaftlich das Beſte derer, die ihnen anvertraut ſind, beſorgen; mehr mit Liebe und Sanftmuth,

als mit Drohungen und Gewalt Gutes schaffen; Zucht und Ordnung in der Kirche handhaben; mehr auf das Seelenheil der Schaafe, als auf ihre Wolle, sehen; an der Bekehrung der in der Irre gehenden, nicht mit Feuer und Schwerd, nicht mit List und Gewalt, sondern mit Gründen, mit Liebe, Langmuth und Geduld arbeiten; diese irrende zwar zum Schafstall herbeyzubringen suchen; aber nicht zwingen, nicht verfolgen; die Unterthanen zum Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit anhalten, nicht davon abziehen; auf die Beyspiele Christi, des Oberhirten, und des heil. Petrus, des ersten unter den Aposteln, in seinem Thun und Lassen sehen; und den Tag der Rechenschaft über sein wohl oder übelgeführtes Amt immer vor Augen haben: sollte das alles nicht wahre Ehre, grössere Ehre seyn, als unter dem gezwungenen Namen eines Knechts aller Knechte sich der höchsten Herrschaft über die ganze Erde anmassen, sich in fremde Händel mischen, wofür Paulus die Vorsteher der christlichen Gemeinen warnet; sich Königen und Fürsten in äusserlicher Pracht und Herrlichkeit gleichstellen; irrdische Schäze häuffen; und bey dem allem sich

für

für den Statthalter Christi auf Erden halten lassen, der doch, da er im Fleisch wandelte, nichts hatte, wo sein Haupt ruhen konnte; und für den Nachfolger des heil. Petrus, der ein armer Fischer war, und sich sehr verwundern würde, wenn er wüßte daß ein ansehnlicher Theil von Italien den Namen einer Erbschaft Peters führe, und dem Pabst, als einem grossen weltlichen Herrn angehöre. Gewiß Joseph, dem das geistliche Wohl seiner Unterthanen eben so sehr, als ihr leiblicher Wohlstand am Herzen liegt, wird, nach der Macht, die ihm von Gott anvertraut ist, da er einen so glüklichen Anfang gemacht hat, dem Pabst bey seinem Besuch in Wien das Herz zu rühren, nicht ruhen, bis er ihn, diesen preiswürdigen Prälaten, ganz gewonnen hat. Und nun wisset ihr, meine liebe Freunde, die Antwort schon auf die Frage: Was wird der Pabst in Zukunft seyn?

II. Abſchnitt.

Vom Biſchoff.

Ich werde in dieſem und dem folgenden Abſchnitt ein wenig kürzer ſeyn, als im erſten. Nicht, als ob ich nicht mancherley auf dem Herzen hätte, das ich gerne ſagen möchte, und das ein Wort ſeyn könnte, geredet zu ſeiner Zeit: Sondern, weil mir die biſchöffliche Würde viel zu ehrwürdig iſt, als daß ich mir gern eine Sylbe entfallen lieſſe, die einen Verdacht wider dieſe meine Ehrerbietung erregen könnte. Doch meine Leſer mögen ſelbſt urtheilen — Ein Biſchoff iſt, Erſtlich das, was er iſt, nicht aus des apoſtoliſchen Stuhls Gnade, und Zweitens, iſt er kein Stellvertreter des Pabſts. Der gewöhnliche Titel der Biſchöffe iſt: Von Gottes und des apoſtoliſchen Stuhls Gnaden. Die wahre Bedeutung dieſer Ausdrüke iſt ohne Zweifel nicht jedermann bekannt. Von Gottes Gnaden iſt eine bibliſche Redensart. Paulus ſagt 1 Kor. 15, 10. Von Gottes Gnaden bin

ich,

ich, was ich bin. Bey dem heil. Apostel floß diese Erklärung aus einer innigen Demuth her, weiter sich selbst nichts, Gotte aber alles zuschrieb. Möchte er doch unter denen, die ihm diese Worte noch bis auf diesen Tag abborgen, recht viele Nachfolger haben! Wenn sich weltliche Fürsten dieser drey Worte bedienen, so wollen sie damit sagen, daß sie auf der Erde keinen höhern über sich erkennen, sondern allein unter Gott stehen. Ein starker Wink für den Pabst, der sichs herausnimmt, über die Fürsten der Erde zu gebieten zu haben, und nicht nur höher, als sie seyn, sondern auch diese seine Hoheit mehrmal nicht geltend und empfindbar machen will. Im Anfang sezten die Bischöffe diese Worte auch, aus Demuth, in ihre Titulatur. Es mögen verschiedene unter ihnen gewesen seyn, denen es Ernst war, in jenen Zeiten besonders, da die Kirche noch mehr Reinigkeit und Lauterkeit hatte, da Lehrer und Zuhörer noch mehr auf die Hauptsache zu sehen gewohnt waren, da Lehrer, Bischöffe und andere von dieser Klasse mehr Gefühl von der Wichtigkeit ihres Amts hatten, und sich weniger von Nebenabsichten auf Ehre, Hoheit, Reich-

thümer

thümer und Bequemlichkeit leiten lieſſen. Allein dieſe Zeiten dauerten nicht lange. Man weiß aus der Geſchichte, was für Würkungen die Bekehrung **Konſtantins des Groſſen** zum Chriſtenthum bey der Geiſtlichkeit gehabt hat, die ſie allerdings nicht hätte haben ſollen. Die **Biſchöffe** nannte er **Brüder**, weil er wußte, daß er durch ihren Vorſchub und Beyhülfe die Ruhe in ſeinen Staaten erhalten könnte. Seine Freygebigkeit gegen der Geiſtlichkeit hat, man mag auch dawider ſagen, was man will, doch immer mehrere gute Seiten. Den öffentlichen Gottesdienſt der Chriſten unterſtützte er aus aller Macht durch die anſehnlichſte Stiftungen. Die Streitigkeiten unter den Chriſten ſuchte er auf alle Art und Weiſe beyzulegen, und zwar aus dieſem edlen Grunde, um bey den Heiden, deren immer noch keine geringe Anzahl war, das Aergerniß an dem Chriſtenthum zu verhüten. Aber es wurde doch nicht ganz vermieden. **Ammian Marcellin**, ein Heide, aber übrigens ein vortreflicher und billiger Mann, ſtieß ſich dergeſtalt an der Zänkerey **Damaſus** und **Urſins** um den biſchöflichen Siz zu Rom, der ſchon damals in den Augen man-

mancher etwas wünschenswerthes muß gewesen seyn, daß er schrieb; „alsdenn erst würde es der „Mühe werth für ihn seyn, aus einem Helden „ein Christ zu werden, wenn man ihn zum Bi„schoff von Rom machen wollte.“ Nichts kann ihn zu dieser Erklärung veranlaßt haben, als weil er mit Augen sehen mußte, daß die meiste christliche Bischöffe die Religion nur dazu brauchten, sich ein bequemes und glükliches Leben in der Welt zu verschaffen. Von diesem Zeitpunkt an mag es bloß aus Gewohnheit und nicht mehr in dem Sinn des heil. Paulus geschehen seyn, wenn sich die Bischöffe von Gottes Gnaden schrieben. In der Folge dachten sie noch mehr dabey, und gaben damit zu verstehen, daß sie, wie unabhängige Fürsten, ihre Würde allein von Gott empfangen hätten. In spätern Zeiten, da die Bestättigung der Bischöffe nicht mehr von den Königen, sondern vom Pabst abhieng, und dieser seine Macht je länger je höher zu treiben suchte, fiengen die Bischöffe allmählig an, in ihrem Titul auch der Gnade des apostolischen Stuhls zu gedenken. Die lateinischen Bischöffe thaten es schon im dreyzehenten Jahrhundert; die deutsche

ahmten dieſen ſpäter und mit Abwechslungen im vierzehnten Jahrhundert nach. Unter den Brandenburgiſchen Biſchöffen war Thyderich oder Dieterich im Jahr 1374. der erſte, der ſeine Würde auch der Gnade des apoſtoliſchen Stuhls zuſchrieb, doch ſo, daß ſo wohl er ſelbſt, als ſeine Nachfolger noch im fünfzehenten Jahrhundert mit der Gnade Gottes zufrieden war. Noch einer von den jetztlebenden deutſchen Biſchöffen bedient ſich in einem Ordinationsdiplom nur des leztern ältern Titels. Auf der Kirchenverſammlung zu Trient erhuben ſich langwürige und heftige Streitigkeiten über die Frage, ob die biſchöffliche Würde vom Pabſt, oder unmittelbar von Chriſto herkomme? Endlich wurde ſie unentſchieden gelaſſen. Die Redensart, daß die Biſchöffe die vornehmſte Stelle in der Kirche hätten, aber abhängig vom Pabſt, wurde für zweydeutig erklärt, und verlangt, daß man ſich deutlicher herauslaſſen ſollte. Endlich nach langem Zwiſt hieß es; ſie hätten den vornehmſten Plaz unter dem Pabſt, aber nicht abhängig von ihm. Die Jeſuiten vertheidigten, den Saz, daß die biſchöfliche Würde vom Pabſt herkomme. In der franzöſiſchen Kirche

aber

aber bleibt man dabey, daß Christus die Quelle derselben sey. Warum sollten die deutschen Bischöffe nicht eben dieses Recht haben? Das Bischoffthum ist eigentlich nur Ein Bischoffthum, das ist die Aufsicht über die Kirche, ist nur ein Einiges Amt; alle jezige Bischöffe aber haben dieses Amt unter sich gemein. Chrysostomus nennt deswegen den Timotheus einen Bischoff der ganzen Welt. Als Christus die Apostel sandte, und ihnen die Schlüssel des Himmelreichs übergab, machte er sie einander alle gleich. Sie sollten Nachfolger haben bis an der Welt Ende. Diß sind die Bischöffe. Kein Wort findet man im Evangelio, daß Christus zum Petro gesagt habe, von seiner, des Petri, Gnade sollen die andere Apostel seyn, was sie sind. Einer ist, was der andere ist, also einander gleich, und Brüder untereinander. Sie haben keine höhere Gewalt über sich, als die ganze Kirche daraus folgt nun das Zweyte: Sie sind auch keine Stellvertreter, keine Vikarien des Pabsts. Was es doch für eine unzuverläßige Sache um das Cerimoniel ist! Der Pabst nennt sich einen Knecht aller Knechte Gottes, und die Bischöffe seine Brüder, in

Schreiben an sie. Aber sie dürfen ihn keinen Bruder nennen, noch weniger wollte ich rathen, ihn als ihren Knecht, für den er sich doch angibt, anzusehen und zu behandeln. Warum? weil er seiner Meinung nach so weit über sie erhaben ist, als der Himmel über die Erde; weil sie ihr Amt nur in seinem Namen verrichten; weil alles, was sie verrichten, nur in so fern gültig ist, wenn er es bekräftigt; weil es Dinge gibt, die sie nicht entscheiden, sondern ihm, als dem obersten Bischoff, zur Entscheidung überlassen müssen. Nicht so, ehrwürdige Bischöffe! das wäre falsche Demuth, übertriebene Bescheidenheit, wenn ihr das im Ernst glauben wolltet. Ihr seyd nicht Stellvertreter des Pabsts, sondern seine Gehülfen, seine Brüder. Darnach richtet euch. Ihr seyd zu eben dem befugt, wozu er sich befugt erachtet. Das ist die einmüthige Stimme der Schrift und der heilgen Väter. Habt ihr bisher eure Rechte und Befugnisse nicht gekannt und gebraucht, so sind jezt die Zeiten vorhanden, in denen ihr sie zur Hand nehmen und zum Besten der Kirche anwenden könnet. Die Bischöffe in England, in Schweden, in Dännemark,

sind

sind auch Bischöffe, aber man würde nicht wohl bey ihnen ankommen, wenn man sie für Vikarien des Pabsts halten wollte. Und nun ist es bald gesagt, was Ihr etwa in Zukunft seyn werdet, und seyn sollet. Der Verfasser des Buchs, das vor 13 Jahren in Paris herausgekommen ist, von der Heiligkeit und der Pflichten der bischöfflichen Würde, hat alles erschöpft, was sich hievon sagen läßt. „Niemand," sagt dieser würdige Schriftsteller, „kann mit gutem Gewis„sen ein Bischoffsamt annehmen, der nicht be„kehrt ist, und schon lange tugendhaft gewesen „und dafür bekannt ist. Weder Geburt, noch „Gelehrsamkeit, noch andere natürliche Gaben „können den Mangel dieser Eigenschaft ersetzen; „auch nicht ein vorgegebener oder vereinter guter „Wille, den man sich leicht selbst zutraut, das „Amt treu zu verwalten. Ein Bischoff soll auch „die nöthige Erkenntniß in geistlichen und welt„lichen Wissenschaften besizen. Gelehrsamkeit „ohne Tugend macht stolz, und Tugend ohne „Gelehrsamkeit ist zwar gut, aber sie reicht bey „einem Bischoff nicht zu, die Kirche und ihre „Lehrer zu regieren. Denn dazu wird erfordert,

„daß er auch die Wahrheit vertheidigen, je-
„dermann rathen, und Zweifel und Schwie-
„rigkeiten abhelfen könne. Er muß alſo
„auch fortfahren, fleißig zu ſtudiren. Er muß
„die Sprachen verſtehen, ein guter Dog-
„matiker und Controverſiſt ſeyn, die Kirchenge-
„ſchichte wiſſen, und gut predigen können. Er
„muß ſelbſt predigen, und nicht, wie es in der
„römiſchen Kirche Mode iſt, das Predigen andern
„überlaſſen, denn das iſt wider die Schrift, und
„die Canones der Kirche. Inſonderheit muß er
„auch für den Unterricht der Jugend beſorgt ſeyn,
„und ſich nicht ſchämen zu katechiſiren. Findet
„man in der Kirchengeſchichte, daß öfters, Jüng-
„linge und Knaben Biſthümer bekommen haben,
„ſo iſt das ein groſſer Misbrauch, der ſchlechter-
„dings zu verwerfen iſt. Mehr als Ein Biſthum
„zu haben, iſt ganz und gar unerlaubt, und es
„folgt auch von ſelbſt aus der Nothwendigkeit,
„die die Canones feſt geſezt haben, in ſeinem Biſthum
„beſtändig zu wohnen. Die Kirchenverſammlung
„zu Chalcedon verbietet es klar, und andere nach
„ihr, die Meinung der Kirchenväter ſtimmt damit
„überein. Die Exempel aus den ältern Zeiten

vom

„vom Gegentheil gelten dagegen nichts, und sie „sind auch schon zu ihren Zeiten gemisbilligt wor„den. Den Bischöffen sollte nicht einmal gestattet „werden, neben ihren Bisthümern Abteyen und „Commendereyen anzunehmen, oder die zu behal„ten, die man, ehe man zum Bisthum befördert „wurde, etwa gehabt hat: es ist ein unanständi„ger Geiz, welcher für die Abteye, u. s. w. im„mer sehr schädlich gewesen ist. Auch die päbst„lichen Bullen, durch welche die Bischöffe Er„laubniß dazu erhalten, sind nicht zulänglich das „Gewissen zu beruhigen; und solche Bullen sind „oft von frommen Geistlichen getadelt worden. „Als Paul III. ein Konferenz hielt, über die Ab„schaffung der Misbräuche in der Kirche, an der „die gelehrteste Prälaten Theil hatten, unter an„dern die Kardinäle Contarini und Sadolet, „sagten sie ihm über diese Materie: diejenigen „Gottesgelehrten seyen schändliche Schmeichler, „welche dem Pabste die Macht gäben, über die „Beneficien nach Gefallen zu dispensiren, und „dieser Misbrauch habe der Kirche grossen und „vielfältigen Schaden gethan. Was die Einkünfte „der Bischöffe betrift, so ist zu merken, das,

„wenn der Bischoff so viel eigenes Vermögen „hätte, daß er davon seine gerechte Bedürfnisse „bestreiten könnte, so würde er nicht berechtiget „seyn, sich der Einkünfte seines Bisthums zu sei„nem und seiner Verwandten Privatnuzen zu be„dienen.“ Das sind nun freylich Betrachtungen, denen nicht ein jeder von Herzen beystimmen möchte. Aber es ist die Frage, ob sie richtig seyen, oder nicht? Ob nicht die Kirche wahren Nuzen davon haben würde, wenn man denselben nachlebte? Sollten sich die Bischöffe nicht desto eher dazu entschliessen, diesen Grundsäzen beyzutreten, je mehr ihnen wahre Ehre dadurch zuwächst, daß sie durch Gottes, und nicht des apostolischen Stuhls Gnaden Bischöffe, und keine Stellvertreter des Pabsts sind?

III. Abſchnitt.

Vom Pfarrer.

Ein gewiſſer Lehrer der Geſchichte auf einer Univerſität Deutſchlands pflegte zu ſagen: Man wiſſe wohl, wer der Erfinder des Schießpulvers nicht ſey; aber das wiſſe man nicht gewiß, wer es geweſen ſey. Er zweifelte daran, daß dieſe Ehre dem Mönchen Berthold Schwarz gebühre. Andere behaupten mit Gewisheit, es ſeye ein Mönch mit Namen Konſtantin Anglizen. Der Streit gehört nicht hieher. Vielleicht gibt es Leute, die denken, was ein Pfarrer nicht ſey, wiſſe man wohl: Aber nicht, was er eigentlich ſey? Dieſe mögen es mit Hr. Landrath Eibel ausmachen, der es doch der Welt in einer eigenen bändigen Schrift begreiflich genug gemacht hat, was ein Pfarrer ſey. Ob er damit bey dem Pabſt und den Biſchöffen Ehre eingelegt habe, will ich nicht entſcheiden. Aber das darf ich auf mich nehmen, zu verſichern, wenn Pfarrer dieſe wenige Bogen ernſtlich überdenken und zu Herzen nehmen und

ſich darnach richten möchten, ſo würde es nach und nach zum Glük des Staats, zur Aufnahme der wahren Kirche, und zur Beſſerung einzelner Mitglieder des Gnadenreichs von den erwünſchteſten Folgen ſeyn. Diejenige, die auf die Geiſtlichkeit überhaupt, und auf Dorfprieſter insbeſondere ſo hoch herab ſehen, und wohl gar glauben, daß man dieſer Leute ganz bequem entbehren könnte, und daß ſie nur darum da ſeyen, um das Fett des Landes zu verzehren — Fruges conſumere nati — mögen meinetwegen gute Cameraliſten ſeyn — denn die Beſoldungen der Geiſtlichen nehmen allerdings einen anſehnlichen Theil der Einkünfte des Landesherrn weg, und die Kaſſe, worein die Steuren und Abgaben fallen, würden auch dabey gewinnen, wenn die Unterthanen angehalten würden, das, was ſie bisher als jura ſtolæ, oder auch als freywillige Geſchenke in den Pfarrhof getragen haben, dem Landesfürſten zu geben. Aber man braucht in einem Staat noch mehrere Leute, als nur Cameraliſten. Dieſe haben auch nicht allein zu befehlen; und die Unterthanen ſind doch auch nicht nur deswegen da, um mit dem, was ſie ſauer erwerben und gewinnen, nur

Bäche

Bäche vorzuſtellen, die ſich in das groſſe und unergründliche Meer der Chatoulle des Regenten ohne Unterlaß ergieſſen ſollen. Ich bin kein Pfarrer, aber ich halte viel auf die Pfarrer, und es ſollte mir Leid ſeyn, wenn dieſe ſo nüzliche und unentbehrliche Leute, wie auch ihre Feinde, wenn ſie unparteyiſch ſeyn wollen, ſelbſt geſtehen müſſen, allzuſehr herabgewürdiget und ſie das ihnen zu Führung ihres wichtigen Amts nöthigen Anſehens beraubt werden ſollten. Was wird aus den Pfarrern werden, könnte man freylich denken, wenn man ſich ſo viel über den Pabſt erlaubt? Nicht kleinmüthig und verzagt! Freunde, ihr müſſet es recht verſtehen, ſonſt machet ihr falſche Schlüſſe, und vermuthet gerade das Gegentheil von dem, was doch allen Anzeigen nach bevorſteht. Das iſt nicht die Meinung, den Pabſt herab zu ſezen. Wer kann und darf das thun? Sein Anſehen und ſeine Gröſſe wird nur auf einer andern Seite, in einem andern Lichte dargeſtellt. Er ſcheint nur kleiner zu werden: aber im Grund wird er gröſſer. So darf es auch niemand für die Pfarrer bange ſeyn. Man lerne und begreife nur, was ſie nicht ſind, und was ſie etwa in Zukunft

kunft ſeyn werden. Ich habe mein Wort bereits gegeben, daß ich ein Freund der Pfarrer ſey. Ich muß meiner Zuſage getreu bleiben. Daher gedenke ich mich nicht dabey aufzuhalten, zu zeigen, daß allerdings manche von dieſem Orden bisher das nicht geweſen ſind, was ſie hätten ſeyn ſollen. Wer will aber Vollkommenheit von Menſchen fordern? Wer will einen Stand aufſuchen, deſſen Mitglieder alle untadelhaft ſind, und ihre ganze Pflicht erfüllen? Sagt nicht die Schrift ſelbſt: Unter den Heiligen Gottes iſt keiner ohne Flecken, und ſo gar in ſeinen Geſandten findet er Narrheit? Die Pfarrer ſind es alſo nicht allein, denen man, wenn man ſtrenge ſeyn will, über der treuen Ausrichtung ihres Amts und Berufs Vorwürfe machen kann. Wer in andern Ständen ohne Sünde iſt, werfe den erſten Stein auf die Pfarrer. Sie werden gewiß ungeſteinigt bleiben. Ich habe eine andere Abſicht dabey, wenn ich darthun werde, was die Pfarrer nicht ſind. Sie ſind nach göttlichem Recht nicht geringer, als Pabſt und Biſchoff. Die Vorzüge dieſer vor jenen ſind nun freylich beynahe ſchon mehr als 1000. Jahren in der chriſtlichen

Kirche

Kirche anerkannt; aber sie beruhen nicht auf göttlichem, sondern bloß auf menschlichem Recht, gute Ordnung zu erhalten, und um der Einigkeit willen. Die katholische Kirche hat einmal verordnet, daß die Priester in Rücksicht auf das wesentliche seines Amts geringer seyn soll, als ein Bischoff. In den Handlungen der Apostel und in andern Stellen der Schrift ist das so klar gesagt, daß es nicht zu begreifen ist, wie die gegenseitige Lehre hat aufgestellt werden können. Aeltiste und Bischöffe sind in der Bibel offenbar einerley. Der h. Paul thut hier und da der Ordnung unter den Lehrern Meldung: aber die Bischöffe läßt er weg. 1. Cor. 12. sagt er: Gott hat gesezt in der Gemeine aufs erste die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, darnach die Wunderthäter, darnach die Gaben gesund zu machen, Diakonen, Vorsteher, mancherley Sprachen. Sind sie alle Apostel, sind sie alle Propheten, sind sie alle Lehrer, sind sie alle Wunderthäter? Sagt er hier ein Wort von einem Pabst, oder einem Bischof? Warum hat er gerade die Vornehmsten weggelassen? Eph. 4 heißt es: Christus hat etliche zu Aposteln gesezt, etliche aber zu

Pro-

Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern. Abermal keine Spilde von Päbsten, Patriarchen, Erzbischöffen, Kardinälen, Bischöffen. Man trete diesen hohen und hochachtungswürdigen Personen nicht zu nahe: aber man behaupte nur nicht, daß sie göttlichen Rechts seyen, und daß der Unterschied unter ihnen und den Pfarrern auf das wesentliche ihres Amts gehe. Man mißgönne jenen ihre Vorzüge im äusserlichen, ihren Rang, ihre Einkünfte, ihre Bequemlichkeit nicht: aber man mißbrauche es nur nicht dazu, Personen, deren Amt und Beruf doch das ausdrükliche Wort einer göttlichen Einsezung vor sich hat, allzu sehr unter sie herab zu sezen. Die Hauptsache bey dem geistlichen Amt ist doch immer diese, nach der deutlichen Erklärung des h. Pauls: die Hirten und Lehrer sind diejenige, durch welche die Heiligen zugerichtet, zubereitet werden zum Amtswerk, und zur Erbauung des Leibs Christi. Läßt sich Pabst, Kardinal, Bischoff, diß angelegen seyn, wohlan, so thut er seiner Pflicht Genüge, ist aber alsdenn vor Christo, dem unsichtbaren Haupt der Kirche nicht besser, als der Pfarrer, der eben das thut. Ein Canon vom Pabst Urban sagt: Man ließt, daß

daß die erste Kirche nur Diakonen und Priester gehabt habe. Also waren die Bischöffe unter den Priestern begriffen. Der h. Hieronymus sagt: der Apostel lehrt deutlich, daß die Priester eben die seyen, die die Bischöffe sind. Einen artigen Beweis bringt Bellarmin, um die wesentliche Vorzüge der Bischöffe vor den Pfarrern zu behaupten. Christus sage Matth. 24. Das ist ein treuer Knecht, den der Herr über das Haus sezt. Hilarius und andere Väter verstehen unter diesem Knecht einen Bischoff. Die Bischöffe aber regieren, nach den Handlungen der Apostel, die Kirche. Also gebühret ihnen nach göttlichen Rechten die Regierung allein. Die Antwort hierauf ist leicht. Der Knecht bedeutet hier alle Lehrer der Kirche und Pfarrer. Und die Kirchenväter, der h. Chrysostomus, Theophylaktus und Euthymius verstehen gar alle Glaubige. Es ist zu verwundern, daß, dieser so deutlichen Zeugnisse der Schrift und der Kirchenväter ungeachtet, es doch in der christlichen Kirche dahin gekommen ist, wohin es gekommen ist. Aber man weiß, wie es zugieng. Daß man nun in unsern Tagen genauer nach der Sache sieht, derselben auf den Grund geht, Vorurtheile zerstören,

alt

alt hergebrachte Gewohnheiten aufheben, und dadurch der Kirche Gottes und den Christglaubigen wahren Vortheil verschaffen will, warum sollte man so bös darüber seyn? Entgeht denn dadurch dem Pabst, den Bischöffen etwas, an ihren Vorzügen, wodurch sie über die Priester erhaben sind, wenn man auch diesen den Werth beylegt, den sie nach dem Willen und der Absicht desjenigen, der der eigentliche Herr der Kirche ist, und nach der Bedürfniß der Gemeinden haben solle? Ich habe schon oft, wenn ich einer Messe beywohne, ohne Nachtheil meiner Andacht bey einer so heiligen und feyerlichen Handlung, die Betrachtung angestellt, daß es etwas grosses um einen Priester seyn müsse, dem Christus ein so hochheiliges Geheimniß anvertraut habe. Thut der Pabst, thut ein Bischoff, etwas anders, wenn er Messe hält, als ein Pfarrer? Einer geht mit dem Leib und Blut Christi um, wie der andere. Der gröſsere Pracht, in der Kleidung, u. s. w. bey einem päbstlichen oder bischöflichen Hochamt macht doch die Sache nicht aus? Und die Christglaubigen, die nur bey einem gemeinen Priester eine Messe hören, werden doch hoffentlich nicht weniger Nuzen für ihre Seelen davon haben, als diejenige, die dem Hochamt

des Pabſts oder eines Biſchoffs bewohnen? Ich glaube, diß einige reicht zu, um meinen Saz auſſer allem Zweifel zu ſezen: der Pfarrer iſt vor Gott, und in der Hauptſache und nach göttlichem Recht nicht geringer, als der Biſchoff, wenn ſchon dieſem meinetwegen ſeine ſonſtigen Vorzüge und Vorrechte ungekränkt bleiben können. Soll ich aber nun auch den Pfarrern, die hoffentlich auf dieſe Weiſe mit mir zufrieden ſeyn werden, ſagen, was für Schlüſſe hieraus folgen, ſo erwarte ich von ihnen als ihr aufrichtiger Freund und Verehrer, daß ſie meine unmaßgebliche Vorſchläge, was ſie etwa in Zukunft ſeyn werden und ſollen, auch als Freunde von mir annehmen, die Quelle, woraus ſie flieſſen, nemlich die Liebe zur Wahrheit und zum beſondern und allgemeinen Beſten nicht miskennen, ſondern vielmehr das ihrige auch ſelbſt dazu beytragen, daß ihr Orden die Hochachtung und Ehrerbietung, die man ihm ſchuldig iſt, und die ihm vernünftige Leute unmöglich verſagen können, würklich verdienen möge. Sie, die Pfarrer, ſind es, auf die nun die Augen aller deſto mehr gerichtet ſeyn werden, je gröſſer die Revolution iſt, die die Mönche ſeit kurzer Zeit betroffen

hat, und in der Folge noch mehr betreffen möchte. Die Weltgeiſtlichen wiſſen am beſten, woran es vielen ihrer Brüder bisher gefehlt hat, und noch fehlt. Dieſem ſollte mit Ernſt und Nachdruk abgeholfen werden. Pabſt Klemens XIII. hielt, noch ehe er auf den Stuhl Petri erhoben wurde, in ſeinem Bisthum Padua eine ſo genannte Generalordination, bey welcher Gelegenheit er ein weitläuftiges Paſtoralſchreiben in Druk gab, welches von der Würde des Prieſterthums handelte. Das ſollten ſie leſen, ſich darnach prüfen, und ihre Maßregeln in Zukunft darnach nehmen. Des h. Kirchenvaters, Chryſoſtomus Bücher vom Prieſterthum wollte ich ihnen noch mehr empfehlen. Ein Pfarrer, der aus dieſer Schrift nicht klug wird, iſt ſehr zu bedauren. Man ſollte daraus von der Ordination examiniren, und diejenige, die nicht beſtehen, wieder nach Haus weiſen, bis ſie ſich beſſer begriffen haben. Welchen Schaden richtet ein Pfarrer nicht bey ſeinen Schaafen an, dem es gerade an dem am meiſten fehlt, woran es ihm am wenigſten fehlen ſollte, ich meine, an den nöthigen Begriffen von der Wichtigkeit ſeines Amts, am Eifer, ſeinen Gebrechen je länger je mehr abzuhelfen, am Fleiß im Studiren, an

der wohl geordneten Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, am Gebet um die nöthige Kraft zur geſeegneten Abwartung ſeines Berufs, einem exemplariſchen, und vor jedermann, auch den heftigſten Feinden des geiſtlichen Stands unanſtößigen Wandel! dadurch ſteht er ſich nicht nur ſelbſt im Licht, und mag zuſehen, wie er dereinſt bey der Rechenſchaft, die er abzulegen haben wird, zurechtkomme; ſondern er bringt ſich auch um alle das Anſehen und die Ehrerbietung, die er ſonſt mit Recht von ſeinen Kirchkindern und andern, denen er bekannt wird, fordern könnte. Ich kenne, zu meinem innigſten Vergnügen ſage ich es, Pfarrer, denen ich biſchöfliche Sitze wünſchen möchte, nur um ihre Treue, Eifer und untadelhafte Sitten würdig belohnt zu ſehen. Wird ihnen aber eine ſolche Belohnung nicht zu Theil, ſo iſt ja dieſe Erde, wie ſie ſelbſt am beſten wiſſen müſſen, der Ort nicht, wo alles Gute belohnt wird. Sie ſollen auf den Zeitpunkt in Geduld und Verläugnung warten, wo alles hienieden zurück gebliebene mit Wucher herein gebracht werden wird. Aber ich kenne auch auf der andern Seite Pfarrer, denen nichts weniger am Herzen liegt, als ſich vor ihrem Gewiſſen, wenn ſie anders eines haben, ſicher

zu ſtellen; und mehr als einmal habe ich ſchon, wenn mich der Unſtern in ihre Geſellſchaft brachte, mich des heftigſten Unwillens, und der äuſſerſten Schaam für ſie, nicht erwehren können. Leute habe ich unter ihnen kennen gelernt, von deren Lippen Worte floſſen, an denen ſich nicht ſehr geſittete Perſonen ärgern müßten. Von Gelehrſamkeit iſt die Rede nicht. Ihr ganzes Wiſſen beſtund in der Kenntniß ein paar alter ſchon lang zu Grab getragner Ketzereyen, und aufs höchſte in unzuverläßigen Anekdoten vom Doktor Luther. Ihre Predigten ſind ein unzuſammenhängendes Geſchwäze, Hiſtörchen von Heiligen und Wundern, die niemal in der Welt geweſen ſind, und ſich nicht zugetragen haben. Ihre Chriſtenlehren, worinn ſie die Jugend zur Erkenntniß der Religion bringen ſollten, ſind das erbärmlichſte Zeug, das ſich denken läßt. Es ſind noch nicht 2. Jahre, daß ein Muſter einer ſolchen Chriſtenlehre im Druk erſchien, worinn Alberkeit, Unvernunft, Verwirrung und Unwiſſenheit in die Wette vorkommen. Den Wandel ſo mancher Pfarrer wollte ich lieber gar mit Stillſchweigen übergehen, wenn ich ihn nur dadurch den Augen aller derer, die ihn vorhin wiſſen und kennen, entziehen könnte.

Bey

Bey vielen iſt er nicht viel beſſer, als bey den Mönchen, über die ſich doch die Weltgeiſtliche ſo gern hermachen. Daß die benachbarte Pfarrer zuſammen kommen, um ſich zu erholen, und ſich eine vergnügte Stunde zu machen — ihnen das wehren, würde Unverſtand und übertriebene Mönchsmoral ſeyn — Aber man dürfte wahrlich nicht über alle ihre Kränzlein ein Protocoll führen, und ſolches der Welt vorlegen; ſonſt wäre es beynahe um alle Hochachtung vor den Dienern der Religion geſchehen.

Der Weltprieſter, der das Ende des Cölibats der Römiſchkatholiſchen Geiſtlichkeit an dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben hat, hat, wenn er ſonſt keine Wahrheit geſagt hätte, doch darinn vollkommen Recht, daß er ſeinem über verſchiedene Punkte unſers Lehrbegrifs verlegenen Mitbruder ſchreibt: „Der Beſuch deiner Amtsbrüder muſte aus Uebel „ärger machen. Ihre übertriebene Luſtigkeit „konnte dich nicht aufmuntern. Gläſer und „Kartenſpiele thun nur eine Weile gut; den in„nern Unmuth, wenn er beſonders ſo tief ſizt,

„nehmen sie nicht weg, und die Schäkereyen mit „Weibsbildern von der niedrigen Sorte, denen „sich manche unsers Standes so gern und unge„scheut überlassen, sind das Mittel gar nicht, „bedächtlichen Gemüthern dasjenige zu gewähren, „was man in den Stunden der Versuchung „wünscht, um sich eine gründliche und dauerhafte „Erleichterung zu verschaffen.“ Wie manche wird ihr Gewissen schlagen, wenn sie das lesen, so angenehm ihnen übrigens der übrige Innhalt des Buchs um des Gedankens willen, daß man den Geistlichen das Heurathen erlauben sollte, seyn mag! Doch ich breche hier ab, und freue mich im Geist darüber, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, da die Weltpriester — es hat indessen, Gottlob, immer auch mehrere gegeben, die ihrem Amt und Würde Ehre machten, und es wird auch in Zukunft nicht an solchen fehlen, an denen manches auszusezen seyn wird — dem gröstten Theil nach das seyn werden, was sie seyn sollen: wahre Hirten ihrer Heerden, Fürbilder ihrer Zuhörer, Gelehrte, nicht für sich und auf ihrer Studirstube, sondern zum Nuzen der ihnen anvertrauten Seelen: Keine Zänker und Polderer

auf

auf der Kanzel wider die Kezer, sondern Prediger des Evangelii: Keine Intoleranten, sondern Menschenfreunde, die mit den Irrenden Geduld haben, und sie mit Sanftmuth auf den rechten Weg zu bringen suchen, wenn sie aber ihre Absicht nicht erreichen, sie nicht hassen und verfolgen sondern für sie beten, und warten, ob nicht die Früchte ihres Unterrichts doch noch kommen, wenn es auch noch so spat seyn sollte, wenn sie es auch schon verloren gegeben haben. Solche Pfarrer, sind sie nicht eben so vieler Ehre werth, als Pabst und Bischoff? Wie wahr ists!

„Ein Glük nur ist, daß Wahrheit
Wahrheit bleibt,
„Und weder Groß-Sultan, noch Perserschach,
„Noch Pabst, noch Freigeist Dinge
wandeln kann,
„Daß sie zu seyn aufhörten, was sie
sind,
„Und was sie nicht sind, würden —

Ende.

[Gaum Joh. Ferd.]

Es leben die Prälaten!

Beobachtungen

auf einer kleinen Reise
in verschiedenen

Prälaturen

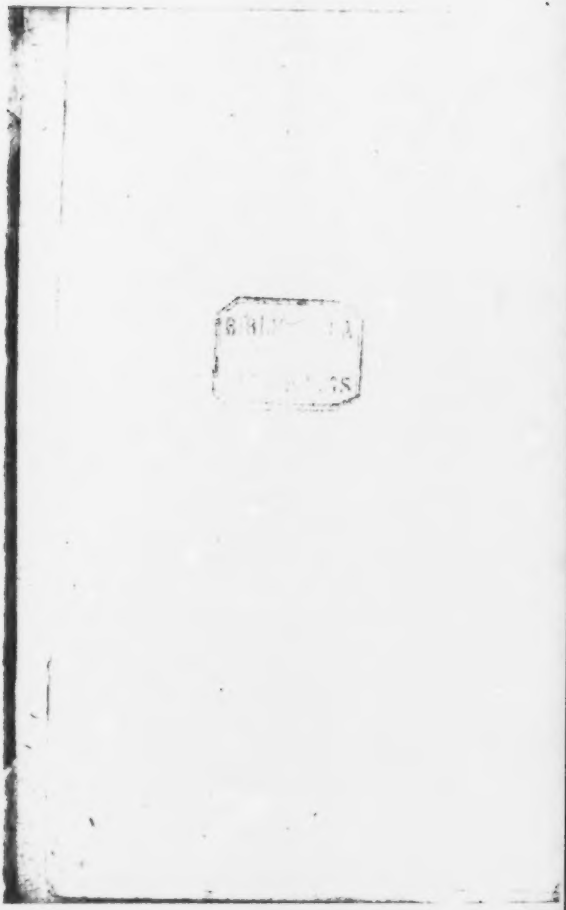
in

Bayern und Schwaben.

In Briefen
von
einem Meklenburgischen Officier an seinen Freund in Westphalen.

Gedrukt im Jahr 1783.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München



Denen

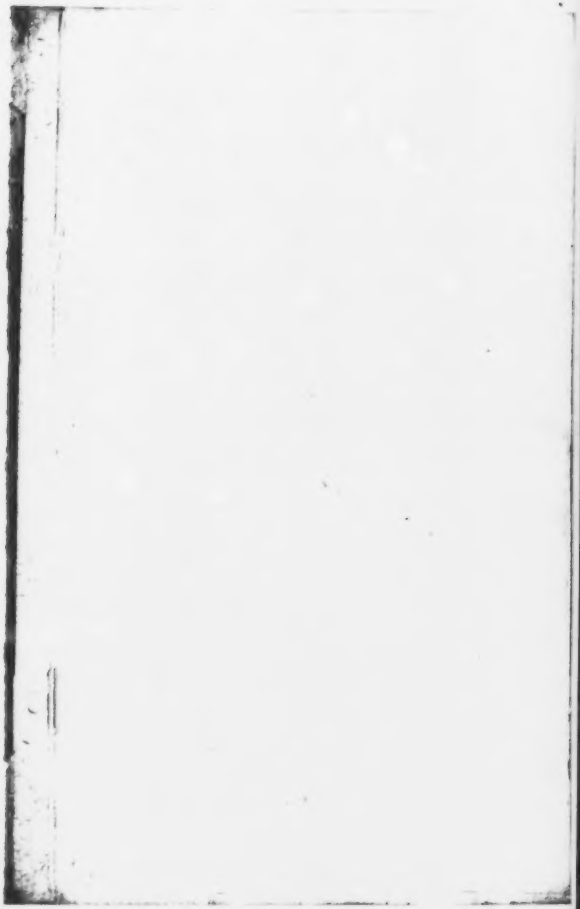
Hochwürdigen Herrn

Prälaten und Aebbten

der

Gotteshäuser

zu ꝛc. ꝛc. ꝛc.



Hochwürdige Herrn!

Der seltenen und grosmüthigen Gastfreyheit, die Euer Hochwürden und Gnaden in Ihren Klöstern ausüben — ohne Rukſicht auf Religion und Vaterland — mögen Sie ſelbſt Schuld geben, daß dieſe Briefe an das Licht treten. Sie kommen von einem Reiſenden, der ſich in Ihren Gotteshäuſern um-

umgesehen, und seine Beobachtungen einem Freunde mitgetheilt hat. Sie werden sich selbst hie und da nach dem Leben geschildert antreffen — Rühmliches und unrühmliches — Lob und Tadel, wie es die Wahrheit erforderte, die sich der Verfasser dieser Briefe zum einzigen Gesez gemacht hat. Erklären Sie ihn für keinen Spionen. Er erfuhr, was er wissen wollte, ohne Mühe; und es ist einer der rühmlichsten Züge in Ihrem Charakter, daß Sie und diejenige, unter denen Sie wandeln, keine Larve vornehmen, und anders scheinen wollen, als Sie sind. Er ist auch kein Undankbarer. Finden Sie ihn bisweilen mißmüthig, wenn er auf Dinge stieß, die er anders erwartet hätte,

so

ſo erinnern Sie ſich, daß er durch aufrichtige Lobſprüche alles wieder gut gemacht hat. Doch Eins wollte ich noch mit Beybehaltung der Ihnen gebührenden Ehrfurcht rathen. Laſſen Sie ſich, wenn Sie ſich in dieſem Spiegel beſchauen, das, was Sie etwa unangenehmes antreffen, zur Warnung auf die Zukunft dienen. Sie wiſſen ja, was gegenwärtig für eine Klöſtern und Gotteshäuſern bedrohliche Luft wehet. Sehen Sie zu, daß Sie nicht auch davon ergriffen werden. Liebe zur Litteratur, Beförderung derſelben, und ein Lebenswandel, wie er Perſonen Ihres Standes geziemet, möchte nichts ſchaden. Es wäre mir ſelbſt leid, wenn Sie nicht auf Ihrer Hut wä-

wären. Ich mache etwa nach 2. Jahren wieder eine Reise nach Schwaben und Bayern: wie sollte michs jammern, wenn ich diese irrdische Paradiese nicht mehr anträfe! Ich bin

S. den 31. Okt. 1782.

Euer Hochwürden

gründlicher und dankbarer
Verehrer,
P. R. v. ***

Vor-

Vorbericht.

Meinem Arzt, einem Mann, ganz in dem Geschmak Tissots und Zimmermanns, der, an statt ewiger Rezepte eine Luftveränderung von mir verlangte, und drohte, die Hand ganz von mir abzuziehen wenn ich ihm nicht folgen würde — wahrhaftig ein uneigennüziger Aeskulap, dem es mehr mit Gesunden, als mit Kranken gedient ist — haben Sie, liebe Leser, diese Briefe zu danken. Ja Dank ihm! Nun bin ich wie neugeboren. So bald sich die Milzsucht wieder bey mir anmelden will, geschwind in die Postchaise gesessen und Klöstern zugefahren: das sind die wahre antihypochondrische Sejours. In meinem Leben

will

will ich die vergnügte Stunden nicht vergessen, die ich mir da ein paar Monathe gemacht habe. Warum aber aus Meklenburg gerade nach Bayern und Schwaben, und in Gotteshäuser? Ich will es Ihnen redlich sagen. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, und mich persönlich unterrichten, ob es wahr sey, was die Fama von diesen Oertern alles zu sagen weiß. Nein, es ist nicht alles so, wie man sagt. Trauen Sie mir: ich stehe Ihnen für die Wahrheit meiner Bemerkungen. Würklich bin ich im Begriff, noch mehrere Klöster zu bereisen. Der Höfe bin ich satt. Vielleicht lesen Sie im zweyten Bändgen, was ich merkwürdiges da angetroffen habe. Mag es einen Officier kleiden, wie es will, diesen Oertern der Andacht nächzulaufen: das bekümmert mich nicht. Leben Sie wohl.

Reise des Pabsts nach Wien. 30 kr.
Neue Mönchsbriefe, 4 Theile. 2 fl. 15 kr.
Biographie eines Mönchen, oder Begebenheiten des P Hyacinth. 1 fl.
Das Ende des Cölibats der römisch-katholischen Geistlichkeit an dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 36 kr.
Ganganelli und Luther ein Briefwechsel aus Elysium über die gegenwärtige Bewegungen in der römischen Kirche, 8 1782. 36 kr.
Magazin für Mönche und Nonnen, 1tes und 2tes Stük, 8. 1782. 40 kr.
Kleiner Staats- Religions- und Reformations-Katechismus fürs Jahr 1782. und wann es seyn muß vor alle Zeiten, 8. 1782. 10 kr.
Die Heimreise des Pabst Pius des VI. von Wien nach Rom, 8. 1782. 15 kr.
Sendschreiben an einen Freund über die Anrede des Herrn Rektor Mertens in Augspurg an Pius VI. welche er knieend gehalten, 8. 1782. 8 kr.
Die Aufhebung der Klausur eine wahre Wohlthat für den Staat und kein Schade, 8. 1782. 24 kr.
Der Pabst, Kardinäle, Bischöffe, Pfarrer, sind sie das nicht, für was man sie bisher gehalten hat? 1782. 10 kr.
Einem jedem das Seinige! oder Gedanken über die Pfingst-Predigt des Herrn Mertzen in Augspurg, wer das Oberhaupt der Kirche sey, Kaiser oder Pabst? 8. 1782. 10 kr.
Wie geht es dann eigentlich in den Klöstern der Bettelmönche zu? 1783. 1 fl.
Das Grab der Bettelmönche, 8. 1782. 30 kr.
Nicht mehr und nicht weniger als XII. Apostel, 8. 36 kr.
Ueber die Rechte des Staats den ehelosen Stand der Weltgeistlichen betreffend, 8. 1783. 10 kr.
Ja der Kaiser hat Recht: oder vertraute Briefe über die Aufhebung der Klöster, 8. 1782. 20 kr.
Le Bret pragmatische Geschichte der Bulle in Cœna Domini, mit ihren entsetzlichen Folgen, 4 Theile, 4. 4 fl.

I. Brief.

Niemal würde ich mich wieder mit Ihnen aussöhnen, wenn ich nicht so vergnügt von meiner Reise zurükgekommen wäre, als würklich geschehen ist. Das hätte ich freylich nicht erwartet, daß sie so zu meinem Vergnügen ausfallen würde. Meiner Blicke und Mienen werden Sie sich noch erinnern, da Sie mir die Klöster in Bayern und Schwaben in Vorschlag brachten, als ich Sie um Ihre Meinung befragte, was ich für Gegenden von Deutschland wählen sollte, um eine für meine Gesundheit vortheilhafte Reise zu machen. Sie verwiesen mich in eine Ecke des Reichs, wofür mir in meinem Leben graute. Ihre Absicht

war gut, wie ich nun hintennach wohl sehe. Sie wollten mir ganz unerwartete Auftritte verschaffen. Und Sie haben — ich muß es Ihnen zum Ruhm nachsagen — vortreflich gerathen.

So schnell, als ich im Sinn hatte, gieng es nicht von statten. Ich mußte meinem Vorhaben einige Wochen länger Aufschub geben, als ich im Anfang entschlossen war. Aber auch damit hatte ich Ursache, vollkommen zufrieden zu seyn. Die Hize hatte nachgelassen; und ich zweifle, ob ich in diesen drey Monathen nur 6. unangenehme Tage gehabt habe. Warmen Dank, Freund, für Ihren klugen Einfall: Und zum thätigen Beweiß, daß ich mich nicht begnüge, Ihnen nur mit leeren Worten zu danken, theile ich Ihnen hier die Bemerkungen auf meiner Reise mit, wie sie mir gegenwärtig noch beygehen — Untereinander, ohne ängstige Wahl — vielleicht auch solche, die Sie selbst schon wissen — oder die in Büchern stehen. Die Zeit ist mir zu kurz, um mich in diesen umzusehen: und, die Wahrheit zu bekennen, ich wäre zu bequem dazu, sie durch-

zu-

zublättern. Was ſchadets endlich, wenn ich auch Sachen erzähle, die ſchon gedrukt ſind? Einiges, das mir auffiel oder merkwürdig ſchiene, zeichnete ich des Nachts, wenn ich ſoviel Zeit gewinnen konnte, kurz und mit gebrochenen Worten in meine Schreibtafel auf. Was ich noch leſen oder herausbringen kann, ſollen Sie getreulich haben. Einiges iſt ſchon ausgelöſcht — vielleicht zum Glük für Sie und für mich. Für Sie, daß Sie mit alltäglichen Dingen verſchont werden — und für mich, daß Sie mich für keinen Beobachter halten, wie jener war, dem in ganz Venedig nichts merkwürdiger ſchien, als ein goldener Engel auf einer Säule, auf dem St. Markusplaze, der ſich nach dem Wind bewegte. Sollte ich auch noch Merkwürdigkeiten von dieſer Art in meiner Schreibtafel antreffen, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, ſolche augenbliklich, ſo bald ſie mir in die Feder flieſſen wollen, gleichſam in der Geburt zu erſticken. Vergeben Sie mir alſo voraus, wenn Sie etwa einige Minuten lange Weile bey Leſung dieſer meiner Briefe haben.

Man hatte mir ſo bedenkliche Dinge von den Wegen und Straſſen in Bayern und

Schwaben erzählt, daß ich mich kurz und gut entſchloß, meinen eigenen Wagen nicht mitzunehmen, um ihn nicht ruiniren zu laſſen. Dieſer Warnung hätte man mich überheben können; ſo wäre mir mancher Verdruß erſpart geweſen, wenn ich hie und da auf Poſtſtationen, die ich nicht nennen will, entweder gar keinen, oder nur einen ſolchen Wagen haben konnte, mit dem mir ſchlecht genug gedient war. Aber die Wege ſelbſt ſind bey weitem in dieſen Gegenden nicht ſo ſchlimm, als man vorgibt: und es gehört würklich in das Kapitel von falſchen Auflagen und Verläumdungen, womit andere Einwohner Deutſchlands gar nicht ſparſam ſind, wenn von Schwaben die Rede iſt. Ich werde in der Folge mehrmal Gelegenheit haben, die Ehre dieſer ehrwürdigen Nation zu retten. Ich ſelbſt bekenne, daß ich auf dieſer meiner Reiſe in vielen Stücken eines andern belehrt worden bin, da ich vorhin in Geſellſchaften waker mitlachen konnte, wenn es über die Schwaben, über ihr Land, über ihre Gebräuche und Sitten, über den Zuſtand der Gelehrſamkeit bey ihnen, über manches, davon Ausländer nicht einmal etwas wiſſen, und wie

der

der Blinde von der Farbe reden, hergieng. Ueberhaupt zu reden, Freund, ſo ſehr ich Patriot bin, und meinem Vaterlande nichts geſchehen laſſe, ſo wüßte ich doch nicht, ob ich auſſer Oberſachſen und der Untern Pfalz in Abſicht auf die Fruchtbarkeit und die Anmuth mancher Gegenden ein Land im deutſchen Reiche anzugeben wüßte, das man Schwaben an die Seite ſezen, will geſchweigen, vorziehen dürfte. Ueberall wo man hinkommt, ſtoßt man auf fruchtbare Aeker, auf denen alle Gattungen von Getraide vortreflich fortkommen. Man ſieht die ſchönſten Wieſen, bey denen die Viehzucht im höchſten Grade im Flor ſeyn muß. Die Beholzung iſt ausnehmend, ſo daß Schwaben die lezte Provinz ſeyn wird, die den Holzmangel, der beynahe überall im Anzug iſt, empfinden darf. Fiſchreiche Seen und Flüſſe ſind in dieſem geſegneten Lande in Menge anzutreffen. Die Wälder ſind voll Wildpret, ſo, daß die Bauren hie und da um ihrer Aecker willen, die in der Nachbarſchaft der Wildbahnen ſind, derer ſie ſich nicht eben allemal zu freuen haben, lieber eine mehrere Seltenheit des Gewilds, z. E. der Haaſen, Hirſche und Schweine

wünſchten. Kurz ich wundere mich nun gar nicht mehr, daß Sie darauf beharrten, mir dieſes Land zu meiner Reiſe vorzuſchlagen, und nicht abliessen, bis ich Ihnen das Wort dazu gegeben hatte. Noch einmal Dank dafür, mein Liebſter! wären Sie nur auch bey mir geweſen, daß Sie ein Augenzeuge meiner Zufriedenheit hätten ſeyn können! In weniger, als 3. Wochen betrat ich den Schwäbiſchen Grund und Boden. Halten Sie meine Erzählungen deßwegen nicht für verdächtig, wenn ich Ihnen nicht jede Tagreiſe pünktlich vorrechne. Mit den Zufällen, die mir unterwegs begegneten, will ich Sie nicht aufhalten. Auf Landkutſchen wagte ich mich nie, wenn mir ſolche mein Beutel auch noch ſo ſehr hätte empfehlen wollen. Auf der Poſt reißte ich deſto geſchwinder, und ich glaube, diß iſt Erſparniß genug. Juden und Huren ſind nicht meine Sache, und diß iſt die gewöhnliche Geſellſchaft auf den Poſtwägen. Und Pfaffen, die auch noch je und je dazu kommen, wollte ich in ihrer Heimath kennen lernen. In Gaſthöfen bin ich leicht zufrieden zu ſtellen. Daher berühre ich es auch nicht, wenn ich an manchen Orten ſehr kurz in denſelben davon

davon kam. Das geſchah mehrentheils nur in Dörfern. In Städten fand ich immer ſo viel Bequemlichkeit und gute Bewirthung, hauptſächlich in Anſehung des Weins, daß ich Ihnen manche Provinzen Deutſchlands aufzählen wollte, die in dieſem Punkt weit hinter Schwaben zurükſtehen müſſen. Das gilt vorzüglich vom Herzogthume Würtemberg, deſſen Gränzen ich aber bloß betreten habe, weil mich meine Abſicht nicht zu Lutheranern, ſondern zu Katholiken führte, deren Geiſtlichkeit, und zwar in den anſehnlichſten Klöſtern oder Gotteshäuſern, wie man ſie hier zu Lande nennt, ich aus eigener Einſicht kennen lernen wollte.

Das Kloſter zu den Wengen in Ulm, dieſer Kayſerlichen freyen Reichsſtadt, in welchem ich mich zuerſt umſahe, hätte meine Erwartung in Anſehung der Schwäbiſchen Klöſter, die ich bereiſen wollte, und in denen ich ſo vieles beſondere anzutreffen vermuthete, beynahe gänzlich getäuſcht: ſo wenig merkwürdiges hat es aufzuweiſen! Es ſcheint, dieſe regulirte Chorherrn des h. Auguſtins ſeyen es ganz zu-

frieden, gleichſam inkognito in einer evangeliſchen Stadt zu wohnen, und das Sprüchlein des guten heiligen Tomas von Kempis auszuüben: *Ama nesciri*: bleibe gern unbekannt. Ich glaube, es kommen dreyßig beträchtliche Reiſende nach Ulm, ohne daß es Einem oder zween davon einfällt, die Wengen zu beſuchen. Das Gebäude ſelbſt hat wenig Reize. Doch, das hätte mich nicht gekränkt, wenn ich nur in dem innern deſſelben mehr zu meiner Abſicht dienliches angetroffen hätte. Sie kennen mich ja, als einen gar nicht fürchterlichen Mann, der zufrieden iſt, wenn man ihn überall mit ankommen läßt. So klug war ich auch, nirgends anzugeben, daß ich ein Officier und von der evangeliſchen Kirche ſey. Aber die HHerrn Paters zu den Wengen ſchienen mich recht zu ſcheuen; und ich glaube, ein paar davon hatten den Gedanken, ich ſey ein Emiſſair aus den Kaiſerlichen Landen, der die Klöſter auskundſchaften wolle, und etwa gar in wenigen Wochen eine mißliebige Nachricht von Wien auswürken werde. Ich hatte Mühe, mich bey dieſen Herren durch ein offenes Betragen auſſer Verdacht zu ſezen. Kaum konnte ich das Glük haben,

haben, die Häupter dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft, den Prälaten und den Dekan zu ſprechen. Mit der Kleidung dieſer Herrn halte ich mich nicht auf. So lächerlich dieſe in den Augen eines Officiers ſeyn mag, wenn er ſie das erſtemal zu Geſichte bekommt; ſo auffallend iſt vielleicht die Uniform eines Soldaten einem Religioſen. Keiner hat alſo dem andern dißfalls etwas vorzuwerfen. Ihre Chorhemder allein, oder wie man das Stük Leinwand heißt, das ſie vornen, wenn ich recht geſehen habe, über ihr ſchwarzes Ordenskleid herabhangen haben, wollte mir nicht behagen: Ich denke, dieſe Leinwand werde des Jahrs nur Einmal gewaſchen, ſo unreinlich ſieht ſie aus. Iſt es vielleicht ein Stük der Ordens-Regul; oder gehört es zur Büſſung, oder zur klöſterlichen Demuth; oder erlauben es die Einkünfte nicht, dieſen Aufwand zu beſtreiten?

Die Zellen dieſer Väter erregten die Begierde und den Wunſch bey mir nicht, auch einer aus ihrem Mittel zu ſeyn. Sie ſind nicht ſehr geräumig: Vielleicht dürfen und ſollen ſie es nicht ſeyn. So ſehr ich gewünſcht hätte,

ihre Bücherschränke auch durchzugehen, so wenig wollte es sich schicken. Von Praleren spreche ich sie wenigstens in diesem Stük frey. Ein paar Meßbücher gukten hie und da hervor. Ich habe Sorge, die Litteratur möchte in diesem heiligen Gebäude ziemlich zu kurz kommen. Man führte mich in die Kirche. Ich fand den Pracht und den guten Geschmak nicht darinn, den ich erwartete. Sehr mittelmäßige Mahlereyen auf den Blättern ihrer Altäre, die man in Italien, wenn man sie auf dem Wege fände, nicht aufheben würde. Bildhauer-Arbeiten von der mindern Sorte: Eine grosse Orgel — darauf hält man in den Klöstern viel — Ob sie aber auch Meister auf diesem Instrumente haben, darauf kann ich Ihnen nicht antworten. Am meisten reizte mich ihr Kirchenornat und die Meßgewande in der Sakristey, die ein sehr dunkels und hypochondrisch aussehendes Gewölbe ist. Auf jenes thun sich die Patres auch würklich viel zu gute. Ein Jude, der die Kelche mit Edelsteinen besezt — Zwar weiß ich nicht einmal, ob alle ächt sind — und die Chorröcke, oder wie man sie heißt — verzeihen Sie mir, wenn ich einen Schnizer wider

das

das Coſtume über den andern mache — zu ſehen bekäme, würde wohl über dieſe Gefangene ſeufzen, und dem Hüter dieſer Koſtbarkeiten gern Ruhe verſchaffen. Ich war froh, daß mir endlich nur auch die Bibliothek noch eröfnet wurde. Man konnte den Pater Bibliothekar nur mit Mühe herbeybringen, und es ſchien mir, als ob würklich einige nicht wüßten, wer er wäre. Das hielte ich für eine ſchlimme Vorbedeutung. Die Bücher, deren Anzahl ich mir nicht zu beſtimmen getraue, ich mochte auch nicht gern darnach fragen, ſind in einem Zimmer, das mehr lang, als breit iſt. Der Bibliothekar entſchuldigte ſich, daß er dieſes Amt erſt kürzlich übernommen habe, und mir alſo nicht von allem Rede und Antwort geben könnte. Ich ſahe ihm an, daß Litteratur eben nicht ſeine Sache war. Dem vernehmen nach wird bey der Wahl zu dieſem Amt, das die Herren für eine Laſt halten, nicht auf die nöthige Eigenſchaften geſehen. Es kommt alles darauf an, daß er den Schlüſſel zu dieſem Zimmer in der Taſche hat, und er kann, wenn ein Fremder die Bibliothek beſehen will, auch einen andern in ſeinem Namen abordnen, der eben ſo

wenig

wenig von dem Handel verſteht, als er ſelbſt. So iſt ihm doch die Verlegenheit erſpart, in die er verſezt würde, wenn er ſeine gänzliche Unwiſſenheit einem Fremden verrathen müßte. Ich hielte mich nicht lange darinn auf, denn es war kalt, und ich erinnere mich nicht, einen Ofen darinnen geſehen zu haben. So iſt alſo dieſer Bücherſaal des Winters unbrauchbar: und daß er des Sommers viel beſucht wird, glaube ich auch nicht. Ich fragte nach Manuſcripte, erhielt aber eine Antwort, die mich beſorgen hieß, daß ich zu früh gefragt hätte, weil er ſich in dieſem Studium erſt umſehen wollte, wie er ſich ausdrükte. Meine Augen führten mich unverſehens auf proteſtantiſche Schriftſteller. Nun Sie ſind doch auch tolerant in Ihrem Kloſter, Herr Pater, ſagte ich. Warum das nicht, war die Antwort: wir fürchten uns nicht zu ſehr vor dem Index expurgatorius: und es iſt erſt noch eine Frage, ob die Bücher der Unkatholiſchen, die wir hier haben, auch darinnen ſtehen. Schmidts Geſchichte der Deutſchen fuhr ungebunden auf dem Tiſch herum. Ich verwunderte mich, und bezeugte ihm, ich hätte geglaubt, daß ein jeder

Pater

Pater dieſes Buch eigen haben würde, ſo richtig und unterhaltend ſeye es. Er verſezte mir, da ſie eine öffentliche Bibliothek hätten, ſo könnten ſie des Aufwands auf Bücher aus ihrem Beutel überhoben ſeyn. Daneben merkete ich den guten Herren an, daß ſie keine ſonderliche gute Freunde von —chmidt ſind. Sie gaben mir zu verſtehen, daß ſie Nachrichten von Wien hätten, die ihm bey den Klöſtern zu keiner groſſen Empfehlung dienen könnten. Ich fand nun rathſam, mich in beſter Ordnung nach und nach zurükzuziehen — Die Menge ungebundener Bücher, die hie und da zerſtreut herum lagen, wollte mir gar nicht einleuchten. Sie ſchüzten ihre geringe Einkünfte und andere nöthige Ausgaben vor, und am Ende ſchoben ſie die Schuld auf den Prälaten. Das ließ ich mir auch gefallen. Er und der Dekan, mit aller Ehrerbietung von ihnen geſprochen, ſind, wenn ihnen ſchon an meinem Beyfall nicht viel gelegen ſeyn wird, keine Männer, die ſehr glänzen. Ich errathe nicht, womit ſie ihre Zeit hinbringen, wenn ihnen die Bibliothek die lange Weile, die ſie nothwendig haben müſſen, nicht vertreiben kann. Regis ad exemplum — heißt

es auch in diesem Kloster. Die übrige Patres haben eben dieses Gepräge. Die Zeit wurde mir so lange in ihrem Umgang, als ihnen in ihrer Bibliothek. Dem Pater Prokurator muß ich Recht widerfahren lassen, das ist ein Mann, der seinem Kloster Ehre macht; von Einsichten, von Beurtheilungskraft, von feinen Sitten: aber es dünkt mich, er seye eben deswegen bey seinen Brüdern nicht wohl daran, weil er sich so sehr zu seinem Vortheil vor ihnen ausnimmt. Auch der Oberamtmann hat meinen ganzen Beyfall. Diesem möchte ich in das Herz sehen, oder ihn zu meinem Vertrauten haben, wenn er sich über das Kloster heraus läßt. Vor 30. Jahren hatten sie einen Prälaten, der Schriftsteller war. Zu seiner Ehre will ich aber die Schriften nicht nahmhaft machen, mit denen er die Welt bereichert hat. Im zehnten Jahrhundert hätte er für einen Schwarzkünstler gegolten. Auch soll er eine gar besondere Vorschrift zu guten Sitten herausgegeben haben. Den Namen der Brochure weiß ich nicht zu nennen: und in der Bibliothek hatte ich das Herz nicht darnach zu fragen. — Das Kloster ist dem h. Erzengel

Mi-

Michael gewidmet, und kann sich eines grauen Alterthums rühmen. Im folgenden Jahr können die Chorherrn ihr Jubelfest feyern; es sind alsdenn gerade 600. Jahre seit der Stiftung dieses Gotteshauses verflossen. Sie wollten nichts davon hören, da ich ihnen den Vorschlag that, solches recht feyerlich zu begehen. Wir wollen froh seyn, hieß es, wenn man uns noch länger in unsern Zellen ungestört beysammen läßt: Wir haben das Kloster vielleicht die längste Zeit besessen. Dem h. Wittigov, Grafen von Albek und seiner Gemahlin Bertha zu Ehren wollen wir eine nahmhafte Anzahl Messen lesen: Die übrige Solennitäten aber beruhen auf sich. Dieser Graf war Stifter von dem Kloster. Ich fragte nach seinem Bildniß; weiß aber nicht mehr, ob man mir solches vorgewiesen hat. Vielleicht stellten sich die Patres so furchtsam, um ein Wort des Trostes und der Versicherung ihrer längeren Dauer von mir zu hören. Ich wollte sie nicht ganz unbefriedigt verabschieden. Stünde es bey mir, sagte ich, etwas zur Erhaltung der Klöster beyzutragen, so sollte es nicht so weit kommen, als es bereits gekommen ist. Doch Sie sind ja keine

Mön-

Mönche. Und nur den Mönchen drohet ein gefährliches Ungewitter in der katholischen Kirche: Nicht einmal aber auch diesen allen, sondern nur den Bettelmönchen, und ferner denen, die sich zu viel mit der Beschaulichkeit abgeben. Doch wollte ich auch den andern Orden, und den regulirten Chorherrn einen guten Rath ertheilen. Ihre Einkünfte reichen gewiß zum Ankauf mehrerer Bücher, und beträchtlicherer Werke zu, als ich in Ihrer Bibliothek angetroffen habe: und sich gute Tage zu machen, und auch etwas auf die Armuth zu verwenden, dazu wird immer noch Rath seyn. Legen Sie sich, meine Herrn, fuhr ich fort, alsdenn geflissen auf die Wissenschaften, schreiben Sie Bücher. Dadurch können Sie Ihrem Untergang am sichersten ausweichen — Die Stirnen runzelten sich bey diesem Antrag, und ich will alles verloren haben, wenn es einige unter ihnen nicht für ausgemacht hielten, ich stehe in Verbindung mit dem Kayserlichen Hof, und Tod und Leben hange nun für sie davon ab, ob ich günstig oder nachtheilig von ihnen denke. Sie suchten mir weitläuf zu beweisen, wie gar nicht ansehnlich ihre Einkünfte seyen, und wie

man

man einen sehr mittelmäßigen Fang thun würde, wenn man sich derselbigen bemächtigen wollte. Geben Sie sich zur Ruhe, sagte ich, und denken Sie nichts arges von mir: ich bin ein unschuldiger Fremder, den ein bloſſes Ungefehr hieher und in Ihr Kloſter geführt hat: ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich die bey Ihnen genoſſene gütige und freundschaftliche Aufnahme mit einer solchen Verrätherey belohnen wollte — Diese Erklärung that ihnen aber noch keine Genüge. Ich wurde ſelbſt unruhig, und verabſchiedete mich — Was ſie indeſſen gedacht haben, möchte ich wohl wiſſen. Wenn wieder ein Fremder kommt, und das Kloſter beſehen will, werden ſie gewiß auf ihrer Hut ſeyn. Ich wollte auch faſt wetten, die Bücher, die noch hin und her liegen, werden in wenigen Wochen alle gebunden ſeyn. Der nächſte Gedanke war, von Ulm aus Wiblingen zu beſuchen. Der Weg dahin iſt höchſt angenehm, und ſo kurz er iſt, da er kaum eine ſtarke halbe Meile ausmacht, ſo hat man doch Gelegenheit, unterwegs zu Schiff zu gehen. Die Iller fließt nicht weit vom Kloſter vorbey, und über dieſe muß man in einem Nachen fahren,

ehe man dieses Gotteshaus betreten kann. Es präsentirt sich von aussen prächtig genug, und ich wollte Ihnen eine ansehnliche Reihe deutscher Fürsten aufzählen, deren Residenzen in Vergleichung mit diesem Gebäude ziemlich zurükstehen müssen. Es ist eine Benediktiner-Abtey. Sie wissen, so gut evangelisch ich bin, daß ich doch immer gegen diesem Orden eine vorzügliche Neigung habe: und wenn ich katholisch würde, so sollte es nur geschehen, um ein Benediktiner-Mönch werden zu können. Ich hätte auch bey diesem Orden mehr Sicherheit, als bey einem andern. Dieser wird gewiß nicht bälder, als mit der ganzen römischen Kirche fallen, und bis dahin möchte es noch eine Weile anstehen. Ich sezte meinen Fuß mit einer Art von inniger Ehrfurcht in dieses Kloster, da ich eine ganze Stunde lang meine Augen an dem Anblik desselben von aussen geweidet hatte. Nun aber, wenn man hineinkommt — da behaupten die fürstliche Residenzen, deren ich kaum gedacht habe, ihre Vorzüge und Rechte wieder. In der That, das innere und äussere sollten besser zusammen passen. Mehrere Reinlichkeit könnte nichts schaden.

Das

Das müßte auch, da es diesen Herren an Leuten, die zu ihren Diensten stehen müssen, nicht fehlt, leicht zu erhalten seyn. Ihre Zimmer, — ich weiß nicht, ob man sie Zellen nennt — halten Sie mir meine Unwissenheit zu gut, sind hoch und geräumig, aber nicht zum besten aufgeraumt. Das innere des Klosters fällt, im ganzen betrachtet, nicht unfein in die Augen. Doch hätte ich weit mehreren Pracht erwartet. Die bisherige Kirche war zu eng; daher ist der Riß zu einer neuen gemacht, und solche bereits zu bauen angefangen worden. An dieser wird nichts gespart, und sie ist ein Beweiß, daß es den Wiblingern Benediktinern nicht an Gelde fehlt. Die Stifter, die Grafen Otto und Hartmann von Kirchberg, die nach ihrer glüklichen Rükkunft von einem Kreuzzug nach Jerusalem an dem Ende des zwölften Jahrhunderts, den heiligen Gedanken hatten, ein Gott so wohlgefälliges Werk zu unternehmen, würden sich sehr verwundern, wenn sie aus ihrer Aschen hervor schauen und die Anlage dieser Kirche sehen könnten. Es werden Jahre dazu gehören, bis sie fertig ist. Fresko Malereyen an der Decke der Kirche kann man ohne Er-

ſtaunen nicht anſehen. Eine ſtellt, wo ich nicht irre, die Himmelfahrt, oder die Zukunft Chriſti zum Gerichte vor. Das Altarblatt bey dem Hauptaltar im Chor der Kirche zeugt von ungemeiner Kunſt, ſo wie die Bildhauer-Arbeit, der ſich kein italiäniſcher Meiſter ſchämen dürfte. Ich bin kein eigentlicher Kenner von Werken der Kunſt: Aber es dünkt mich, in reichen Klöſtern fürchte man keinen Aufwand, um etwas beynahe vollkommenes zu erhalten. Vergoldungen ſind überdiß in Menge angebracht. Wider diß hätte ich doch, als eine Verſchwendung in meinen Augen, manches einzuwenden. Ich weiß nicht mehr, wie viele tauſend Gulden nur die Orgel koſten ſoll, bey der beſondere Kunſtſtücke werden angebracht werden. Die Kirchenſtüle ſind von dem beſten Holze, und der Fußboden maßiv. Man führte mich auch in das ſogenannte Kapitel. Ich hatte kurz vorher die drolligte Piece: Das Nonnenkapitul, geleſen, und ich weiß nicht, wie mirs gieng, daß ich in dieſem Zimmer keinen Schritt ohne Lachen thun konnte, und Noth hatte, den Wohlſtand gegen meinen Führern und Begleitern nicht aus den Augen zu ſezen. Die

Meß-

Meßgewande und die heiligen Gefäſſe übertreffen das, was man von dieſer Klaſſe bey den Mengen in Ulm ſehen kann, weit. Die Bibliothek iſt ein vortreflicher Saal, im beſten Geſchmak erbaut, in dem man beynahe vor den Schönheiten der Baukunſt, in Anſehung des angebrachten Marmors, der Bildhauer-Arbeit und der Malereyen, die Hauptſache, nämlich die Bücher, vergißt. Die Sammlung iſt anſehnlich, und die Anlage ſehr gut. Sie wiſſen, daß ich immer gern auch, ſo wenig ich Beruf dazu habe, gelehrt ſeyn, wenigſtens ſcheinen möchte: und um dieſe Abſicht zu erreichen, habe ich allezeit ein halb duzend Fragen im Vorrath, die ich zur rechten Zeit aus meinem Schubſacke hervorlange, und mir damit ein meiſterliches Anſehen zu geben weiß. Das beobachtete ich auch hier zur guten Stunde; aber ich bekam nur zuviel und allzugründlichen Beſcheid. Hätte der Bibliothekar meine ſchwache Seite gekannt, und nicht ſo viel Artigkeit gehabt, meiner zu ſchonen, ſo hätte ich ihm gewonnen Spiel gegeben, mich zum Bejammern zu entblöſſen. Aber es lief gut ab; und ich war froh, daß ich der Schande ſo glüklich

entronnen, war nun desto verbindlicher gegen meinem gefälligen Führer, und desto verschwenderischer mit Lobsprüchen über diesen auserlesenen Vorrath, versprach auch, so bald ich wieder nach Haus gekommen seyn würde, zur Erkenntlichkeit für die mir erwiesene Ehre, ein seltenes Manuskript aus dem eilften Jahrhundert, das ich irgendwo zur Hand bekommen hatte, und das in der Kirchengeschichte brauchbar seyn muß, dem Kloster zum immerwährenden Angedenken zu verehren. Natürlich war die Zeit viel zu kurz, um alle Bücher nach der Reihe durchzugehen: ich begnügte mich also, hie und da eines hervor zu langen, verwunderte mich aber nicht wenig, als ich wie mit Kreide überzogene Finger davon trug. Diese Patres sind im Binden der Bücher eigene Leute. Der Band soll bey allen schneeweiß seyn. Bey neuen Büchern kann ihnen der Buchbinder allemal zu Willen werden. Aber, wenn sie schon gebundene Bücher kaufen, so schmieren sie solche mit Kalch, oder überfärben sie mit Kreide. Daß sich das besonder gut ausnehmen sollte, möchte ich eben nicht behaupten. Doch, wenn nur die Bücher gut sind, und nicht als verlegene

und

und unnüze Waare behandelt, sondern auch gebraucht werden! Wie der Benediktiner-Orden überhaupt den Ruhm hat, daß er der Gelehrsamkeit die ersprießlichste Dienste zu allen Zeiten geleistet habe, so sucht man sich in den Klöstern, die diesem Orden gewidmet sind, auch in Deutschland, in den Wissenschaften je länger je mehr hervor zu thun. Ich traue es den Herrn Patribus in Wiblingen zu, daß sie auch nicht zurükbleiben. Sie geben sich mit dem Unterricht junger Leute in den ihnen nöthigen Kenntnissen, auch so gar in der Musik ab, und sie haben von manchen ihrer Schüler schon Ehre genug eingeerndet. Nur glaube ich gleichsam im Vorbeygehen bemerkt zu haben, daß die Bibliothek nicht jedem Pater zu so freyem Gebrauch offen stehe, als wohl seyn sollte. Es mögen Geseze vorhanden seyn, die die Freyheit hierinn einschränken; davon bin ich nicht unterrichtet. Aber eben diese Geseze leiden hoffentlich auch ihre Abfälle; so wie die Herrn Patres selber, wenn sie aufrichtig seyn wollen, ohne Bedenken gestehen werden, daß sie sich auch nicht mehr so streng an die Regel ihres Stifters, des h. Benedikts binden, als im

Anfang geschehen ist — Der Prälat dieses Klosters, ein Mann von den liebenswürdigsten Eigenschaften, macht den Oekonomen in seiner Abbtey. Die Sache ist nicht zu verwerfen. Warum soll man ansehnliche Güter zusammen gebracht haben, und nicht gut damit wirthschaften? Es ist in kurzer Zeit bey einer unvorsichtigen Haushaltung viel zu verlieren, das wieder zu gewinnen viele Jahre erfordert werden. Aber man muß die Sache nicht zu weit treiben, und die Absicht auch dazu nehmen, warum Vermögen gesammlet wird. Nicht wahr, bey einem Benediktiner-Kloster wäre das ein Hauptzwek, die Büchersammlung von Jahr zu Jahr mit den nüzlichsten und kostbarsten Werken zu bereichern, sollte es auch nur darum seyn, bey Fremden, die ein so berühmtes Kloster sehen wollen, Ehre von einem solchen gelehrten Schaze zu haben? das soll aber, wie ich mich unter der Hand habe belehren lassen, eben nicht der Geschmak des Herrn Prälaten seyn; und er soll einigen, die den Ankauf mehrerer Bücher bey ihm in Vorschlag brachten, geantwortet haben: Sie hätten an den vorhandenen genug, und würden in hunderten von diesen noch fremde seyn.

seyn. Die Auskunft läßt sich hören, wenn anders die ganze Geschichte Grund hat, für deren Zuverläßigkeit ich nicht stehen kann. Aber diß würde zu viel beweisen. Der Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften wird alle Tage mehr. So viel unnüzes Zeug geschrieben und gedrukt wird, so sehen doch auch Bücher das Licht, um die unsere Vorfahren weiß nicht was würden gegeben haben, wenn sie solche hätten besizen können. Warum sollen wir uns derselben muthwillig berauben, wenn wir sie haben können? Man nehme nur die Natur- politische und Kirchengeschichte. In jener hat Deutschland seit 30. Jahren Werke gesehen, auf die es stolz seyn darf: und in diesen kommt man ohnehin niemal zum Ende, so lang die Welt noch stehen wird. Wer vom neueren in der Geschichte keine Notiz nehmen will, kommt mir vor, wie einer, der sich seine ganze Lebenszeit hindurch mit dem Kalender des Jahrs begnügen wollte, in dem er geboren ist. In der That! Der Herr Prälat von Wiblingen sollte unmaßgeblich den Eifer seiner Herrn Paters, die Bücher-Liebhaber sind, mehr anfeuren, und so schöne Einkünfte, als seine Abbtey besizt, durch

Vermehrung des nicht zu verachtenden Bücherschazes noch beſſer anwenden, als er bisher gethan hat. Was nüzen die gröſte Schäze, wenn ſie ungebraucht da liegen? Ich will es nicht tadlen, wenn ich ſchon ein Lutheraner bin, daß beträchtliche Summen zur Verſchönerung der Kloſtergebäude, zur Erbauung einer neuen Kirche, zur Ausſchmückung derſelben mit allen möglichen Schönheiten, der ſie nur immer fähig iſt, zum Kirchenornat, zu heiligen Gefäſſen, auch zu einer guten Tafel, zu auserleſenen Weinen u. d. gl. verwendet werden. Man hat es ja, warum ſollte man es nicht brauchen dürfen? Aber auch hier heißt es meinem wenigen Ermeſſen nach: Dieſes darf man thun, und jenes ſollte man nicht laſſen. Diß iſt doch, wenn man der Sache auf den Grund ſehen will, die natürlichſte Beſtimmung der Einkünfte eines Gotteshauſes, in welchem die Bewohner deſſelben neben den gottesdienſtlichen Verrichtungen, die allezeit die Hauptſache bleiben, und neben der Beobachtung der vom Stifter vorgeſchriebenen Ordens-Regul ihre Zeit ganz den Wiſſenſchaften und der Bildung junger Leute, durch Unterricht in denſelben widmen ſollen.

Sie

Sie werden wohl mit meinem Lehrton nicht zufrieden seyn? Ich räsonnire hievon, so gut ichs verstehe, und so viel mich mein gesunder Menschenverstand lehret. Ich schreibe ja meine Gedanken Ihnen und nicht dem Abbte von Wiblingen. Wenn Sie ein Kloster stifteten — wer weiß, was noch geschieht? Sie haben Vermögen genug und keine Erben, und haben immer einen geheimen Hang zum Mönchsleben gehabt — so weiß ich schon, daß Sie mich auch bey Abfassung der Fundation, wenn ich schon nicht von Ihrer Kirche bin, zu Rath ziehen werden. Ich werde Ihnen rund heraus sagen, daß Sie keinen Dank von Gott, und keine Ehre bey Menschen davon tragen werden, wenn Sie nicht zwey Drittheile der ganzen Summe, oder vielmehr der Interessen aus derselbigen, zur Herbeyschaffung und Unterhaltung einer Bibliothek aussezen, und die Administratores Ihrer Stiftung bey Bedrohung empfindlicher Quaalen im Fegfeuer, für die keine Messen zureichend seyn sollen, zur genauen Befolgung Ihrer lezten Willensmeinung sträflich verpflichten. — Die Herrn Patres sind grösstentheils gut aussehende, aufgewekte Männer.

An

An einem einzigen ſtuzte ich, der mir, ich glaube zu ſeinem groſſen Aergerniß, weil er mir ohne Zweifel anſähe, daß ich ein Kezer bin, in einem Gang des Kloſters unverſehens begegnete. Ich hätte ihn eher für einen Eremiten, oder für einen Mönchen von einem beſchaulichen Orden, als für einen Benediktiner angeſehen. Schmachtende Blicke ſchikte er gen Himmel, als ob er der Erde müde väre. Hätte der Herr Prälat lauter ſolche Patres, ſo wollte ich meinen Ausfall wegen der Bibliothek wieder zurüknehmen. Solchen iſt mit Büchern gar nicht gedient; auſſer etwa mit Stoßſeufzer-Büchelchen in dem Geſchmak der Madame Guion und anderer Myſtiker. Nun noch an dem Ende eines Briefs, der ohnehin ſchon zu lang gerathen iſt, eine Klage in Ihren Schoos, liebſter Freund, über der Sie mich wohl hart anlaſſen, und Ihrer ganzen Rechtgläubigkeit aufbieten werden, mich zurecht zu weiſen, und wenn ich nicht gelehrig genug bin, kurzweg zu verurtheilen. Ich hörte in einem der Klöſter, die ich Ihnen auch noch künftig beſchreiben werde, Veſper ſingen. Gott, welches Geheule! Wenn ich würklich den einen Fuß in

eine

eine katholische Kirche gesezt hätte, um meine Religion darinn abzuschwören, und die Ihrige anzunehmen, und ich hörte dergleichen etwas, so zöge ich wieder zurük. Wenn die Patres, unter denen man die Stimme des Prälaten, wie man mich versicherte, ganz deutlich unterscheiden konnte, auch die gottseligste und erbaulichste Dinge sungen, wovon ich nicht urtheilen kann, weil ich keine Sylbe verstanden habe, so muß das fürwahr in den Ohren Gottes, wenn ich mich so ausdrücken darf, nichts anders als ein Geplerr seyn. Das Mark zitterte mir in den Gebeinen, und ich stund doch wenigstens 30. Schritte davon. Man sollte eine Schaar Benediktiner an statt der Trompeten und Pauken, Pfeiffen und Trommeln in einer Schlacht zum Angriff Vesper singen lassen, ich glaube, Türken und Russen, Kosaken und Kalmuken flöhen im Augenblik davon. Die Leute wollen Kenntniß von der Tonkunst haben; und nichts auf der Welt kann unmusikalischer seyn, als ein solches Gesang. Ist es möglich, daß das einen Gottesdienst vorstellen kann? Ich müßte mich sehr betrügen, wenn vernünftige Mönche nicht selbst einen heimlichen Widerwillen

vor

vor dieſer Uebung hätten. Ferne ſeye es von mir, irgend etwas, das die Religion nur von weitem angeht, durchzuziehen, zu verläſtern, oder nur lächerlich zu machen. Aber dieſer Reflexion konnte ich mich nicht erwehren. Ich hätte das Herz, ſie dem Prälaten in das Geſicht zu ſagen. Als eine Leibesübung lieſſe ich es noch gelten. Man mag Appetit zum Eſſen, oder zu einem guten Glas Wein bekommen, wenn man ſich den Hals vorher ſo heiſſer geſchrien hat. Ich will mich belehren laſſen, wenn Sie ſich getrauen, dieſem Geſang das Wort gründlich zu reden. Thue ich der Sache zu viel, ſo vergeben Sie es mir, als einem Soldaten, dem es an richtigen Begriffen in ſolchen Dingen fehlen mag: oder als einem Lutheraner, der ſich nicht immer erinnert, daß er den Entſchluß gefaßt hat, einen Religionsdiſputen anzufangen. Von Wiblingen gieng ich nach Elchingen. Laſſen Sie ſich aber nicht bange ſeyn: ich merke ſchon, daß ich ein wenig zu weitläuf in meinen Erzählungen bisher geweſen bin, die folgenden ſollen um ein gutes kürzer werden. Ich bin von Herzen ꝛc.

II. Brief.

II. Brief.

Die Reichsſtadt **Ulm**, ſo gut evangeliſch ſie iſt — ich möchte dem gemeinſten Bürger, oder der geringſten Magd die Zumuthung nicht thun, katholiſch zu werden, wenn ich ihnen auch die gröſten Dinge verſpräche — enthält nicht nur innerhalb ihrer Mauren ein Kloſter, wie Sie aus meinem erſten Briefe werden geſehen haben, und noch etwas Römiſchkatholiſches, das **deutſche Ordenshaus**; ſondern auch um die Stadt herum hat dieſe Religion hin und wieder ſich ſeit der Reformation zu erhalten gewußt. Auf der einen Seite, nur eine halbe Meile davon, ſieht man **Wiblingen**, das Gotteshaus, mit deſſen Beſchreibung ich **Ihnen** ohne Zweifel die Zeit lang genug gemacht habe: auf einer andern, eine kleine Meile von dieſer Reichsſtadt, prangt die **Benediktiner-Abtey Elchingen**, die, wenn man von dem hohen Dome in Ulm, oder Münſter, wie man

man es nennt, die umliegende Gegend übersieht, sehr gut in die Augen fällt. Es war schon eine Empfehlung bey mir für dieses Gotteshaus, da ich hörte, daß es Benediktiner-Ordens wäre. Es sieht von weitem einer mäßigen Bergveſtung nicht unähnlich. Ich hörte auch nachmalen, daß es würklich ehedem ein festes Schloß gewesen sey, bis solches die Andacht und Gottseligkeit Herzogs Kunrads von Sachsen und seiner Gemalin Luciä, einer Herzogin von Schwaben, und Schwester Kaisers Kunrads III in ein geistliches und nun in Schwaben hochangesehenes Stift umschuf. Was doch die grosse Herren ehemal für Einfälle hatten! Wo sie etwas übrig zu haben, oder entbehren zu können glaubten, straks damit einer gottseligen Stiftung zugewandert: Ja sie brachen so gar ihrer Nothdurft mehrmalen etwas ab, und theilten redlich mit den Pfaffen. Diesen glaubten sie freylich auf ihr Wort: und sie durften ihnen nur die Hölle oder das Fegfeuer wegen ihres vorhin geführten Lebens, mit dem es bey dem fünften, sechsten und siebenten Gebot nicht allemal so richtig aussahe, recht heiß machen, und sie versichern,

daß

daß ein Kloſter alle dieſe Flammen ihnen zu gut auslöſchen, und daß man in demſelben bis an den Anbruch des jüngſten Tags unzählbare Meſſen für die Ruhe ihrer Seelen leſen, und tauſend Gebete für ſie gen Himmel ſchicken würde, ſo war die Stiftung richtig, und die Welt um ein Kloſter reicher, ohne das ſie doch ſo gut hätte ſeyn können. „Böſer Freund,“ werden Sie ſagen, „iſt das der Dank dafür, daß „ich Ihnen mit Beſchauung der Klöſter eine „vergnügte Stunde machen wollte? Nun muß „meine Religion herhalten.“ Vergeben Sie mir meine zufällige Gedanken: ſie ſind nicht ſo böß gemeint; am Ende geben Sie mir ſelber Recht. Nur ſoll das kein Proteſtant ſagen. Nun die Abbtey Ober-Elchingen! In der That kein unfeines Gebäude, in dem ich allemal lieber wohnen, als eine Campagne, wie die in Böhmen in den Jahren 1757. und 1758. war, mitmachen wollte. Mit Beſchreibung der Kirche, Sakriſtey, anderer Schönheiten, die blos für die Augen ſind, und womit Ihre Religion immer freygebig genug iſt, will ich mich nicht mehr aufhalten. Ich bin nicht Kenner genug, alles richtig zu beurtheilen, und es

iſt mir mehr um lebendige, als um leblose Dinge zu thun. Daher frage ich auch nicht nach heiligen Reliquien, und man iſt ſo klug, mich mit denſelbigen, wo ich hinkomme, zu verſchonen.

Wenn die Koſtbarkeit der Gebäude, der Kirchenzierrathen, und anderer auſſerweſentlichen Dinge den Einkünften gemäß ſeyn müßte, ſo ſollte wohl die Abbtey Elchingen es vielen, oder den meiſten ihrer Schweſtern zuvorthun. Dieſe ſollen ſehr anſehnlich ſeyn. Es gehören mehrere Dörfer dazu, die ein ſchönes eintragen müſſen. Die geiſtliche Herren nehmen die Sache in dieſem Punkt auch gar genau, und wiſſen die Bauren, wenn ſie ſich über die Auflagen beſchweren wollen — ob ſie immer das Herz haben, weiß ich nicht — mit dem Spruch: Gebet Gott, was Gottes iſt — gründlich zur Ruhe zu bringen. Dem Kaiſer dörfen ſie ja nichts geben: was ſie alſo geben, geben ſie Gott, das iſt dem Gotteshauſe: und wie ſollte das einen Chriſten, der nur einen Funken Religion noch übrig hat, ſauer ankommen? Vor der leidigen Kirchenreformation — nicht wahr, ich

habe

habe den rechten Ausdruk gewählt? — waren die Einkünfte noch grösser. Aber seit jener Zeit sind sie um ein nahmhaftes verringert worden. Der Prälat läßt sich aber darum nichts abgehen; und daran thut er wohl; denn er ist überzeugt, daß die Abbtey noch immer mehr besizt, als sie nöthig hat. Ich habe an ihm einen Herrn gefunden, der — zu seinem Ruhme soll es gesagt seyn — nicht auf dem rechten Plaz steht. Er könnte einen weit grössern Posten ausfüllen, und demselben Ehre machen. Ich glaube nicht, daß er einen starken innerlichen Beruf zum geistlichen Stand fühlte, als ihn die Seinige dazu bestimmten, und daß es vielleicht Condescendenz gegen seinem Vater oder Mutter war, da er sich zu dem Ordenshabit entschloß. Ich möchte ihn an einem glänzenden Hof die Honneurs machen sehen, da würde er seinen Mann vortreflich stellen. Verstehen Sie mich wohl, dieß sage ich nicht, um ihm zu nahe zu treten. Es ist eine Lust, einen Prälaten des H. Römischen Reichs und regierenden Herrn eines freyen Reichsstifts und Gotteshauses in seiner Person zu verehren. Er zeigt eine Gedenkungsart, mit der sowohl seine Beamte, deren

er verschiedene unter sich hat, als die ihm und seinem Hirtenstabe unterworfene Patres vollkommen zufrieden seyn werden, wenigstens, nach meinem Geschmacke, alle Ursache haben, zufrieden zu seyn. Seine Gesinnung ist nicht Katonisch; und ich denke, wenn er heute mit Tod abgehen sollte, so würde es dem Kloster auf einen neuen Regenten bange seyn. Wenn er ausfährt, so ist es allemal ein Aufzug, der Aufsehen macht. Petrus und alle Mitglieder des apostolischen Collegii zusammengenommen haben nicht den zehnten Theil Staat gemacht, wenn sie sich im Publikum sehen liessen, als ein einziger solcher Reichsprälat, der doch bey allem seinem Splendeur noch weit unter dem — Amts-Nachfolger des St. Petrus ist. „Abermal „ an meiner Religion gerüttelt“ werden Sie sagen: Uebersehen Sie mir dergleichen kleine Pfiffe: sie kommen aus keinem bösen Herzen. Rütteln ja Leute daran, die ich nicht nennen will, weil sie mir zu groß und zu verehrungswürdig sind, ungeachtet sie sich auch zu Ihrer Religion feyerlich bekennen.

Die Bibliothek des Klosters — Nun da wünschte ich, daß Sie mich kurz und gut dispensirten, Ihnen viel davon zu erzählen. Ich könnte nicht rühmen, daß ich damit nur halb zufrieden wäre. Es geht hier mit den Büchern, wie an den Höfen. Man hält das Ding für Schulfüchserey; und weil der Stifter, Herzog Kunrad von Sachsen, nicht ausdrüklich verordnet hat, daß seine Benediktiner der Litteratur aufhelfen, und sich fleißig in Büchern umsehen sollen, so läßt man's in Elchingen beim Nächsten bewenden. Liebster Freund, das ist nicht fein. Was soll man denn in den Klöstern thun, wenn man es hieran fehlen läßt? Sollen die Patres für sich, und beym Unterricht der Jugend, nur immer an den alten Büchern hangen bleiben, wenn sie bessere neue haben können? Man sollte würklich heut zu Tage nicht zu wohl trauen. Es gibt Leute, die an Ort und Stelle übeln Gebrauch von einer solchen Anekdote machen können. Sie wissen ja, wie sehr man darauf dringt, daß Ordenszeistliche sich durch Gelehrsamkeit hervorthun, widrigenfalls gewärtigen sollen — — — Patres, die sonst Eifer und Trieb zu den Wis-

senschaften haben, auch keine gemeine Anlage, sie mit erwünschtem Fortgang zu treiben, werden verdrossen, wenn sie sehen, daß man ihnen nicht forthilft. Der Geist des Studierens verliert sich nach und nach, und es ist zu besorgen, daß sie am Ende zum Calliber der Bettelmönchen herabsinken, bey denen es einen Theil ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit ausmacht, rechte Idioten zu seyn. Es wäre Schade, Benediktiner, die bisher aller Ehre werth gewesen sind, in einem solchen Verfall zu sehen — Der Büchersammlung in Elchingen fehlt es übrigens an theologischen Werken keineswegs. Sie werden mir nicht zumuthen, Ihnen die Titel nach der Reihe nahmhaft zu machen. Scholastiker und Casuisten, und Kirchenväter, und was weiß ich alles, was mir der Pater Bibliothekar mit einer suffisanten Miene vorsagte, stehen freilich in fürchterlichen zahlreichen Folianten da. Nach den schönen Wissenschaften mochte ich nicht fragen, z. E. etwa nach den Schriften der schönen Geister Deutschlands; ich hätte den Herrn eine Schamröthe abjagen mögen. Der Prälat, als ein Hofmann, mag solche vielleicht besizen. Aber das ist nicht genug;

er

er sollte auch seine Religiosen dazu anhalten, dergleichen Bücher zu lesen. Ausser angenehmen Kenntnissen, die man darinnen sammlen kann: ausser einem guten Ausdruk in der Muttersprache, woran es, wie ich Urkunden davon in der Hand habe, wenn ich damit vorrüken wollte, auch gelehrten Mönchen oft noch sehr fehlt, und zu dem man durch das Lesen solcher Schriften unvermerkt kommt, gewähren sie ja die vernünftigste und angenehmste Gemüths-Ergözung. Aber ich sorge freilich, ich möchte mit diesem meinem Projekt nicht überall wohl ankommen. Ich will das Kloster nicht nennen, in welchem ich die Intoleranz noch ziemlich auf dem Thron antraf, wenn ich schon rühmen muß, daß mir als einem Kezer viele Ehre widerfahren ist. Aus dieser Intoleranz fließt der unnatürliche Abscheu vor allem, was von einem protestantischen Schriftsteller herkommt, wenn er auch noch so gründlich und angenehm schriebe. Nicht in allen Klöstern ist es so. Ich habe in einigen so gar Bücher zum Unterricht der Jugend in den gelehrten Sprachen angetroffen, die von meinen Religions-Verwandten geschrieben waren, und die man mir, ohne Zweifel

um mir ein Compliment zu machen, mit unverstellten Lobes-Erhebungen vorwiese. Aber auch gerade das Gegentheil. O Denis, o Mastalier, wie wenige Brüder habt ihr in Schwabens Klöstern! Sie ärgern sich doch nicht, wenn ich Ihnen meinen Saz: daß sich die Herrn Patres auch geflissener in den Werken des Wizes unserer besten Schriftsteller umsehen sollten, um wenigstens einen bessern Ausdruk zu lernen, wenn sie ja etwas unter die Presse geben wollen, mit Auszügen aus zwo Reden beweise, die vor einigen Jahren in — — — und — — — — gehalten, und gedrukt worden sind. Ich traf beyde in diesen Klöstern an, deren Namen ich mit Fleiß verschweige, und war so boshaft, weil ich es unbemerkt thun konnte, und von jeder mehrere Exemplarien — auch den Ort, wo sie lagen, nenne ich nicht, — vorhanden waren, 2 Stücke zu mir zu stecken. Es sind zwo Trauer-Reden auf das Absterben zweyer Prälaten, die eine ist von einem würklichen Prälaten; die andere aber von einem Professor der Gottesgelahrtheit in einer solchen Abbtey gehalten worden. Ich hebe sie zum immerwährenden Angedenken unter den seltenen

Stü-

Stücken in meiner Büchersammlung auf. Die Eine hält 7. und die andere 9. Bogen. Ich hätte nicht unter den Zuhörern seyn mögen, wenn sie würklich so gehalten wurden, wie sie gedrukt sind. Ich brauchte 3. Stunden, eine davon nur mit fliegenden Blicken zu lesen. Ich begnüge mich, Ihnen das merkwürdigste daraus in einem kernhaften Auszuge vorzulegen. Der Vortrag bey der ersten heißt: *MoDestVs* PraLat, eIn neVes LI bsopfer, so fICh seLbst Verzehret. Die Jahrszahl ist in diesem Thema enthalten. Es verzehrte ihn I. die Liebe gegen Gott, welchen er innbrünstig: II. die Liebe gegen die Bedürftigen, welche er großmüthig: III. die Liebe gegen — — — seine schöne Thamar, die er zärtlich: gegen seine geistliche Herrn Söhne, die er väterlich liebte. Der Vortext, wie das Wort lautet, ist aus dem andern Buch der Könige, Cap. XIII. v. 4. Jonadab sprach zu ihm: Warum wirst du, o Sohn des Königs, von Tag zu Tag so mager? warum gibst du mirs nicht zu erkennen? Und Amnon sprach zu ihm: Ich liebe. Die Abhandlung hebt so an: „Dem Ausspruche der Schu-

„len- und Geist-Lehrer gemäß ist die eingegos-
„sene Liebe eine übernatürliche Zärtlichkeit, wel-
„che den Willen fertig macht, daß er Gott
„wohl wolle, gegen Gott. Diese übernatür-
„liche Zärtlichkeit oder gute Neigung hat ihren
„Geburtsort in der Taufe. Nachdem sie von
„dem Geiste, der Liebe gebohren worden, muß
„sie anfangs, (wie der grosse Hypponenser
„will) ernähret, sodenn gestärket und endlich
„vollkommen werden, gleichwie die Vernunft in
„einem Kinde, welche nicht sogleich in voller
„Maaße ihre Würkungen erhält: eben so muß
„die Liebe nach und nach ernähret werden, da-
„mit sie grosse Dinge würken, und zur Jun-
„brunst gelangen kann.“ Der Redner erzählt nun die Lebens-Umstände seines Helden, und preiset seine rühmliche Eigenschaften. Ich streiche hier nur folgende Stelle an: „Ob den
„ärgerlichen Zoten und Possen eckelte ihm,
„wie einem verderbten Magen an den
„niedlichsten Speisen; die unflätigen Zun-
„gen verabscheute er so sehr, daß sich
„keiner in seiner Gegenwart mit unehrba-
„ren Scherzreden auszuschweifen getrau-
„te.“ Den Beschluß der Rede macht die

freu-

freudenvolle Nachricht von der Erwählung eines neuen Abbts, an dem das verwaißte Gotteshaus einen milden, klugen und hauswirthschaftlichen Regenten, sämtliche Unterthanen aber einen großmüthigen freygebigen Nothelfer der Armen, mit Einem Wort, einen solchen Vorsteher haben werden, der dem, den man bisher beweinet habe, in allem gleich seyn werde. Bey der andern Rede will ich kürzer seyn. Der Text ist aus 5. Buch Mos. Cap. 34. vv. 5. 8. Und es ist gestorben Moses der Diener des Herrn, auf Befehl des Herrn; und die Kinder Israel haben ihn dreyßig Tage beweinet. Vortrag: Der hochseelige Abbt und Reichs-Prälat — — — ein wahrer Diener des Herrn: I. wegen seiner Gottesfurcht im ganzen Leben: II. wegen seiner christlichen Klugheit in abbteylicher Würde: III. wegen seiner unüberwindlichen Geduld in Krankheit und Tod. „ Folglich ist „ Er der Thränen seiner verwaißten Kindern „ wohl würdig: und zwar der Thränen des „ Herzenleides, weil sie ihn verloren; und der „ Thränen der Freude, weil er in seinem wür-

„ digsten

„ digsten Nachfolger aufgelebt, und schon würk„ lich eingegangen in die Freude seines Herrn.“ Diese drey Theile werden stattlich ausgeführt: es wird angezeigt, wenn er die erste Messe gelesen, und hernach wie er in der Stiftskirche zu beeden Seiten des Fronaltars zur Ehre der wunderthätigen Heiligen, Franciscus Xaverius und Johannes von Nepomuk zween künstliche und zierliche Opfertische errichtet habe. Er rühmt dem Hochseeligen auch nach, wie er den anscheinenden Widerspruch zwischen der Hausklugheit und der Lehre des Evangeliums so fein zu heben gewußt habe. „ Seine Hausklug„ heit, sagt er, war christlich: sie konnte also „ dem Evangelium nicht widersprechen: ein „ Hauswirth, der für Morgen sorgen wolle „ und müsse, könne sorgen, ohne das Evange„ lium zu verlezen, wenn er einzig für die Ar„ men sorge: er könne alle Sorgen für Mor„ gen sicher an den Nagel hängen, wenn er „ allein sorgen, wie er den kummervollen Sor„ gen der Armen abhelfe.“ Und nun der Beschluß! Da zeigt sich der Redner auch als Dichter:

Got-

Gottesfürchtig, klug, geduldig warest — — allezeit,
Derohalben einen Diener ich dich nannt des Herren heut.
Niemand zweifelt an dem Lohn: wo der Herr, die Diener stehen;
Von der Erd dich schaue schon in die Freud des Herren gehen, Amen.

Die Kritik über diese Proben der Beredsamkeit aus zwey berühmten Gotteshäusern in Schwaben schenken Sie mir, dächte ich: ich möchte meine Laune allzusehr ausschweifen lassen. Das werden Sie mir aber doch einräumen: wenn diese Herren nur den Fleschier lesen und sich nach ihm bilden möchten, den man ja auch deutsch haben kann, und der von ihrer Kirche war! Ich wollte ihnen gern nicht mehr zumuthen, daß sie Protestanten zur Hand nehmen sollten, so würde doch geschmakvollere Arbeit herauskommen, als diese ist. Zu noch einer Bemerkung haben mir diese zwo Reden Anlaß gegeben. Die Eltern dieser Aebbte werden nirgends genennt. Ich vermuthe fast, das seye geschehen, um ihres Standes zu schonen. Das Glück erhebt manchen Pater unvermuthet auf den abbteylichen Thron, wie sich einer dieser

zween

zween Redner ausdrükt, der, wenn er nicht den Mönchsſtand gewählet hätte, im Staube geblieben wäre. Auf dieſer meiner Reiſe trug es ſich zu, daß ich in einem ſchlechten Dorfe übernachtete. Die Wirthin, eine bloſſe Bäurin, frug mich, wo ich hinwollte. In die Gotteshäuſer, die hier herum ſind, war die Antwort. Nun, ſprach ſie, da werdet ihr in — — — den gnädigen Herrn, meinen Sohn, auch zu ſehen bekommen, der erſt vor ein paar Jahren zum Prälaten erwählt worden iſt. Ihr könnet ihm einen Gruß von meinetwegen ausrichten. Ich verſprach ihr ſolches, und bat um nachdrükliche Empfehlung bey ihm, wenn mich das Glük nach — — — führen würde. „Ey, „ſagte ſie, das brauchet Ihr nicht von einem „ſo ſchlechten Weib, als ich bin: er iſt ein „guter Herr, der gegen jedermann gnädig iſt. „Der heilige Nepomuk ſoll mir nie vergeſſen. „Ich habe nie kein Kind davon gebracht: da „gelobte ich ihm, wenn ich wieder ſchwanzer „würde, und einen Sohn bekäme, ihn ins „Kloſter zu thun. Wie geſagt, ſo geſchehen! „Ich bekam einen ſchönen geſunden Buben, der „fleißig lernte, gern betete, ſchon im eilften „Jahr

„ Jahr lesen konnte, und dem nichts über die
„ Mutter Gottes und über die Bildlein der Hei-
„ ligen war. Er mußte mir immer das Bild
„ des heiligen Nepomuks in der Tasche tra-
„ gen; ich nähte es ihm auch so gar in die
„ Schlafhaube, daß er sein bey Tag und Nacht
„ nicht ohne ihn wäre. Mein Franz, (so
„ hieß ihr Mann) wollte zwar einen Bauren
„ aus ihm machen: was geht mich der Ne-
„ pomuk an, sagte er, ich habe nur Einen
„ Buben, und der muß werden, was sein Va-
„ ter ist; wo willt du Geld hernehmen, daß der
„ Bub dem Studium obliegen kann? Es ko-
„ stet zu viel, und wenn er ein Pfaffe ist, so
„ habe ich nichts von ihm, als daß er sich mei-
„ ner und deiner schämt, so bald er die erste
„ Messe gelesen hat. Geht er ins Kloster, so
„ krigt das sein Erbgut, und unser Stamm
„ stirbt ab, weil er nicht weiben darf. Es
„ mußte auf meinen Kopf hinaus, der Mann
„ mochte grißgrammen, wie er wollte. Die
„ geistliche Herren, die ins Haus kamen, sahen
„ den Buben, kneipten ihn vor Liebe in den
„ Backen, frugen ihn aus dem Verstand; und
„ weil sie merkten, daß er verschlagen war, lies-

sen

„ sen sie nicht nach, bis sie ihn hatten. Opfert, „ sagten sie, gutes Weib, euer einiges Kind „ der Mutter Gottes auf, so werdet ihr Seegen „ in eurem Haus haben. Sie nahmen ihn „ hin, und jezt habe ich in meinem Alter die Ehre „ erlebt, daß er Prälat ist.“ Sie weinte vor Freuden, und das Schluchzen stieß ihr fast das Herz ab. Ich mußte Ihnen diese kleine Geschichte erzählen, die, so wenig das einfältige Bauerweib sich fein genug ausdrücken konnte, doch immer lehrreich ist. Ich habe diesen Herrn genau besehen, da ich nach ——— kam, und nicht die mindeste Spur von seiner niedrigen Geburt an ihm entdecken können. Gelehrsamkeit, Verdienste, edle Gesinnungen haben ihn erhoben: und ich halte das für besonder rühmlich an ihm, daß er sich seiner Eltern bey weitem nicht schämt, sondern sie je und ie besucht, und wenn sie zu ihm in seine Abbtey kommen, sie mit Anstand und Ehrerbietung behandelt.

Die Wahlen in den Gotteshäusern zum Abbt sind, wie ich mir erzählen liesse, ganz frey. Nur selten mischen sich Nebenabsichten mit ein, daher mag es kommen, daß oft auch Personen von gerin-

ſteringer Herkunft ſo glüklich ſind, die meiſten Stimmen zu erhalten. Vermuthlich läßt es der Prälat nachher auch diejenige in mancherley Betracht genieſſen, die das meiſte zu ſeiner Wahl beygetragen, oder wenn ſich Parthien hervorthun wollten, den Ausſchlag gegeben haben.

Von Elchingen trieb mich eine kleine Unpäßlichkeit nach Ulm zurük, wo ich ein paar Tage, ohne meinen Beſuch in den Klöſtern fortſezen zu können, ſtill liegen mußte. Keine Viertel-Meile von dieſer Stadt gegen den Gränzen des Herzogthums Würtemberg zu iſt ein Nonnenkloſter in einem Dorf, das den Nonnen gehört: der Name iſt mir entfallen. Es ſind Karthäuſerinnen vom Orden der h. Klara, die eine auſſerordentliche ſtrenge Regel haben. Da den Mannsperſonen der Zugang nicht verſtattet wird, ſo begnügte ich mich, das Kloſter von auſſen anzuſehen. Ich würde auch würklich in dem inneren deſſelbigen nichts merkwürdiges angetroffen haben. Das Gebäude ſieht nicht unfein aus, und die Lage iſt angenehm. Vor ein paar Jahren wurde die Aebtißin daſelbſt ihrer Würde entſezt. Die wahre Urſachen davon

werden wohl nicht zu jedermanns Kundschaft kommen. Solchen Klöstern gebe ich einmal keine Pardon, wenn ich ihnen zu befehlen hätte. Was sollen Karthäuser, männlichen und weiblichen Geschlechts, der Welt nüzen, da sie fürwahr sich selbst nicht nüze sind? Je weniger sie reden, desto mehr unnüzes denken sie: und ihr beschauliches Leben ist unfehlbar noch schlimmer, als der Müßiggang mancher sogenannten Weltkinder, weil diese doch bey ihren Ergözlichkeiten Geld ausgeben, und andere Nebenmenschen etwas verdienen lassen. Sie wissen, was der Kaiser diesen Orden, z. E. den Karthäusern, den Kamaldulensern, und andern, seit einem Jahre, gedroht und auch bereits zum Theil exequirt hat. Weiser kann nichts seyn, wenn man die Sache an und für sich selbst betrachtet. Aber ich wäre begierig zu wissen, ob das Projekt in der That ausführbar sey, und ob man nicht bey der Vollziehung unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden habe? Was soll man denn um alles in der Welt mit so ganz unbrauchbaren, und zu allem guten untüchtigen Geschöpfen, als die beschauliche Mönche und Nonnen sind, in der menschlichen Gesellschaft anfan-

anfangen? Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein nichts thun, als die Hände falten, oder auf den Knien liegen, oder ſeufzen, oder gen Himmel ſchauen, oder die Augen Stundenweiſe auf ein Krucifix, oder auf das Bild eines Heiligen hinheften, oder ſich auf die Erde hinwerfen, und ſich des Anſchauens gen Himmel unwürdig achten — ſo ſtelle ich mir wenigſtens das beſchauliche Leben vor, und wenn es das nicht iſt, ſo weiß ich nicht, was ich für einen Begriff davon haben ſoll — wenn einer diß einige Jahre getrieben hat, ſo wird ers endlich gewohnt, und es iſt nicht abzuſehen, wie er wieder zu etwas anderem in der Welt brauchbar werden ſoll? Lieber lieſſe man die guten Leute in ihren heiligen Wohnungen abſterben, auſſer etwa ſolche, die erſt kurz das Gelübde abgelegt haben, und verböte keine Mönche und Nonnen mehr in ſolche Klöſter aufzunehmen, damit die Race nach und nach aufhörte. — Doch, wo verfalle ich hin? das Nonnenkloſter bey Ulm hat mich ſo weit abwegs geführt: Ich bitte um Vergebung, und verſpreche Ihnen in Zukunft mit dergleichen Betrachtungen nicht mehr beſchwerlich zu fallen. Ich gäbe keine

Beschaulichkeits-Mönchen ab. Der Umgang mit den Menschen, die Gott deßwegen auf die Erde gesezt hat, daß sie miteinander umgehen, und einer dem andern die Mühseligkeiten dieses Lebens, an denen es doch niemand, wenn er auch noch so vergnügte Tage hat, fehlt, versüssen sollen, ist mir lieber. In den Reichs-Prälaturen, die ich besucht habe, hält man mehr auf ein thätiges Leben, als auf die Beschaulichkeit. Machen Sie sich auf unterhaltende Beobachtungen gefaßt, die ich Ihnen in meinem nächsten Briefe vorlegen werde. Merken Sie wohl, ich beschreibe Ihnen meine Reise nicht gerade in der Ordnung, wie ich sie gemacht habe. Ich kann mich der eigentlichen Route nicht mehr so pünktlich erinnern; und in meiner Schreibtafel vergaß ich es, anzumerken. Wenn Ihnen der gegenwärtige Brief nicht lang genug gewesen ist, so will ich den Fehler im nächst folgenden gut machen. Ich bin mit zärtlicher Hochachtung ꝛc.

III. Brief.

III. Brief.

Die Reichs-Abbtey Kaitersheim, mit der ich den Anfang meines gegenwärtigen Briefs mache, hat eine ſolche Lage, daß ſich Bayern und Schwaben darum zanken könnten, zu welchem Krais ſie zu rechnen ſey. Der Streit wäre aber bald entſchieden, wenn einer darüber entſtehen ſollte. Sie liegt zwar im Herzogthume Neuburg, nicht weit von Donauwerth, alſo in Bayern, gehört aber doch zum ſchwäbiſchen Kraiſe, zu dem ſie ſich als Bayern vor etlich und zwanzig Jahren Anſpruch an ſie machen, und ſie zu einem Beytrag zur Kraismannſchaft anhalten wollte, feyerlich bekannte. In der That Schwaben hat Ehre von dieſer Reichs-Prälatur. Lieber würde der Krais 3. duzend andere Klöſter miſſen dörfen, als dieſes einzige Gotteshaus. Es iſt zwar nicht Benediktiner-Ordens, wie Sie aus dieſem vortheilhaften Eingang zur Beſchreibung deſſelben allerdings ſchlieſſen möchten. Ich bin aber auch für

Einen Orden allein nicht so eingenommen, daß ich andern zu viel geschehen liesse. Ein Graf von Lechsgemund stiftete es im zwölften Jahrhunderte, und widmete es dem Orden der Cistercienser. Das muß ein ausserordentlich gottseliger und andächtiger Herr gewesen seyn! Gerade um diese Zeit war dieser Orden vor allen andern im grösten Geruch der Heiligkeit, in odore Sanctitatis, wie der feine kirchliche Ausdruk heißt, der mich allemal vergnügt, so oft ich ihn höre. Er wollte also lauter ungemein gottsfürchtige Mönche haben. Ausser dem verordnete er, daß niemand anders, als der Jungfrauen Sohn der eigentliche Schuzherr dieses seines neuerrichteten Gotteshauses seyn sollte. Es blieb aber doch nicht bey dieser Verordnung. Die Kaiser Rudolph und Ludwig aus Bayern, und Stephan, Pfalzgraf bey Rhein und Herzog in Bayern, glaubten, dieser oberste Schirmsvogt möchte doch einen sichtbaren Subdelegatum nöthig haben, und nahmen sich dieses Geschäftes an. Ohne Zweifel durften sie die Mühe nicht umsonst übernehmen, sonst wären sie nicht so willig dazu gewesen. Diese Nachrichten habe ich mir von den HHerrn

Pa-

Patribus mittheilen laſſen, mit denen ich, die Wahrheit zu ſagen, äuſſerſt zufrieden war. So ſtattlich die Kloſtergebäude ſind, die man nicht ohne Verwunderung anſehen kann, ſo entzükte mich doch die innere Verfaſſung des Kloſters noch weit mehr. Ich traf in demſelbigen Ordensgeiſtliche an, die ihrem ehrwürdigen Stand und wichtigen Beſtimmung wahrhaftig Ehre machen. Sie nahmen mich auf das leutſeligſte und verbindlichſte auf, wieſen mir alles merkwürdige mit der gröſten Willigkeit, und unterhielten mich mit einem ſo gefälligen Weſen, daß ich Mühe hatte, mich von ihnen loszureiſſen. Der Herr Prälat bekleidete auſſer ſeiner abbteylichen Würde noch andere anſehnliche Aemter. Und wenn er auch nur die Titel davon führt, ſo iſt es ein Beweiß, in welchem Kredit und Anſehen er ſtehe. Er iſt Ihro römiſch kaiſerliche Majeſtät Rath und Erbkaplan, des Churfürſten von Pfalz-Bayern würklicher geheimer Rath; und bey der Churfürſtin hat er das Amt eines Großallmoſen-Pflegers des hohen St. Eliſabeth-Ordens. Auſſer dem iſt er des exemten Ordens von Ciſter, Vicarius Generalis durch Ober-Deutſchland.

Er ſteht nun ſeiner Abbtey 11. Jahr vor, und erhielt ſchon in dem 45ſten Jahr ſeines Alters dieſe anſehnliche Würde, die ihm nur boßhafte Neider mißgönnen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich bey den perſönlichen Umſtänden dieſes Herrn ſo lang aufhalte. An Perſonen, die man aufrichtig verehrt, und hochſchäzt, iſt einem alles merkwürdig. Ich möchte gern immer noch mehr von dieſem würdigen Prälaten anführen, wenn ich nicht Weitläuftigkeit fürchtete, ſo ſehr bin ich für ihn eingenommen. Klagen Sie mich noch mehr an, daß ich in meiner Religion bigot und nicht tolerant ſey. Ich werde niemal katholiſch werden, darauf gebe ich ihnen mein Wort. Das hindert mich aber nicht, Verdienſten, wo ich ſolche finde, die Religion der Perſonen, die ich kennen zu lernen, das Glük habe, mag ſeyn, welche ſie will, alle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Lernen Sie hierinn von mir, Freund: Sie ſind doch allezeit ein wenig parteyiſch für Ihre Glaubensgenoſſen, und ich dürfte Ihnen wohl nicht vorſchlagen, proteſtantiſche Univerſitäten oder Höfe zu beſuchen, und ſich daſelbſt mit den Lehrern der Gottesgelahrheit oder mit

den

den Consistorialräthen und Hofpredigern bekannt zu machen, wie Sie mir die katholische Klöster vorgeschlagen haben — Dieser Abbt liebet Pracht, er ist auch befugt, hierinn ein übriges zu thun. Andere Bedürfnisse leiden keineswegs darunter: warum sollte man es ihm also zur Sünde machen wollen? Er beobachtet aber darinn den besten Geschmak, und zeigt, daß er mit Anstand Aufwand zu machen wisse. Unter seinen Ausgaben ist eine der beträchtlichsten, was er auf Reisen verwendet. Das ist der Punkt, über den er bey Misgünstigen leiden muß. Allein er ist ruhig dabey. Das Kloster vermag die Unkosten; und er weiß es auf andere Art wieder hereinzubringen. Ausser dem macht er nicht bloß Reisen zum Vergnügen: sie haben immer einen edlen Zwek, z. E. mit Gelehrten und andern Personen von edlem Charakter Bekanntschaften zu errichten, Bibliotheken einzusehen, neue Bücher kennen zu lernen, für das Beste seines Gotteshauses zu sorgen, u. d. gl. Was ich vorzüglich an ihm bewundere und hochschäze, ist seine Liebe zur Litteratur. Der Naturgeschichte schenkt er hauptsächlich seine Neigung, und man darf nur die Bibliothek

ansehen, um hievon überzeugt zu werden. Er schaft in diesem Fache die prächtigste Werke an. Wollen Sie noch unwillig seyn, daß er schöne Summen auf Reisen verwendet, wenn er der Bibliothek dardurch nichts abgehen läßt? Seine HHerrn Patres lieben und ehren ihn deßwegen innigst. Sie haben manche vergnügte Stunde, die sie nicht haben würden, wenn er in der Gelehrsamkeit blos ein Freund der alten Scholastiker, der Summisten, Casuisten und anderer Isten mehr wäre. Ein Reaumur, Rösel, Leuwenhök, gelten mehr bey ihm, als ein Abälardus, Lombardus, Duns Scotus, Bonaventura und die Schaaren von seraphischen und englischen Lehrern, denen er zwar ihren Werth läßt, aber nicht glaubt, daß alle Weisheit allein bey ihnen zu suchen sey. — Ich hatte auch Gelegenheit, mit einigen der weltlichen Beamten dieses Gotteshauses bekannt zu werden. Der erste Rath und Kanzler, Herr von Hefel, nahm mich eben so sehr zu seinem Vortheil ein, als die meiste Paters, und ich verwunderte mich nun nicht mehr, daß er das Vertrauen des Herrn Reichs-Prälaten ganz besitzt. Man darf ihn nur sehen, und eine Viertelstunde sprechen

chen, um ihn lieb zu gewinnen und hochzuschäzen. Er würde an dem glänzendsten Hofe seine Rolle spielen. Mit diesen Eigenschaften verbindet er den Ruhm eines Gelehrten und Bücherliebhabers. Seine Bibliothek darf sich sehen lassen, und ich wette, man trift in manchem Kloster, dessen Einkünfte eine zehnmal stärkere Sammlung zuliessen, keine solche Wahl von Büchern an, als sich dieser liebenswürdige Mann beygelegt hat. Sie können sich vorstellen, daß mir die Zeit bey einer solchen Gesellschaft nicht lang wurde. Ich fürchtete nur, die Gütigkeit derer, die mich so menschenfreundlich aufgenommen hatten, zu mißbrauchen, sonst würde ich meinen Aufenthalt noch länger haben währen lassen. Unverstelltes Wohlwollen und ein ungezwungenes Betragen fesselte mich so sehr an Kaisersheim, daß ich es nicht so bald vergessen werde. Endlich mußte ich mir Gewalt anthun, Abschied zu nehmen. Ich empfahl mich der Gewogenheit des Herrn Prälaten mit gerührtem Herzen, und bezeugte ihm, daß ich das Glük meines Lebens nicht höher zubringen wünschte, als wenn ich die Ehre haben könnte, ihm auf meinen Gütern in Mek-

len-

lenburg meine Devotion zu bezeugen. „Sie sind sehr gütig, versezte er, man muß mich bey Ihnen verrathen haben, daß ich gerne reise. Aber die besten Tage meines Lebens sind dahin. Gedenken Sie meiner und meiner Abtey in der Entfernung freundschaftlich, und kommen Sie bald wieder.“ Ich hatte da meine Rechnung so gut gefunden, daß mir auf ein ander Kloster bange wurde, in welchem ich es etwa nicht so antreffen möchte. Ich muß hier schliessen: der Schlaf übernimmt mich, den ich nicht abweisen will; ich hoffe, es soll mir diese Nacht von Kaiserosheim träumen. Leben Sie wohl.

IV. Brief.

Das werden Sie doch nicht glauben, daß ich geraden Wegs von Kaisersheim nach Wettenhausen gegangen sey, weil ich Sie mit Erzählungen vom nächsten Kloster in diesem Brief zu unterhalten gedenke? Inzwischen wäre die Sache so abgeschmakt nicht. Von Kaisersheim kommt man unterwegs nach Wettenhausen in kein Kloster. Es hat aber seine gute Ursachen, warum ich diese zwey unmittelbar auf einander folgen lasse. Sie werden solche zu seiner Zeit selbst errathen. So berühmt dieses Chorherrenstift und Augustiner-Abbtey auch ist, so ist doch das Gebiet derselben nicht gar groß. Die Kamlach, ein mäßiger Fluß, strömt mitten durch dasselbige, und theilt es beynahe in zween gleiche Theile. Sie gehört zum Kirchensprengel des Bischoffs von Augspurg, und liegt mitten in der Markgrafschaft Burgau. Der Herr Abbt ist also ein naher Nachbar des Kaisers, daher mag es kom-

kommen, daß er den Charakter eines Raths von Sr. Kaiserl. Majestät führt. Das Gotteshaus kann sich eines hohen Alters rühmen, denn es ist nun gerade 900. Jahre, daß es gestiftet ist. Zween Grafen von Rochenstein, Kunrad und Werner, haben ihren Namen dadurch verewiget. Das waren ohne Zweifel ein paar sehr gehorsame Söhne, weil sie ihrer Frau Mutter Gertrud, die ihnen den Antrag zu diesem heiligen Werke machte, so bald zu Willen wurden. Vielleicht war sie in Gemeinschaft ihrer Herrn Söhne froh, des Manns und Vaters los zu seyn. Wer weiß, was oft für geheime Triebfedern bey einem solchen Vermächtniß ad pias causas würkten? Schade, daß man dißfalls aus Mangel der Urkunden auf keinen gewissen Grund kommen kann. Die wahre Herzens-Meinung der Stifter steht wohl nicht allemal oder selten im Fundations-Brief ausgedrükt: Die Nachkommenschaft möchte sonst nicht zu milde davon denken. „Was das aber„mal für lieblose Urtheile sind!“ höre ich Sie sagen. „Nein nichts als Gottesfurcht, und „Andacht, und Sorge für das Seelenheil, sind „die Quellen solcher Stiftungen. Freylich in

„un-

„unsern Tagen, da Freygeisterey alles über-
„schwemmt, und die Liebe in den Herzen der
„Menschen erkaltet ist, darf man von keinen
„Fürsten und Grafen mehr erwarten, daß sie
„Gotteshäuser stiften.“ Warum denn noch mehrere? Es ist eher Ueberfluß daran, als Mangel. Es ist Ehre und Dankes genug für die Stifter der vorhandenen, daß man ihr Angedenken segnet, und ihnen für ihre der Kirche erwiesene Wohlthaten Lohn, reichen Lohn in der Ewigkeit wünscht. Nachahmer bedürfen sie keine. Häuser für verdiente Soldaten und Officiere, die in den Diensten des Staats ihre gesunde und gerade Glieder eingebüßt haben, oder wenigstens unter den Waffen grau geworden sind, sollte man heut zu Tage bauen. Ehmal, da es noch keine stehende Armeen gab, stiftete man Gotteshäuser: das that selbst ein mancher Feldherr, der seine im Krieg gemachte Beute oft dardurch heiligen und den etwa von den Seufzern und Thränen der geplünderten herrührenden und darauf ruhenden Fluch damit wegwischen wollte. Nun wäre es Zeit, für solche Gebäude zu sorgen. Man könnte sie wahrlich auch Gotteshäuser nennen. Aber woher die Intraden dazu?

dazu? O dafür wäre mir nicht leid. Ich kenne Reichsprälaten, die so großmüthig wären, von ihrem Ueberfluß etwas abzugeben, und sollte es auch nur der dritte Theil ihrer jährlichen Einkünfte seyn. Das würden sie kaum spüren: sie dörften sich weder an der Tafel, noch in der Equipage, noch an Vermehrung der Bibliothek etwas abgehen lassen. An solchen Kleinigkeiten hängt ihr Herz nicht. — Der Herr Prälat von Wettenhausen ist ein würdiger Greiß, der nahe bey siebzig ist, dessen Jahre aber bey seiner sehr regelmäßigen Lebensart noch weit höher steigen können. Er ist ein wahrer Vater seines Klosters, den man zu seiner Zeit ungern vermissen wird. Er versteht die Wirthschaft gut, und sein Amts-Nachfolger wird seine Asche segnen, daß er ihm die Oekonomie in so erwünschtem Zustand zurükgelassen hat. Die Tafel im Kloster ist vortreflich. Ich führe diesen Umstand mit Bedacht an, damit Sie von dem, was ich von den Einsichten des Herrn Reichsprälaten in die Oekonomie und von seiner Art hierinn zu handeln, so eben gesagt habe, keinen übeln Gebrauch machen, und mich wohl gar der Medisance bezüchtigen. Nein, so undankbar bin ich nicht. Ich wurde so bewirthet

wirthet, daß ich meine vaterländiſche Koſt, die, wie Sie wiſſen, doch nicht zu verachten iſt, wohl darüber vergeſſen könnte. Beſonders trift man in dieſen heiligen Wohnungen die auserleſenſten Weine an. Meinen Beyfall gebe ich beſonders den Nekarweinen, die aus dem Herzogthum Würtemberg herbeygeführt werden. Die Einwohner dieſes Landes ſehen es gar gerne, wenn ſich die Gotteshäuſer in Schwaben an ſie wenden. Beyde Theile finden dabey ihre Rechnung. Die Würtemberger bekommen gute Bezahlung, und die Klöſter werden mit Waare verſehen, die ihres gleichen in Deutſchland ſucht. In den Gaſthöfen, je näher ich Schwaben kam, deſto beſſer fand ich mich in dieſem Artikel berathen. Die Biere kommen denen im nördlichen Deutſchland freylich nicht gleich. Aber wenn guter Nekarwein vorgeſezt wird, den man immer antrift, ſo wird man für jenes zu ſeinem Vergnügen ſchadlos gehalten. Bey dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen eine artige Methode erzählen, die, wie ich auf meiner Reiſe erfahren habe, in einem gewiſſen Reichs-Kloſter in Schwaben beobachtet wird, wenn man von einerley Wein, wenn er einmal auf der Axe angekommen iſt,

zweyerley Sorten, vortreflichen und geringen, erhalten will. Diese Herrn Patres lassen ihn in dem Würtembergischen, und zwar immer von der besten Klasse, nicht nur von guten Jahrgängen, sondern auch aus den edelsten Gegenden, holen. Der Unterschied hierinn ist groß. Es giebt Nekarweine, die so schlecht sind, als wenn sie in Norwegen gewachsen wären: aber auch so angenehme und feurige, daß Kenner solche dem Rheinwein nicht weit nachsezen. Sie kaufen ihn auch nicht, so lang er noch neu ist; sondern erst, wenn er mehrere Jahre gelegen hat. Alsdenn wird er, wenn es sich nur thun läßt, in strenger Winterkälte herbeygeführt, und nicht bälder eingekellert, als bis er sehr gefroren ist. Der Geist im Wein bleibt natürlicher Weise immer flüßig: Dieser wird abgezäpft, und kommt auf die Tafel der Herrn Patrum. Stellen Sie sich vor, was das für ein Getränk seyn muß, wenn das wässerichte das im Wein ist, auf diese Weise davon geschieden wird? Das übrige läßt man nach und nach aufthauen, und denn hat man Wein für geringere Personen, Gesinde, und dergleichen. Lachen Sie mich mit dieser Bemerkung nicht aus, sie ist gegründet: ich könnte Ihnen das Kloster nennen.

In Wettenhausen hörte ich auch geſliche Muſik. Dieſer Zeitvertreib gefällt mir: er iſt doch anſtändiger für Geiſtliche, als gewiſſe Spiele, wobey weder die Sinnen, noch das Gemüth Nahrung findet. Meine Zeit war übrigens als ich hier war, ſo ſehr einzeſchränkt, daß ich mich kaum im Kloſter umſehen konnte. Die Beſtellung zu meiner Abreiſe war bereits unwiederruflich feſtgeſezt, weil mich ein alter Freund und Bekannter, den ſeine Geſchäfte in dieſe Gegend brachten, auf den Nachmittag, da ich kaum 3. Stunden vorher hier angekommen war, nach Rozgenburg beſchieden, und mir Nachricht gegeben hatte, daß er ſich unmöglich länger, als eine Stunde daſelbſt aufhalten könnte. Ich ſahe mich genöthiget, meine Abreiſe auſſerordentlich zu beſchleunigen, weil es doch ein paar Meilen dahin ſind. Zum Glük traf ich ihn noch an. Aber nach Verfluß einer halben Stunde reiste er wieder ab, und ich verfügte mich alſo ohne Verzug in die Abbtey. Die Lage des Kloſters iſt anmuthig: der Fluß Günz iſt nicht weit davon. Ehmal war es eine Probſtey von ihrer Stiftung an, die im zwölften Jahrhundert zu ſuchen iſt, und wurde erſt vor 300. Jah-

ren zu einer Abbtey erhoben. Die Stadt Ulm hat die Ehre der Schirms- und Schuzherr dieses Klosters zu seyn. Die Wirthschaft war ehmal nicht die beste. Es wurden vor bald 200. Jahren unterschiedene Dörfer, Höfe, Güter und Zehnten veräussert, die wohl vor dem jüngsten Tage nicht mehr zu diesem Kloster kommen werden, dem ungeachtet fehlt es ihm noch auf diese Stunde nicht an ganz ansehnlichen Einkünften. Das Gebiet hat schöne Waldungen und einige Dörfer. Die Patres sind Prämonstratenser-Ordens. Diese erkennen, wie Sie wissen, da Ihnen an diesen kirchlichen Nachrichten als einem Römischkatholischen Glaubigen, viel gelegen seyn muß, die Stadt Premontre in dem Gouvernement Isle de France in Frankreich, als ihren geistlichen Geburtsort, und den heiligen Norbert für ihren Vater. Das war ein strenger Mann, und ich glaube, er war ein Freund der Scholastik. Diß ist vielleicht ein grober Verstoß in der Zeitrechnung: ich kann aber das, was ich in Roggenburg vorgefunden habe, nicht besser reimen, als wenn ich jenen Saz annehme. Ich lernte den Herrn Prälaten auch kennen, fand ihn aber als einen eifri-

gen

gen Katholiken, der die Ketzer mit sonderbaren Blicken beschaut. Die Freymüthigkeit, die mir sonst eigen ist, wurde durch diese Beobachtung sehr eingeschränkt. Ich fühlte, daß ich nicht in Wettenhausen oder Kaisersheim war, wo ich mit gelößter Zunge sprechen durfte. Er ist ein Schriftsteller, wie mir einer von den Patribus zu verstehen gab: ich bekam aber keine von seinen Schriften zu Gesichte. Ich muß mich sehr betrügen, oder es sind lauter polemische Werke: antilutherische und antikalvinische gelehrte Fechtereyen. Nach meiner Abreise aus diesem Kloster vernahm ich, daß sie in der gelehrten Welt nicht viel Aufsehen machen. Diß ist der erste Reichsprälat, der mir als Auktor bekannt worden ist. Ob man bey der Wahl zum Abbt Rüksicht auf dieses Verdienst nimmt, habe ich nicht gehört. Die Bibliothek des Klosters ist ansehnlich, mit Kirchenvätern, Scholastikern, Casuisten und andern dergleichen Skribenten reichlich versehen. Weil aber heut zu Tage keine Kirchenväter mehr herauskommen, und die Scholastiker auch ziemlich verrufen sind, sich wenigstens nicht überall kek an das Tageslicht wagen dörfen, so steht die Vermehrung

dieses Bücherschazes stille: Von Protestantischen findet man, wie ich versichert worden bin, gar nichts darinne. Roggenburg müßte mir, wenn ich zu befehlen hätte, ein ansehnliches, und doppelt so viel, als ein anderes Gotteshaus, zu einem Invaliden-Hospital beytragen. Warum häuffen sie Schäze auf, die nur der jüngste Tag dereinst verzehren wird: und befördern die vernünftige von der Scholastik gereinigte Gelehrsamkeit nicht durch den Ankauf dienlicher Bücher? Mehreren unter den Patribus merkte ich es doch an, daß sie es anders wünschten. Was ist aber zu thun, wenn der Prälat nicht mit seinem Beyspiele vorangeht? Nun werden Sie die Stelle in meinem lezten Brief, da ich von Kaiserheim sprach, schon verstehen: Nicht wahr? Es ist nicht ein Tag wie der andere. Unser Vergnügen muß immer auch durch ein wenig Unlust, die sich unverhofft darein menget, gemäßigt, und uns ein hierauf abermal folgendes Vergnügen wieder desto schmakhafter werden. Deutlicher darf ich mich nicht erklären. Ich bin ununterbrochen ꝛc.

V. Brief.

V. Brief.

Wenn man in diesen Gegenden von Schwaben reißt, so kann man oft in Einem Tage mehr als Eines Herren Land betreten. Ich gieng von Ravensburg nach Ochsenhausen, auch eine Reichsabbtey. Ich kann es nicht mehr zählen, wie vielerley Gebiet ich durchpaßirte, wenn mich anders die vorübergehende, die mein Kutscher befragte, nicht aus Muthwillen oder Unwissenheit unrecht berichtet haben. Ich kam durch die Bischöfl. Augsburgische, Hochgräflich Fuggerische, Oettingische, Ulmische, und weiß nicht, was für Lande noch mehr; und der ganze Strich wird doch nicht viel über 3 — höchstens 4. Meilen betragen. Von Landstreichern und gefährlichen Reisenden wurde ich nicht angefochten, wie man mir vorher hatte weis machen wollen, wenn ich nach Ober-Schwaben käme. Daß es würklich an solchen lieben Leuten hier zu Lande nicht fehle, davon wurde ich in

einem Städtchen, wo ich frische Pferde nahm, überzeugt. Es wurde ein junger Kerl der Schwäbischen Kreislande verwiesen, und eine Urphed, wie es die Advocaten nennen, von ihm abgeschworen, daß er in seinem Leben nicht mehr hieher kommen wollte, sonst würde ihm der Strik zu Theil werden. Das kam mir doch ein wenig sonderbar vor. Die Schwaben schicken andern Kraisen ihre Spizbuben zu, eben als ob sie überall, nur nicht in Schwaben seyn, und ihr löbliches Handwerk treiben dürften, und als ob es weniger Moralität hätte, jenseit als disseit des Rheins ein Landstreicher zu seyn. Wenn man solche Leute schlechterdings in ihre Heimath verwiese, so hätte ich dawider nichts. Aber manche haben keine: und wer will gut dafür seyn, daß sie den obrigkeitlichen Befehl befolgen? Sie sind Bettler und Taugenichts, sie mögen in einem Krais des deutschen Reichs seyn, in welchem sie wollen. Die Anstalten im Ganzen sollten anders seyn. Man sollte solche Pursche in Arbeitshäuser stecken, wo sie ihr Lebtage nicht mehr herauskämen, und vor allen Dingen dem Strassenbettel steuren. Das ist würklich eine grosse Plage in Ober-Schwaben, die Ursachen

sachen wollte ich errathen; aber Ihnen darf ich solche wohl nicht sagen, sonst habe ich den Proceß förmlich am Halse. Ochsenhausen ist eine berühmte Reichs-Prälatur. Die Gebäude sind schön und kostbar, und die ganze Einrichtung ist von der Art, daß man bey Fremden, die Schönheiten und Merkwürdigkeiten sehen wollen, Ehre davon hat. Die Kirche ist mehr lang, als breit. Ein Kenner in der Baukunst möchte vieles daran zu tadeln wissen; weil ich aber keiner bin, so getraue ich mich nicht, etwas dawider zu sagen. Ich zöge nach meinem Geschmak allemal einen ins Vierrek oder in die Rundung gebauten Tempel vor. Doch, ich bin ein Lutheraner, und der grosse Sulzer hat bewiesen, daß die Bauart bey katholischen Kirchen anders seyn müsse, als bey lutherischen. Die Bibliothek ist gar nicht zu verachten. Wenn der gute Ton in der Litteratur, den man bey den HHerrn Patribus seit einiger Zeit zu bemerken anfängt, sich erhält, so wird sie schon auch mehreren und bedeutendern Zuwachs erhalten. Mein Aufenthalt war daselbst sehr kurz. Die HHerrn Patres, die Benediktiner-Ordens sind, erwiesen mir ungemeine Ehre, und ich muß ihnen nach-

rühmen, daß die Tafel bey ihnen den leckerſten Gaumen vergnügen kann. Ich bliebe daſelbſt über Nacht, weil ich ſehr ſpat ankam, und den folgenden Morgen früh bey Zeit in Schuſſenried ſeyn wollte, wohin es doch auch einige Meilen iſt. Der Weg dahin iſt nicht der angenehmſte, beynahe ſo unangenehm und ſeltſam, als der Name der Abbtey. Sie iſt Prämonſtratenſer-Ordens, und kann in 6. Jahren ihr Jubelfeſt halten, da gerade 600. Jahre von ihrer Stiftung an verfloſſen ſeyn werden. In dieſem Kloſter fande ich meine Rechnung vollkommen. Muthen Sie mir nicht zu, Ihnen von den Gebäuden, der Kirche, der Orgel, den Wohnungen der Patrum und andern auſſerweſentlichen Dingen vieles vorzuſagen. Es iſt alles ſchön, artig, von gutem Geſchmak; und wenn es auch nicht ſo wäre, ſo würde ich's doch behaupten, weil ich das innere ſo ſehr nach meinem Sinne fand. Das ſind Patres! Wahrhaftig, Norbertus, ihr Vater, müßte ihnen Ehrerbietung bezeugen, wenn er von den Todten auferſtünde! Sie wiſſen, was die Beſtimmung eines Ordensgeiſtlichen iſt. Ihren Hauptpflichten ſind ſie vollkommen getreu. Man

kann

kann es auch von Personen, die Genie, Gelehrsamkeit und Einsichten haben, nicht anders erwarten. Aber daneben ist ihre Methode zu studiren seit einigen Jahren ausnehmend gut. Sie haben den Plan und das Muster nicht von mehreren ihrer Nachbarn entlehnet — Ihre Bibliothek ist in dem besten Stande, darüber verwunderte ich mich auch nicht, so bald ich das Glück hatte, den Bibliothekar, P. Kief, kennen zu lernen. O wie gar ein anderer Mann ist dieser, als manche Hüter der Bibliotheken! dazu geboren, die Ehre seines Amts, und die Zierde der Bibliothek zu seyn, er hat litterarische Kenntnisse, die er nicht für sich behält, sondern gemeinnüzig zu machen sucht. Tolerant und billig denkend würde er sichs zur Schande rechnen, nur solche Bücher anzuschaffen, die cum permissu Superiorum, mit Erlaubniß der Obern, gedrukt sind: Ich glaube würklich: von dieser Waare verschreibt er weniges, weil er sie grossentheils für sehr entbehrlich hält; und wenn auch einige Bücher von dieser Klasse angeschaft werden, so geschieht es nur Ehren halber, damit man bey andächtigen Reisenden, die etwa nach solchen Dingen fragen, nicht Aergerniß anrich-

anrichtet, und nicht für einen Freygeiſt gehalten wird. Man trift ſehr viele Schriften hier an, die in andern Klöſtern Kontrebande ſind. Wir verſtunden einander gut, ſo bald wir nur ein wenig bekannt waren. Ich bezeugte ihm meine verbindlichſte Dankſagung, daß er ſo redlich und tapfer das ſeinige dazu beytrüge, Licht an Orten zu verbreiten, wo vorher Finſterniß und Dunkel geherrſcht hatte. Man ſollte dieſem Herrn eine Ehrenſäule mitten in dem Büchersaal aufrichten, ſagte ich zu einem der Patrum, dem ich wohl anſahe, daß er ganz mit dem P. Rief ſympathiſirte. Nein, verſezte er, das würde ſich der Herr Bibliothekar verbitten: Ich kenne ihn, er würde in der Folge nicht mehr ſo frey handeln können. Es fehlt ihm, als einem Mann von Verdienſten, nicht an Neidern. Dieſe muß man bey guter Laune zu erhalten wiſſen, und ihre Mißgunſt nicht reizen, damit man deſto eher fortfahren kann, nach ſeinem Sinne zu handeln. Sie haben Recht, war meine Antwort. Klugheit iſt oft oft über Gelehrſamkeit. Man wird bey dieſer nicht allemal glücklich ſeyn, wenn man jene nicht zur Führerin, wenigſtens zur Seite hat. Sie gehen doch

auch

auch nach Salem? fiel mir der Bibliothekar ein: ich denke, es ſoll Sie nicht reuen. Allerdings antwortete ich: wollen Sie mir eine Empfehlung dahin mitgeben, ſo werden Sie mich Ihnen ſehr verbinden. Das bedürfen Sie nicht, ſagte der herrliche P. Rieſ; ich weiß es vorhin, Sie werden ohne dieſe willkommen ſeyn.

Ich reißte mit dem vergnügteſten und dankbarſten Herzen von Schuſſenried ab, und eilte nach Salem, wohin ich freylich einen ziemlich langweiligen Weg hatte. Endlich erreichte ich es nach einigen verdrießlichen Vorfällen, die mir unterwegens begegnet waren, die mir aber in dieſer Abbtey reichlich vergütet wurden. Sie heißt eigentlich Salmansweiler, und kann in manchem Betracht den Vorzug vor vielen andern Gotteshäuſern mit Recht behaupten. Sie iſt Ciſtercienſer-Ordens. Ihr Gebiet iſt, wo es an einander hängt, anſehnlich, und liegt am Bodenſee. Sie hat aber noch hin und wieder, z. E. mitten im Territorium der Reichsſtadt Ueberlingen, nicht weit von der Reichsſtadt Buchhorn, und zwiſchen der Abbtey Hegge-

gen-

genbach, Marchtal und dem Gebiet der Reichsſtadt Biberach anſehnliche Güter und Dörfer, die alle zuſammen genommen eine feine Grafſchaft vorſtellen würden. Ich gönnte ihr noch ſo viel dazu, und dem Prälaten die fürſtliche Würde. Dieſer iſt immer General-Vicarius des Ciſtercienſer-Ordens in Deutſchland, und hat die Oberaufſicht über einige Klöſter in Schwaben, Bayern, dem Breisgau und der Schweitz. Er ſteht unmittelbar unter dem Stuhl zu Rom. Die Kloſter-Gebäude ſind im höchſten Grade ſehenswürdig, z. E. die Stiftskirche, und noch eine andre, in der eine Orgel mit ungeheuer groſſen Pfeiffen iſt. Man trift daſelbſt Gärten an, die von ungemeiner Schönheit ſind. Ich hielte mich zwar einen ganzen Tag hier auf: die Zeit reichte aber doch nicht zu, alles merkwürdige, worauf man mich voraus begierig gemacht hatte, in Augenſchein zu nehmen. S. Ulmansweiler muß eine ganze Woche, und noch länger betrachtet werden, wenn man dieſem Gotteshaus Recht widerfahren laſſen will. Man hatte mir die Leutſeeligkeit des Herrn Reichsabbts, und überhaupt die gute Aufnahme und ſeltene Gaſtfreyheit, die ich da

da finden würde, so angerühmt, daß ich mich voll gutes Muths dahin verfügte, und mich in meiner Erwartung nicht betrogen fand. Der Prälat ist in seinen besten Jahren, und hatte das Glück, noch ehe er 40. erreichte, zum Haupte seines Stifts erhoben zu werden. Ich wüßte nicht, was ihm für Vorzüge fehlten. Er ist seines glänzenden Postens vollkommen würdig. Verwundern Sie sich nicht, wenn ich mit Wärme von ihm spreche. Er besizt wahre Gelehrsamkeit, ist von aller Intoleranz himmelweit entfernt, und denkt überhaupt so billig, daß er für andere ein Muster seyn kann. Daß bey diesen Umständen die Wahl vor 4. Jahren auf ihn fiel, gibt ein gutes Vorurtheil für die Gedenkungsart der Herrn Patrum, die ihm ihre Stimmen gaben. Die Beförderung der Gelehrsamkeit in seinem Gotteshause ist das, woraus er sich sein Hauptgeschäfte macht, und worzu er ein eigenes ansehnliches Kapital ausgesezt hat. Ich weiß also nicht, wo derjenige, der in das **deutsche Museum**, diese sonst so gründliche und mit Recht beliebte Schrift, ein sehr schiefes und schielendes Urtheil über dieses Kloster eingerückt hat, seine Nachrichten hier haben muß.

Ich

Ich war im hohen Grade anwillig, da ich die Stelle lase, und wenn Sie dieses Stück unter die Augen bekommen, so haben Sie die Güte, sich eines andern von mir belehren zu lassen. Man liebt hier auch die neue Litteratur, und die schöne Wissenschaften: und wer die kostbare Bibliothek nicht bewundert, denen muß nur Unwissenheit oder Neid die Augen verblenden. Was ich noch in keinem Kloster gefunden habe, das ist ein Medaillen- und Mineralien-Kabinet, mit dem ein Fürst prangen dürfte, und dessen Sammlung einen geschmakvollen Kenner verräth.

Der Bibliothek stehet der Herr Pater, Kaspar Oerle, ein sehr gelehrter, einsichtsvoller und würdiger Mann, vor, dessen Wahl allein für den vortreflichen Geschmak und den Eifer des Herrn Reichsprälaten, die Gelehrsamkeit wahrhaftig zu befördern, Bürge seyn kann. Er ist kein Bibliothekar von gemeinem Schlage, der, wie mir einst ein Reisender von einem Vorsteher einer Bibliothek auf einer protestantischen hohen Schule erzählte, zwischen den Bücherschränken stundenweise auf- und abgeht,

abgeht, als ob er den Geſundbrunnen auslaufen müßte, und Monaden fängt. Er lebt in der Litteratur, als in ſeinem Element, treibt keine Abgötterey mit den Alten, ſondern iſt aus Einſicht und Erfahrung überzeugt, daß man beyden in ihrem Fach, den Alten und den Neuen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß. Ich habe da die koſtbarſten Werke gefunden, und, wie Sie ſchon von ſelbſt erachten werden, auch von proteſtantiſchen Verfaſſern. Ich erinnerte mich hier an den P. Rieſ in Schuſſenried, und fand, daß er Recht gehabt hatte. Solche Herrn, die von Einem Geiſte belebet werden, ſollten Briefwechſel mit einander unterhalten, wenn es auch die Umſtände nicht zulaſſen, daß ſie perſönlich zuſammen kommen. Da möchte ich dabey ſeyn, wenn Rieſ und Oexle ihre gelehrte Anmerkungen einander mittheilen. Auswärts ſpricht man von ſolchen Klöſtern allerhand, Gutes und Böſes. Aber ich verſichere Ihnen, das Böſe iſt gröſtentheils baare Lügen und Verläumdung. Ein mißvergnügter Reiſender ſtreut oft Anekdoten aus, deren er ſich ſchämen müßte, wenn man ihn darüber zu Rede ſtellen wollte. Oft finden ſtolze und unbeugſame Gemüther,

denen man nichts recht thun kann, diejenige Aufnahme nicht, die sie zu verdienen glauben, wenn sie solche schon keineswegs verdienen; und rächen sich dafür durch falsche Auflagen, die ihr boshaftes Herz ohne Mühe ausschütter. Manchmal sind die Herrn Patres auch ein wenig zurückhaltend, wenn sich Fremde bey ihnen melden lassen. Wer kann sie darum verdenken? Sie sind schon oft für alle Ehre, die sie Reisenden angethan, für alle mögliche Höflichkeit, womit sie sie recht überschüttet haben, mit Undank belohnt worden. Aber, wenn sie Personen vor sich haben, aus deren Miene und ganzem Betragen sie sehen, daß sie ihnen trauen dörfen; da findet man sie als die verbindlichste und gefälligste Männer, denen man gut seyn muß. Die Ausfälle mancher auf die ihrer Meinung nach allzugrosse Reichthümer dieser Abbteyen sind auch oft sehr unüberlegt. Wenn man ein Zeuge davon gewesen ist, wie viel sie auf die Armuth verwenden; welche nahmhafte Summen sie vortrefliche Künstler, Baumeister, Maler, Bildhauer, und andere bey ihren Kirchen, Altären, Orgeln, bey dem Kirchenornate verdienen lassen; wie viel sie auf Bibliotheken verwenden; welchen

chen Aufwand der Besuch der Fremden Jahr aus Jahr ein verursacht, wo man nichts spart, sondern der Ehre einen manchen schönen Thaler aufopfert, so läßt sich die Rechnung leicht machen, daß, der grossen Einnahmen unerachtet, gute Wirthschaft dazu gehört, diß alles zu bestreiten. Räsonnire ich nicht billig, liebster Freund, da ich ein Lutheraner bin? Und viele von Ihrer Kirche würden, wie es die viele Schriften bezeugen, die die Welt seit einem Jahre gesehen hat, mit kaltem Blute zusehen, wenn alle Klöster in Einer Stunde im Rauch aufgiengen. Nein, da seye Gott vor. Lieber alle jene Schriften verbrannt, als das. Und denen in Schwaben, die ich gesehen habe, lasse ich ohnehin nichts geschehen. Sie sollen leben! Besonders — — — — doch Sie errathen schon, was ich für meyne, in denen ich so vergnügt gewesen bin. Haben Sie Geduld, im nächsten Briefe mache ich den Beschluß mit noch einigen, und dann werden Sie doch mit mir zufrieden seyn? Ich bin, trunken von dem Angedenken an Salem ꝛc.

VI. Brief.

Man muß durch die Fürſtenbergiſche Lande reiſen, wenn man von Salmansweiler nach N eingarten kommen will. Der Weg iſt aber nicht allzu anmuthig; und ich würde das Verdrießliche deſſelben noch weit mehr gefühlt haben, wenn ich mich nicht noch mit dem Angedenken an die erſtere Reichsabbtey unterhalten hätte. Warum **Weingarten** dieſen Namen hat, kann ich nicht begreifen. Es ſind, ſo viel mir wenigſtens bekannt worden iſt, weit und breit in dieſen Gegenden keine Weinberge. Und wenn auch hier herum Wein erzielt würde, ſo glaube ich gewiß, daß er den geiſtlichen Herren zu Weingarten nicht auf die Tafel kommen dürfte. Das Klima und der Boden können dieſem Produkte unmöglich günſtig ſeyn. Das hindert aber nicht, daß man nicht delicate Weine bey dieſen Herrn Benediktinern antreffen ſollte. Die Abbtey liegt nicht weit von der Reichsſtadt

Ravens

Ravenspurg, an dem Fluſſe Schuß. Zu ihren hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten gehört, daß hier das alte Vaterland der Welphen dieſer kleinen Könige von Schwaben iſt. Dieſe hatten hier ihre Reſidenz. Die Gottſeeligkeit Jementrud, einer Tochter Hildebrands, Herzogs von Schwaben, und Schweſter der Hildegard, einer Gemalin Kaiſers Karls des Groſſen verwandelte ſie in ein Gotteshaus, das unter den Reichsprälaturen Schwabens einen anſehnlichen Rang behauptet, und mit fetten Einkünften verſehen iſt. Wollen Sie noch mehr von ſolchen Dingen wiſſen, ſo ſchlagen Sie die Weingartenſche Chronik, ein lateiniſches Buch, auf, in welchem Sie Nachrichten genug finden werden. Bisher habe ich mich enthalten, Ihnen Anmerkungen über Gebäude, Reliquien, und dergleichen mitzutheilen. Dißmal aber kann ich es nicht unterlaſſen. Die Kirche iſt nicht gar alt, aber ſo prächtig, daß ſie, wie mir die Herrn Patres ſagten, für eine der ſchönſten in Deutſchland gehalten wird. Ich glaubte ihnen auf ihr Wort, denn ich konnte ihnen mit Ueberzeugung nicht widerſprechen. Sie hat würklich ein majeſtätiſches Anſehen: und wer

bey Religions-Uebungen die Sinne auch bedacht wissen will, wird sie dieser Absicht sehr gemäß finden. Eine sehr merkwürdige Reliquie zeigt man hier andächtigen katholischen Seelen. (Mir wurde sie nicht vorgewiesen, da man sich meines Glaubens und der gebührenden Ehrerbietung, die man solchen Dingen schuldig seyn soll, nicht so ganz versichert hielt, wie ich wohl merkte.) Etwas von dem Blute, das der Hauptmann **Longinus** aus der Seite Jesu am Kreuz aufgefangen haben soll. Ich höre, sie halten diese Reliquie für so ächt, daß sie den geringsten Widerspruch darüber nicht ertragen können. Bey mir hätten sie keinen zu besorgen gehabt: ich weiß mich an Ort und Stelle zu bescheiden, und weiß wohl, daß es nicht überall rathsam ist, besonders in solchen Materien, allzu offenherzig mit seiner Meynung herauszugehen. Vielleicht aber wäre mein Rang nicht groß genug, und ich deßhalb nicht fähig gewesen, das heilige Ueberbleibsel zu sehen: gerade wie in **Aachen** und **Nürnberg** solche kostbare und verehrungswürdige Dinge nur Personen vom höchsten Stande gezeiget werden. Wenn ich an der Aechtheit der Reliquie selbst auch nicht

zwei-

zweifelte, so hätte ich doch noch ein Bedenken wegen des Namens des Häuptmanns. Als einem Officier werden Sie mir es zu gute halten, daß ich mich um diesen kleinen Umstand bekümmere. Ich erinnere mich noch von der Schule her, daß man dieses Wort: Longinus aus einem Mißverstand eines griechischen Worts, das eine Lanze heissen, und wie Longinus lauten soll, herleitet. Die Patres hätten mir ohne Zweifel die Schwierigkeit vollkommen aufgelößt — die Litteratur soll hier in nicht geringer Achtung stehen. Ich merkte aber doch, daß es hie und da Häckchen haben müßte. Man ist den Alten sehr ergeben; so sehr, daß sich die Neuere bitterlich darüber beklagen könnten, wenn sie nicht weislich jedem hierinn seine eigene Meynung und Weise liessen: denn sie wissen wohl, daß eigentlich der Schade nicht auf ihrer, sondern auf der Seite derer ist, die so offenbar parteyisch für die Alte gesinnt sind. Weingarten kennt keine Bücher, auf deren Tittelblättern etwas von Berlin, Leipzig, oder Halle vorkommt. „Nicht wahr, Freund, das sind alte, „ehrliche, rechtschaffen gesinnte Rechtglaubige, „mit denen Sie tausendmal mehr, als mit den

„ Freydenkern zu S... S.... und K.....
„ zufrieden seyn werden?“ Meinetwegen! Und ich bin mit denen nicht zufrieden, die so intolerant sind, daß sie glauben, ausser den Gotteshäusern und den Orten, wo man Reliquien verehrt, seye kein gesunder Menschenverstand. Wir müssen leben und leben lassen. Die Herrn Patres zu Weingarten sind mit aller ihrer Orthodoxe doch nicht näher bey den Elisäischen Feldern, als ihre Brüder in andern Klöstern, die freyere Luft athmen. — Ehedessen war ein Beamter hier, Namens von Merlet, der in der Diplomatik sehr stark war. Ich wünschte, daß ich ihn noch angetroffen hätte. Ich vermuthe doch, daß er noch mehr Kenntnisse besessen habe, und auch etwa in andern Wissenschaften zu Hause gewesen sey. Ob er gestorben, weiß ich nicht. Ist er an einen andern Ort hin verpflanzt worden, so muß man ihn nur nicht für ganz rein in seiner Dogmatik gehalten haben, sonst hätte man ihn wohl beybehalten. Diplomatiker kann man in den Klöstern brauchen. Es ist oft um alte Urkunden zu thun, um ein Recht auf diß und jenes Gut oder Privilegium zu beweisen: da läßt man die Leute nicht gern aus der Hand, die hierinn Dienste

thun

thun können — Für dißmal nichts weiter von Reichsprälaturen aus Schwaben! Zur Abwechslung muß ich Ihnen etwas von Bayern erzählen. Ich habe in diesem Lande, von dem ich mir, ehe ich es bereißte, die nachtheiligste Begriffe machte, Klöster angetroffen, die denen in Schwaben nichts schenken. Bayern ist überhaupt das Paradies der Mönche. Wenn Oesterreich viele und reiche Klöster hat, so hat Bayern deren noch mehrere und reichere, nach Verhältniß der Größe beyder Staaten. Die Einkünfte des Fürsten können unmöglich viel dabey gewinnen. Wenn ich auf meiner Reise durch Bayern frug, wem dieses Gut und jener Hof, Mühle, Mayerey, Dorf, u. dgl. gehöre, so hieß es: dem Kloster — — — — — — — — — Haben denn die Klöster gar alles, dachte ich. Was ich weiter dachte, sage ich Ihnen nicht. Aber das werden Sie mit Dank von mir annehmen, wenn ich die Ehre habe, Sie zu versichern, daß der Besuch im ersten Kloster in Bayern, das ich betrat, alle die nasweise Einfälle, die ich über die Menge der Klöster bey mir selbst hatte, auf einmal wieder verdrungen hat. Ich kam nach Pollingen, das eine Probstey der regulirten Chorherrn Au-

gustiner-Ordens ist, nicht weit von der Stadt Weilheim in Ober-Bayern liegt, und ein hohes Alterthum hat, denn sie ist schon im [illegible] Jahrhundert gestiftet worden. Die Fama übertreibt sonst vieles. Hier aber hat sie die Wahrheit gesagt. Ja ich fand noch mehr, als ich erwartet hatte, da mich meine Neugierde sehr viel erwarten hieß. Wahrhaftig ein herrliches Kloster, dessen Angedenken ich in meinem Leben seegnen werde. Die Bewohner desselben priese ich bey dem ersten Eintritt an glücklich, da mir alles, was mir vorkam, die Gewähr dafür leistete, daß man hier an nichts Mangel habe, was immer zu einem vergnügten Leben erfordert wird. Diß Gotteshaus ist ein wahrer Musensiz. Apoll wandelt hier beynahe sichtbar in der Person des Prälaten. Sezen Sie, um ein Bild von diesem würdigen Mann zu entwerfen, in dem alle Züge kennbar ausgedrückt sind, alles lobens- und ruhmwürdige zusammen, so haben Sie den Abbt von Pollingen. Sein äusserliches schon läßt diejenige, die sich ihm nähern, etwas grosses erwarten. Seine Gelehrsamkeit ist nicht gemein: nicht nach dem Geschmak der Jahrhunderte, in denen es Zauberey und Got-

tes-

teslästerung war, nicht mit dem gemeinen Haufen zu denken, sondern der Wahrheit und Gründlichkeit in den Wissenschaften mit unerschrockenem Muth und unaufhaltbaren Eifer nachzugehen. Er ist überzeugt, daß auch in solchen Schriften, vor denen man an gewissen Orten das Kreuz macht, etwas gutes sey; und so billig, daß er nicht glaubt, alles was nicht im Kanonischen Recht, den Verordnungen der Concilien, und in ähnlichen Büchern stehe, seye gerade des Anathema würdig. Er ist deswegen kein Heterodoxe und Kezer, sondern der Lehre seiner Kirche mit Mund und Herzen zugethan: aber er behauptet, daß Billigkeit und Toleranz sehr gut damit zu vereinbaren seye. Männer von solchen Gesinnungen, von solchem Herzen, sollte man auf eine Kirchenversammlung zusammen berufen — Freund, das ist eine Bibliothek, die ich da gesehen habe! Sie übertrift, ohne andere auf dieser ihre Unkosten herabzusezen, alles, was man in diesem Fach in andern Klöstern findet. Vollständigkeit, Auswahl, Kostbarkeit, Ordnung, Bequemlichkeit, alles ist hier vereiniget. So vorzüglich lange gegen andere Klöster ich mich hier aufhielt, da ich erst nach Verfluß von

dreyen

dreyen Tagen wieder abreißte, so wenig konnte ich doch zu meinem wahren Bedauren mich satt darinn umsehen. Ich faßte bey meiner Abreise den Entschluß, jedoch, ohne mich etwas davon gegen dem Prälaten oder den Patribus merken zu lassen, dieses Kloster noch einmal zu besuchen, um das nachzuholen, was ich dißmal hatte versäumen müssen. Auf alle Fragen, die ich mit dem offensten Herzen, da ich sahe, mit was für Personen ich es zu thun hatte, in Absicht auf diß und jenes Buch, that, erhielt ich den leutseeligsten und gründlichsten Bescheid — Täglich werden neue Bücher angeschafft, ohne sich durch den hohen Werth, den sie manchmal haben, abschrecken zu lassen. „Wenn man am rechten „Orte spart," sagte einer von den Herrn, die um mich waren, da ich ihnen meine Verwunderung über die grosse Anzahl treflicher und kostbarer Bücher bezeugte, „so wird immer Rath zu dieser „Ausgabe." Der Herr Abbt hat den Grundsaz: daß sich die Ausgaben in andern Artikeln nach dieser; und nicht diese nach jenen richten müssen. So kann freylich etwas herauskommen! Ich wünschte hie und da den Herren Prälaten ähnliche Gesinnungen. Denn das fiel mir immer

hart,

hart auf, Bibliotheken und Litteratur in den Klöstern zu Nebensachen herab gewürdigt, und hingegen andere Dinge, die wahrlich sehr entbehrlich seyn mögen, zum Rang der Hauptsachen erhoben zu sehen. Ausser dem unvergleichlichen Bücher-Vorrath ist hier auch ein **Naturalien-Kabinet**, und eine beträchtliche Sammlung von **mathematischen Instrumenten**. Man hatte die Gütigkeit, mich alles sehen zu lassen, und ich merkte wohl, daß es nicht Prallerey, sondern Freundschaft und Begierde war, einen Reisenden an dem, woran sie so viel Vergnügen fanden, auch Theil nehmen zu lassen. Ich sehe, sagte ich, meine Herrn, daß man das kanonische Recht auch in Ihrer Kirche milde zu erklären weißt. Sie lassen sich den Titel, der darinnen vorkommt: von **Hexen, Zauberern** und **Mathematikern**, nicht anfechten. Sie lächelten darüber und gaben mir einen kleinen Verweis, der ihnen aber gewiß nicht von Herzen gieng. Zum Glück für die neuere Zeiten gibt es in unsern Tagen weniger Zauberer und Hexen, und desto mehrere Meßkünstler, und die Anzahl jener nimmt noch gerade desto mehr ab, je mehr diese zunehmen. In Gegenden, wo Philosophie und Mathema-

tik

tik und andere Wissenschaften, die mit diesen in näherer Verbindung stehen, im Ansehen sind, machte Gaßner ehmal wenige Progressen. Ich fand hie und da in Schwaben, wo ich durchreißte, noch Spuren von seinem Daseyn. Sie verlieren sich aber nach und nach. Der Mann starb zu rechter Zeit, sonst würde man noch wunderbare Auftritte gesehen haben — Nun Pollingen, Freund, diesem allein zu lieb sollten Sie ungesäumt eine Reise aus Westphalen nach Bayern machen. Sie haben es doch nicht gesehen. Ich reißte voller Vergnügen aus diesem Kloster ab, und wünschte den Patribus Glück, daß sie unter dem Hirtenstabe eines in aller Rücksicht so vortreflichen und verdienstvollen Prälaten stehen dürften. — Westobrunn wollte ich, da ich einmal in der Gegend war, nicht vorbengehen. Es ist eine Benediktiner-Abbtey, der Stifter muß viel auf dicke Waldungen gehalten haben, mit denen sie von allen Seiten umgeben ist. Sie ist sehr alt, und rührt aus dem achten Jahrhundert her. Das Auge findet hier viel merkwürdiges. So uralt die Kirche ist, so sehr gefiel sie mir, da sie von innen mit regelmäßigen Schönheiten beson-

ders,

beks, was Stuccatur-Arbeit betrift, prangt. Sie hat, wie alle beträchtliche Kirchen in der katholischen Christenheit, mehrere Altäre, an denen Vergoldungen und Meisterstücke von Bildhauer-Arbeit reichlich angebracht sind. Doch fällt der Hochaltar vor allen ins Gesicht. Er ist von ausnehmender Höhe, und vortreflicher Arbeit. Diese Kirche kann sich eines in derselbigen geschehenen grossen Wunderwerks rühmen, indem einer von den längst verstorbenen Aebbten von einem Krucifix, das mitten in der Kirche steht, durch seinen grossen Glauben und inbrünstiges Gebet zuwege gebracht haben soll, daß er Wasser in Wein verwandeln könnte. Noch wird davon in einem Glase gezeigt, und den frommen Seelen, die hieher zu diesem Krucifix kommen, davon zu kosten gegeben. Weil meine Reise keine Wallfarth war, so bekam ich den Wunderwein nicht zu versuchen. Der Gedanke gefällt mir doch noch besser, als wenn man von dem Wein, den der Erlöser zu Cana in Galiläa bey der bekannten Hochzeit zur Beruhigung seiner Mutter, und zum Besten der angehenden Eheleute aus Wasser hervorgebracht hatte, zu haben vorgäbe. Der Glaube muß

sich

sich zwar in einem Fall, wie in dem andern, Gewalt anthun: doch wird er sich die Anmuthungen, die ihm dißfalls zu Westobrunn geschehen, weniger sauer werden lassen, als wenn er zugleich den Transport des Weins von Galiläa nach Bayern, unversehrt und wohlbehalten, mit in die Rechnung nehmen müßte — Halten Sie nicht für atheistisch, was ich hier sage. Es ist eine kleine Rache, dafür, daß man mir nicht auch ein paar Tropfen von dem Wunderwein zu trinken gab — So orthodox man aber in Ansehung des metamorphosirten Wassers, mit mir hier verfuhr, so sehr muß ich die gütige Aufnahme, die ich fand, rühmen. Die Tafel war nach meinem Geschmak — Sie wissen, daß ich leckerhaft, und nicht mit jeder Küche zufrieden bin. Man weiß hier zu leben, und ein Fremder, dessen Magen nicht verdorben ist, wird den Maitre d'Hotel in Westobrunn in rühmlichem Andenken behalten. Sonst war mir in Ansehung des innern und hauptsächlich des gelehrten Zustandes in diesem Kloster der Abstrung von andern auf dasselbige ein wenig auffallend. Die Bewohner desselben müssen in Absicht auf Gedenkungsart, Lit-

Litteratur, Bibliotheken, u. ſ. w. eigene Ideen haben. Das ſeye ferne, daß ich dißfalls gar nichts meinen Wünſchen gemäſſes angetroffen hätte. Ich lernte den P. Hipper kennen, einen Gelehrten, mit dem mir die Unterhaltung höchſt angenehm und lehrreich wär, und mit dem ich mich, wenn es meine Umſtände zugelaſſen hätten, gerne noch weit länger würde beſprochen haben. Er mag ein Salz unter den andern Patribus ſeyn. Wir ſchieden ungerne von einander, und ich mußte ihm bey Seite verſprechen, daß ich einen gelehrten Briefwechſel mit ihm unterhalten wollte. Sie werden mir nicht oft ſchreiben dürfen, ſagte er; es iſt ein wenig weit von hier nach Ihrem Vaterlande. Gleich geſtimmte Gemüther ſind ſich immer nahe, antwortete ich, das Poſtgeld ſoll mich nicht dauren, und wenn ich alle 14. Tage Ihnen antworten müßte. Schenken Sie mir Ihr geneigtes Angedenken, und beweiſen es durch fleißige Zuſchriften —

Nehmen Sie vorlieb, liebſter Freund, mit meinen Bemerkungen, die ich hier ſchlieſſe. Haben Sie etwas feineres und unterhaltenderes

erwartet, ſo vergeben Sie mir, daß ich Sie ein wenig getäuſcht habe. Es war Ihnen doch eigentlich darum zu thun, daß ich mit dem, was ich in den Klöſtern in Schwaben und Bayern antreffen würde, vergnügt ſeyn ſollte. Und dieſen Endzweck haben Sie erreicht, das verſichere ich ohne Schmeicheley. Ich bin von ganzem Herzen ꝛc.

Ende.

Es leben die Prälaten!

Beobachtungen

auf einer neuen Reise

in verschiedene

Prälaturen

in Schwaben.

In Briefen

von einem Meklenburgischen Officier an seinen Freund in Westphalen.

Zweytes Heft.

Mit einer Zueignungsschrift an den Verfasser des katholischen Fantasien- und Prediger-Allmanachs.

Gedrukt im Jahr 1783.

Dem Verfaſſer

des

Katholiſchen Fantaſten-

und

Prediger-Allmanachs

ganz ergebenſt zugeeignet.

Mein Herr!

Allmanache, und kein Ende! Muſen- Theater- Kirchen- und Kezer- und nun auch ein katholiſcher Fantaſten- und Prediger-Allmanach! Recht ſehr erſchrak ich, als ich dieſes Ihr Werkchen zu Geſichte bekam. Kupfer, Tittelblatt, Vorrede, Innhalt — alles ſezte mich in Erſtaunen. Ich nahm mir fünf Tage darzu, es durchzuleſen, und am Ende wußte ich nicht, ob ich mich mehr über Ihrem Muth, oder über Ihre Kenntnis in der gelehrten Geſchichte, oder über Ihre — — verwundern ſollte. Ich bin kein Freund von Kazenkriegen, wenn ſchon, wie Sie auf dem Titelblatt dieſer Schrift werden gefunden haben, der Krieg, an ſich, meine Sache iſt. Nehmen Sie mit meiner Ausforderung vorlieb. Sie kommen beſſer weg, als wenn Sie es mit der ganzen Schaar derer, denen Sie ſo

heldenmäßig zu Leibe gegangen sind, oder wenigstens mit einigen derselben, die Sie allerdings des Wohlstands halber aus einer so verfänglichen Gesellschaft hätten weglassen sollen, aufnehmen müßten. Im Vertrauen! Ich wünschte, daß Sie den Gedanken, dem D. Bahrdt, wenn er anders, woran ich aber aus guten Gründen immer noch zweifle, der Verfasser des Kirchen- und Ketzer-Allmanachs ist, nachzuäffen, unterdrükt hätten. Es kommt nichts bey dieser Methode heraus. Sie sagen ja selbst, die Herren von der Klasse, mit der Sie so barbarisch verfahren sind, bessern sich nicht, und doch sollte die Besserung der Menschen der einzige Endzweck eines jeden ehrlichen Schriftstellers seyn. Zweklos arbeiten macht niemand Ehre. Der Trost, den Sie den Herren, mit denen Sie so jämmerlich umgesprungen sind, zusprechen, ist auch nicht viel werth. Sie werden doch die Götter der Erde, die der Verfasser des Rechtshandels der drey Könige zum wahren Aergerniß aller derer, die es wissen, was man gekrönten Häuptern schuldig ist, so unehrerbietig behan-

handelt hat, mit Ihren Allmanachs-Helden nicht in Parallele sezen wollen? Doch — ich weiß schon, was Sie mir antworten werden. Haben sich jene eine so scharfe Lauge gefallen lassen; so sollen diese noch froh dazu seyn, daß sie noch so gnädig davon gekommen sind. Ihr Schluß geht vom grössern auf das Kleinere. Ich kehre ihn mit Ihrer gütigen Erlaubnis um, oder gebe ihm, wenn Sie wollen, eine andere Wendung. Könige und Fürsten beleidigen, und sie zum Gespött und Gelächter darstellen, ist eine unverantwortliche Vergehung. Um so weniger kann man die Befugnis daraus herleiten, geringere Personen auf gleichen Fuß zu behandeln. Ausserdem wie kommen Sie als ein Katholik dazu, Männer, die ihr Stand und Beruf jedermann ehrwürdig macht, und deren Gebrechen man lieber um ihrer Würde willen zudecken, als vergrössern und lächerlich machen sollte, dergestalt auf den Pranger zu stellen, wie Sie gethan haben? Ich bin ein Protestant: aber Ihr Allmanach hat mir in eben dieser Rukſicht in der Seele weh gethan, und ich

schreibe Ihnen diese meine Beobachtungen in einigen schwäbischen Prälaturen deswegen zu, daß Sie von mir lernen und sich in Absicht auf verschiedene von Ihnen mißhandelte würdige Männer eines andern belehren lassen sollen — Sie sagen in Ihrer Vorrede, die so schlimm ist, als das Werk selbst: „Es sey einmal und bleibe Mode, „nicht, daß die Protestanten den Katholiken; „sondern daß die Katholiken den Protestanten in löblichen Unternehmungen nachahmen „und nachfolgen. Hätte nicht Bahrdt, „seinen Allmanach geliefert, so wäre wohl „an vorliegenden niemal gedacht worden.“ Verwünschte Mode des Nachahmens! Sie verstehen ja Latein, also wissen Sie auch, was der liebe Horaz schon vor mehr als 1000 Jahren den Nachahmern für einen derben Text gelesen hat: O imitatores — *pecus*. Die Nachahmer gehören also unter die gehörnte Geschöpfe auf Gottes Erdboden, wie Sie sich hie und da in Ihrem der Unsterblichkeit würdigen Werke auszudrücken beliehen. Hätten Sie immer den Protestanten in andern Dingen nachgeahmt, als hierinn!

Man

Man kann geſcheidere Dinge von ihnen lernen, als das. Ich wette faſt, Bahrdt, oder wer der Kirchen- und Kezerallmanachs-Schreiber ſonſt iſt, wird es erſt ſchmerzlich bereuen, was er gethan hat, wenn er ſieht, was er an Ihnen für einen Schüler erlebt hat. Das wäre auch würklich ein, ja Ihr einiges, Verdienſt, wenn Sie ihm zur Reue über ſeine Uebereilung Anlaß gegeben hätten. — Aber ich verirre mich zu weit. Alſo nur noch ein paar Worte zur Vertheidigung einiger von Ihnen zur Ungebühr beleidigten Männer, die ich perſönlich zu kennen die Ehre und das Vergnügen habe. Den Benediktiner, Gerard Heß, Prior in der Reichsprälatur Weingarten bedrohen Sie, ihn auch noch zu ſeiner Zeit in Ihrem Allmanach mitzunehmen, wenn er nicht mit ſeiner verſprochenen Abhandlung vom Blut Chriſti, das in ſeinem Kloſter aufgehoben werde, zu Hauß bleibe. Lernen Sie lieber von den Proteſtanten Toleranz als Allmanache ſchreiben, worinn der gute Name rechtſchaffener Männer angetaſtet wird, und laſſen Sie den Herrn Prior Heß immer

ſchreiben, was er will. Er iſt ein würdiger Gelehrter, der nicht bey Ihnen in die Schule gehen darf. Das Herz eines Mannes kann ohne Anſtand vortreflich ſeyn, wenn er ſchon in dogmatiſchen Dingen Begriffe hat, worinn nicht jederman eins mit ihm iſt.

Der Herr Profeſſor Schwarzel in Innsbruk wird ſich hoffentlich Ihre Drohungen und Ihren hohen Ton, mit welchem Sie ſeine gelehrte Arbeiten meiſtern wollen, nicht irren laſſen. Womit beweiſen Sie, daß ſeine Schriften ein erbärmliches Geſchmiere ſeyen? Es iſt doch kein Fantaſten-Allmanach — verſtehen Sie mich? — Schwarzel iſt ein verdienſtvoller Mann, die Mediſance mag über ihn ſagen, was ſie will. Sehen Sie zu, daß Sie nicht in den Fall kommen, daß das Sprüchlein auf Sie angewendet werden muß: Malis displicere laudari eſt. Auch die Abbtey Salmannsweiler laſſen Sie über die Klinge ſpringen, und drohen ihr mit den nämlichen Heimſuchungen, wie dem Herrn Heß und

Schwar-

Schwarzel. Sie beſchuldigen ihre Kapitularen, einer übergroſſen Mönchsdummheit und Unverträglichkeit. Wo Sie dieſe Nachrichten herhaben müſſen? Nicht wahr, das ſchreiben Sie auf gut Glük jenem im deutſchen Muſeum nach, der auch im finſtern getappt hat? Ich bin ſelbſt in Salem geweſen: aber ich habe gerade das Gegentheil von dem angetroffen, was Sie behaupten. Kürze halber verweiſe ich Sie auf meine Beobachtungen auf einer kleinen Reiſe in verſchiedene Prälaturen in Bayern und Schwaben. Ich darf Ihnen wohl zumuthen, ſolche zu leſen; ich habe Ihrem Fantaſten Allmanach ja auch die Ehre angethan, ſolchem nicht nur einige Stunden ſondern ſo gar Tage zu ſchenken. Den Herrn Abbt Georg von Roggenburg laſſen Sie nicht mit einer bloſſen Bedrohung wegkommen; ſondern ſezen ihn lieber gar kurzweg unter die von Ihnen ſo genannte Fantaſten hinein. Dieſer Herr iſt einer von denen, die ich perſönlich zu kennen das Glük habe, ſo wie den Herrn Abbt Holzmayer zu Gleink im Lande ob der Ens: und ich nehme keinen An-

Anſtand, Ihnen mein ganzes Herz hiemit dißfalls zu eröfnen. Es wird nicht viel fehlen, ſo habe ich für die allermeiſte, die in Ihrem Allmanach ſo ſchwarz bezeichnet ſind, eben deswegen Hochachtung und Ehrerbietung, weil ſie Ihnen mißfallen, und weil der Abbt Georg und Holzmayer die Männer ſind, von denen man nicht ohne die gröſte Ungerechtigkeit ſo denken und ſchreiben kann, wie Sie. Jener iſt ein Gekehrter, der die alte Litteratur ſchäzt. Laſſen Sie ihm ſeine Weiſe, wenn er mit den Schriften der Neuern nicht ſo zufrieden iſt, als Sie glauben, daß er es ſeyn ſeyn ſollte. Hätte er bey den Alten auch ſolche Fantaſten-Allmanache angetroffen, als der iſt, womit Sie die gelehrte Welt beglükt haben, und unter den Neuern nicht; ſo würde ſein Geſchmack für die Neuere, und nicht für die Alte entſcheiden: und das von Rechtswegen! Sie charakteriſiren ihn kurz, und nennen ihn einen Narren. Nicht doch! Haben Sie denn bereits die Stimmen von der ganzen gelehrten Welt eingeſammelt? Seyen Sie auf Ihrer Hut; das Blatt möchte ſich wenden, und

es

es könnte, wenn man der Sache auf den Grund sieht, ein schändlicher Tausch herausspringen. Ihre Aeusserungen über den Herrn Abbt Holzmayer sind nichts geringeres, als ein förmliches Paßquill. Womit sind Sie von ihm beleidiget worden? Ich stehe Ihnen dafür, daß er ein rechtverdienter Mann ist, der mit eigenen Arbeiten, auch sehr wohlgerathenen Uebersezungen bey Kennern Ruhm erworben hat, um den Sie ihn nicht bringen werden. Er besizt eine vortrefliche Bibliothek, die eine sehr vollständige Bibelsammlung enthält. Vielleicht ist Ihnen lezterer Umstand ein Dorn im Auge, und Sie haben ihn etwa gar als einen heimlichen Protestanten im Verdachte.

Haben Sie das Allmanachschreiben von Protestanten abgesehen; warum sollten Sie einem Mann abhold seyn können, der in einem rühmlichern Punkten den Protestanten ähnlich ist? Die Artikel: Clemens Wenzel, Garampi, Migazzi, August Philipp Karl Limburg Stirum, Machault, Maximilian Christ. Aug. Mar. Freyherr von Rodt,

Rodt, u. a. betreffen Personen von solchem Rang, daß sie füglich aus Ihrer Lästerschrift hätttten wegbleiben können. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen bereits wegen der famösen Schrift: Rechtshandel der drey Könige oben zu Gemüth geführt habe. Oder glaubten Sie etwa, dem Ding ein grösseres Ansehen zu verschaffen, wenn auch erhabene Namen darinn vorkämen? Und hiemit nehme ich von Ihnen Abschied. Wollen Sie mich im Nachtrag zu Ihrem Allmanach um der Briefe willen, die ich Ihnen hiemit zuschreibe, auch mitgehen lassen, so wäre das eine Ausnahme von der Regel; denn ich bin ein protestantischer Offizier, und heisse

P. R. v. * * *

Vor-

Reise des Pabst nach Wien. 30 kr.
Neue Mönchsbriefe, 4 Theile. 2 fl. 15 kr.
Biographie eines Mönchen, oder Begebenheiten des P. Hyacinth. 1 fl.
Das Ende des Cölibats der römisch-katholischen Geistlichkeit an dem Ende des achtzehenden Jahrhunderts. 36 kr.
Ganganelli und Luther ein Briefwechsel aus Elysium über die gegenwärtige Bewegungen in der römischen Kirche, 8. 1782. 36 kr.
Magazin für Mönche und Nonnen, 1tes und 2tes Stük, 8. 1782. 40 kr.
Kleiner Staats-Religions- und Reformations-Katechismus fürs Jahrs 1782. und wann es seyn muß vor alle Zeiten, 8. 1782. 10 kr.
Die Heimreise des Pabst Pius des VI. von Wien nach Rom, 8. 1782. 15 kr.
Sendschreiben an einen Freund über die Anrede des Herrn Rektor Mertens in Augsburg an Pius VI. welche er knieend gehalten, 8. 1782. 8 kr.
Die Aufhebung der Klausur eine wahre Wohlthat für den Staat und kein Schade, 8. 1782. 24 kr.
Der Pabst, Kardinäle, Bischöfe, Pfarrer, sind sie das nicht, für was man sie bisher gehalten hat? 8. 1782. 10 kr.
Einem jedem das Seinige! oder Gedanken über die Pfingst-Predigt des Herrn Mezen in Augsburg, wer das Oberhaupt der Kirche sey, Kaiser oder Pabst? 8. 1782. 10 kr.
Wie geht es dann eigentlich in den Klöstern der Bettelmönche zu? 8. 1783. 1 fl.
Das Grab der Bettelmönche, 8. 1782. 30 kr.
Nicht mehr und nicht weniger als XII. Apostel, 8. 36 kr.
Ueber die Rechte des Staats den ehelosen Stand der Weltgeistlichen betreffend, 8. 1783. 10 kr.
Ja der Kaiser hat Recht: oder vertraute Briefe über die Aufhebung der Klöster, 8. 1782 20 kr.
Le Bret pragmatische Geschichte der Bulle in Cœna Domini, mit ihren entsezlichen Folgen, 4 Theile, 4. 4 fl.

Vorrede.

Nichts hätte ich weniger vermuthet, als daß die paar Bögen, in denen ich meinem Freunde meine Beobachtungen über einige Prälaturen in Bayern und Schwaben mitgetheilt habe, einen ſolchen Lermen verurſachen würden, als zu meinem wahren und groſſen Verdruß würklich ge-

ſchehen iſt. Wie hätte mir etwas dergleichen träumen ſollen? Unverfänglicher hätte ich doch wahrhaftig nicht ſchreiben können, als ich geſchrieben habe. Auch ſo gar diejenige Herren, die ſich für beleidigt halten, werden, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollen, geſtehen müſſen, daß ich in den Stellen, mit denen man ſo unzufrieden iſt, mich doch gewiß mit aller möglichen Beſcheidenheit und Diſkretion ausgedrükt habe. Unſchuldige Scherze wird man doch nicht ſo hoch aufmuzen wollen? Und wenn man noch dazu bedenkt, daß ich ein Proteſtante bin, das ich gar nicht läugne, und meinen katholiſchen Freund gewiß nicht beleidigen wollte, ſo weiß ich vollends gar nicht, warum ich ſo ſaure Geſichter verdient haben ſoll? Noch weher thut mir das, daß Unſchuldige unter der Sache leiden müſſen. Man hat auf dieſen und jenen Buchhändler als Verleger dieſer armen Briefe gerathen. Verſchiedene

Klo-

Klöster haben diesen und jenen mit allem Gewalt dringen und zwingen wollen, daß er sich als Verleger angebe. Man hat einem und dem andern Freundschaft und weiß nicht was alles aufgekündet, daß er sich zum Werkzeug bey diesem Handel habe brauchen lassen. Und es ist einer von den Beklagten so unschuldig hierinn, als der andere. Ich muß es würklich allen denen, die man im Verdacht gehabt hat und noch hat, daß sie dieses gute Kind zur Geburt und an das Tageslicht haben befördern helfen, zum Ruhm nachsagen, daß sie aus Zärtlichkeit ihres Gewissens, und aus liebreicher Besorgniß, hie und da anzustossen, mir mit Achselzucken, einer nach dem andern, antworteten, da ich ihnen diese Briefe mit der theuren Versicherung, daß sie keine Gefahr haben würden, und in der redlichsten Absicht, keinem Menschen nur Einen trüben Augenblik zu machen, zum Verlag anbot. Ueberall mußte ich un-

verrichteter Sachen abziehen. Was blieb mir übrig, als ſelbſt der Verleger zu ſeyn? Einige meiner Leſer werden aus ihrem eigenen Gefühle wiſſen, wie einem Schriftſteller zu Muthe iſt, der ſich gerne gedrukt ſehen möchte. Wenn einmal das Schriftchen fertig iſt, ſo möchte man ſolches, es koſte was es wolle, ans Licht treten ſehen. So gieng es mir. Keinen Verleger fand ich. Was Raths? Ich ſtund ſelbſt in die Lücken, und ließ meine Beobachtungen auf meine Koſten drucken. Alles, was ich mit den demüthigſten Mienen und Geberden von den Verlegern, die mir einen ſolchen Spott auf meine Waare legten, erhalten konnte, war das, daß ſie ſolche in Kommißion zum Verkauf übernahmen. Will man ihnen auch das übel nehmen, ſo mache ich mich hiemit anheiſchig, auch dieſe Schuld zu tragen. Ehrlicher und aufrichtiger kann man gewiß nicht herausgehen, als ich hier thue. Mit den Briefen, die

die ich hier den Lesern vorlege, gieng es nicht besser, als mit den ersten. Ich bin nur froh, daß man mir solche wieder in Kommißion zu verkaufen abnimmt. Zwar, wer weiß, was geschieht? Ein allzufurchtsamer Buchhändler darf sie nur durchblättern, und auf Abentheuer ausgehen, so schlägt er mir solche wieder heim, und denn bleiben sie mir auf dem Halse. Darauf will ichs ankommen lassen, und nun zum Beschluß den mißmüthigen Herrn nur noch Eins ans Herz legen, das etwa desto besser Eingang bey ihnen findet, weil sie einen protestantischen Officier noch für unparteyischer halten, als einen evangelischen Geistlichen. In den Klöstern sollte man es zuerst wissen und üben: Vergeltet nicht Böses mit Bösem und Scheltwort mit Scheltwort. Sammlet lieber feurige Kohlen auf das Haupt eurer Feinde. Gesezt, ich hätte denen, die heimlich und öffentlich so

böse über mich sind, Beleidigungen zugefügt — eine Beschuldigung, der ich dennoch, bey aller meiner Aufrichtigkeit mich nicht annehmen kann — Gesezt, ich hätte mit Schelworten um mich geworfen — ein Vorwurf, den eine jede Sylbe meiner Briefe widerlegt — so würde es geistliche Herren, die durch Lehre und Leben andere erbauen, nicht kleiden, gleiches mit gleichem zu vergelten. Intoleranz habe ich nirgends blicken lassen: warum sollte mir nicht auch menschenfreundliche Duldung wiederfahren dörfen? Ich gehe aber noch einen Schritt weiter, aber alsdenn verlasse ich mich darauf, daß der Friede hergestellt seyn werde: Vergeben Sie mir samt und sonders, wenn und wo ich Ihnen mit Wissen und Willen — wenn Sie ja den Frieden auf keine gelindere Bedingungen schliessen wollen — Unrecht gethan habe. Mehr wird man doch von mir nicht verlangen? Sind andere mei-

ner

ner Leſer, die an dieſen Zwiſtigkeiten keinen Theil nehmen, ſondern dieſer unblutigen Fehde von ferne gelaſſen zuſehen, mit mir und meinen Beobachtungen zufrieden, ſo nehmen ſie dieſes zweyte Stük derſelben eben ſo geneigt auf, als das erſte. Ich habe vielleicht das Vergnügen, ihnen noch mehrere Bemerkungen über die Klöſter in Franken, Bayern und am Rhein, die ich bereits beſucht habe, in der Folge mitzutheilen. Die Verleger beſſern ſich etwa in Zukunft, und laſſen ſich von ihrer übertriebenen Furchtſamkeit heilen; ſo iſt mir die meinem Stand und Beruf ganz und gar nicht angemeſſene Mühe mich mit dem Verlag ſelbſt abzugeben, erſpart, und ich kann mit freyerem Herzen niederſchreiben, was ich meine Leſer gern wiſſen lieſſe. Der Türkenkrieg iſt wieder auf eine Weile verſchoben, oder lieber kommt er gar nicht zu Stande:

ſo bin ich deſto gewiſſer vor dem Kizel ſicher, als Volontair bey der Rußiſchen oder Preußiſchen Armee Konſtantinopel erobern zu helfen —

S. den 3. März 1783.

VII. Brief.

Sie hätten, schätzbarster Freund, in mein Herz sehen sollen, als ich Ihre erste Antwort auf meine Briefe, die Ihnen Nachricht von meinen kleinen Reisen gaben, erbrach. Ganz wohl war mir nicht zu Muthe. Ich habe ein zärtliches Gewissen, daher fielen mir bey einem jeden Wort Ihres Schreibens alle die kleine Neckereyen ein, die ich hie und da über Ihre Religion angebracht hatte. Doch Sie haben mich verstanden, und kennen mein Herz. Sie hätten mir sonst gewiß den Vorschlag zum Besuch der katholischen Klöster nicht gethan, da Sie wohl, und besser, als ich selbst, wußten, was für seltsame und einem protestantischen Officier doppelt auffal-

lende Dinge ich in denſelben antreffen würde. Ihre Einwürfe, die Sie mir wider einen und den andern Umſtand in meinen Erzählungen gemacht haben, will ich, ſo viel möglich beantworten, ehe ich in meinen Bemerkungen fortfahre: und wenn ich mit den Antworten Ihnen keine Genüge thun ſollte, gern bekennen, daß ich Unrecht habe. Ich ſchreibe Ihnen von Heſſen gern einen beſſern Beobachtungsgeiſt zu, als mir. Doch werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich behaupte, daß ein Katholik immer andere Augen in den katholiſchen Klöſtern hat, als ein Proteſtant. Sie machen mir z. E. den Vorwurf, ich habe Sie zu wenig mit Nachrichten von den Schönheiten der Lage der Klöſter, der Gebäude, der Malereyen in den Kirchen und ſ. w. unterhalten. Darauf könnte ich Ihnen verſchiedenes ſagen. Voraus wiſſen Sie, und belieben ſich aus meinen Briefen des Geſtändniſſes zu erinnern, daß ich von Werken der Kunſt kein Kenner und alſo auch kein ſonderlicher Liebhaber ſey. Hätte ich denn meine Unwiſſenheit und meinen ſchlechten Geſchmak verrathen und mich Ihnen preiß geben

ben ſollen? Das werden Sie mir doch nicht zumuthen? Ueberdiß habe ich doch von ſolchen Orten, wo ich ſonſt wenig nach meinem Geſchmak antraf, nur um meine Briefe und Nachrichten nicht gar zu mager zu machen, hie und da etwas hiehergehöriges angebracht. Ich ſuchte ganz andere Gegenſtände, als nur meine Augen zu weiden; wo ich ſolche fand, war ich zu allem andern blind. So gieng es mir zu S . . . S . . K . . . P . . . Die Unterhaltung in dieſen 4. Gotteshäuſern überwog alles andere; und wenn ich die Merkwürdigkeiten von Rom und Florenz, von Amſterdam und Verſailles daſelbſt auf Einem Haufen angetroffen hätte, ſo würden ſie gegen der Befriedigung, die mein Geiſt fand, allen Reiz verloren haben. Ich bin nun einmal ſo, und werde hienieden nimmer anders. Aufgeklärte Köpfe und Bidermänner ziehe ich allem in der Welt vor: dieſe ſuche ich auf, und wo ich ſo glüklich bin, ſolche zu finden, da ſind ſie mir willkommen; und ich vergäſſe über dem Umgang mit ihnen die ſchmuzigſte Hütte, wenn ich darinn ganze Wochen mit ihnen zubringen müßte. Finde

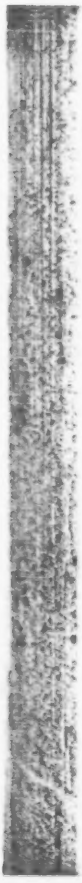
ich

ich nicht, was ich ſuche, — daß mir das auch bisweilen wiederfahren iſt, glauben Sie gewiß, wenn ich es Ihnen auch nicht ſage — ſo nehme ich mit andern Dingen vorlieb, die etwa bey andern Reiſenden die Haupſache ſind. Ich bin kein Koſtverächter. Die Klöſter, in denen ich gut bewirthet wurde, bleiben mir immer in friſchem und dankbarem Angedenken, wenn auch mein Geiſt und Herz in denſelben nicht ſo, wie ich wünſchte, befriediget wurde. Sie ſcheinen einige meiner Gloſſen über heilige Dinge, Reliquien und dergleichen empfindlich aufgenommen zu haben. Ich erinnere mich nicht, daß ich Ihnen mit ſolchen Erzählungen viel beſchwerlich geweſen wäre. Das Blut Chriſti, das man zu Weingarten haben will, ließ ich ohne alle Kritik vorbeygehen. Die Sache an ſich iſt mir zu heilig, als daß ich mir das mindeſte anſtößige erlauben ſollte. Nur über den Namen des Hauptmanns Longinus hielte ich mich auf: Und bis mir dieſer Zweifel aufgelößt wird, werde ich wohl dißfalls nicht anders Sinnes werden. Was ich aus Gelegenheit des Wunderweins, den man zu Weſſ-

ſens

ſenbrunn in Bayern zu beſitzen vorgibt, ge-
ſagt habe, das haben Sie wider alle meine
Abſicht ganz unrecht verſtanden. Sie zeihen
mich, daß ich an dem Wunder, das Chriſtus
bey der Hochzeit zu Cana in Galiläa, da er
Waſſer in Wein verwandelte, zweifle, und
mich dardurch nicht nur als einen unkatholi-
ſchen Kezer, ſondern gar als einen Freygeiſt
verrathe. An jenem Wunder zu zweifeln, iſt
mir nie in den Sinn gekommen. Ich ſchrieb
Ihnen bloß, wenn Sie meine gewiß beſtimm-
te Ausdrücke nachſehen wollen: „Dem Glau-
„ben guter chriſtkatholiſcher Seelen werde nicht
„ſo viel zugemuthet, wenn er die Geſchichte
„des durch den Abbt in Weſſenbrunn in Wein
„verwandelten Waſſers für wahr halten ſoll;
„als wenn man in dieſem Kloſter von dem zu
„Cana in Galiläa in Wein verwandelten Waſ-
„ſer, der wohlbehalten nach Bayern gebracht
„worden ſey, zu beſizen behauptete.“ Läugne
ich dardurch jenes Wunder, das Chriſtus ver-
richtet hat? Ich denke nicht. Doch Sie
wollten mich vermuthlich in ſolchen Dingen be-
hutſam machen; und ich will mir Ihren Wink
merken.

Ferner



Ferner ſind Sie mit meinen Anmerkungen über das Chor- und Veſperſingen, über die Chorhemder der Auguſtiner Chorherrn zu den Wengen in Ulm, über die Auszüge aus den zwo Leb- und Trauerreden, und ich weiß nicht was alles noch mehr, unzufrieden. Sie müſſen einmal gerade eine trübſeelige Stunde gehabt haben, da Sie dieſe Dinge laſen: Oder wollten Sie den rechten orthodoxen Katholiken bey mir als einem ehrlichen und geraden Proteſtanten machen. Hätte ich das voraus gewußt, ſo hätte ich damit zurükbleiben können, um Ihres zärtlichen Gefühls zu ſchonen. Vergeben Sie mirs. Mit dieſer Genugthuung nehmen Sie doch vorlieb? Wer weiß, ob Sie gegen mir ſo nachgiebig wären, wenn es meinen Luther und ſeine Schüler angienge? Der Geſang gellt mir doch noch in meinen Ohren, er mag andern ſo erbaulich vorkommen, als er will. Und die Chorhemder waren eben doch nicht weiß. Da ich als Officier bey meinen Untergebenen in Anſehung der Wäſche ſehr pünktlich bin, ſo ſollten Sie nur aus dieſem Grund es nicht ſo genau mit meinem Tadel genommen haben. Die zwo

Reden

Reden überſende ich Ihnen hiemit ganz, damit Sie ſehen, daß ich nicht unrecht habe; und verurtheile Sie dazu, ſie durchzuleſen. Was gilts, Sie ſtimmen in meine Kritik in Ihrem Herzen ein, wenn Sie es auch ſchon nicht ausdrüklich geſtehen? Daß in der Gegend der Reichsabbtey Weingarten Weinwachs ſeye, darüber will ich herzlich gerne Belehrung von Ihnen annehmen. Ich ſchriebe ja nur, daß ich keine Weinberge geſehen habe. Ich muß nur in dem Wagen geſchlafen haben, da ich vorbeyfuhr. Der Wein, den ich da zu trinken bekam, ſchien mir nicht dort zu Hauſe zu ſeyn. Irren iſt menſchlich. Der Name des Orts, Weingarten, ſcheint mir wenigſtens nichts zu beweiſen. Ich gebe Ihnen aber gern gewonnen. Nun bey meinen weiteren Beobachtungen will ich aller meiner Genauigkeit im Erzählen aufbieten, ja Ihre Empfindlichkeit nicht abermal wider mich zu reizen. Im nächſten Briefe, den Sie bälder, als ich es Anfangs im Sinn hatte, von mir erhalten ſollen, fahre ich fort, weil Sie mich doch aufmuntern mit meinen Zuſchriften nicht abzubrechen, Ihnen von dem

dem Erfolg meiner Reiſe Nachricht zu geben. Ich bin von Herzen —

VIII. Brief.

Die paar Klöſter in Bayern, wovon ich Sie in meinem vorlezten Schreiben unterhielt, beweiſen nicht, wie Sie wohl glauben dörften, daß ich mit den Gotteshäuſern in Schwaben ſchon am Ende ſey. Keines derſelben habe ich unbeſucht gelaſſen; und wenn Sie von einem oder dem andern keine Nachrichten aus meiner Feder leſen — ich weiß noch nicht, was geſchieht, weil ich nun aus der Erfahrung gelernt habe, daß Offenherzigkeit nicht immer wohl bey Ihnen angelegt iſt — ſo denken Sie nur, ich habe nichts gefunden, das ich Ihrer Aufmerkſamkeit und Ihres feinen Geſchmaks würdig hielt. In der Reichsſtadt Kaufbeuern, deren Innwohner theils katholiſch, theils evangeliſch ſind, mußte ich einige Tage ſtill liegen, da mir die Witterung zur Fortſezung meiner Reiſe nicht allzuvortheilhaft ſchien.

schien. Ich nahm meine Herberge in einem katholischen Gasthofe, um daselbst von den etwa in der Nähe liegenden Klöstern einige vorläufige Nachrichten einzuziehen. Meine Absicht schlug mir nicht fehl. Der Wirth, ein eifriger Katholike, wie das der Fall ordentlich in denjenigen Orten ist, wo Katholiken und Lutheraner zusammen wohnen, wußte mir eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, die in der Benediktiner Abbtey Yrrsee, die nur eine halbe Meile von Kaufbeuren entfernt liege, anzutreffen seyen, zu erzählen, daß ich, wenn ich auch nicht auf die Klöster ausgereist wäre, mich nicht hätte entziehen können, Yrrseen zu besuchen. Ich hatte das Herz dieses Mannes ganz durch meine Toleranz gewonnen, daß ich als ein Lutheraner, für den ich mich gleich beym Eintritt in sein Haus von ungefehr bekannt hatte, mit Vorbeygehung der Wirthshäuser meiner Religionsverwandten, bey ihm abgetreten war, und er erbot sich, so bald wir ein wenig bekannt worden waren, mich aus Devotion und Dankbarkeit frey nach Yrrsee bringen zu lassen, auch mir bey dem Herrn Reichsabbt und einigen der wichtigsten Kapitularen, mit denen

er immer Verkehr habe, Addreße zu verschaffen, wobey ich nicht übel fahren würde. Ich mußte dem Mann gut seyn, der meiner auf andere Absichten gegründeten Einkehr in seinem Hause eine für meine Gedenkungsart so vortheilhafte Wendung zu geben wußte, und nahm, so weit ich sonst davon entfernt bin, Sparsamkeit zu üben, unter der meine Ehre leiden könnte, sein gutmeinendes Erbieten an. Die Luft heiterte sich auf, und nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen in Kaufbeuren, in denen mir doch die Zeit bey meinem muntern und ehrlichen Wirth nicht lang wurde, begleitete er mich nach Irrsee, und drang recht in mich, daß ich den Aufenthalt daselbst nicht so kurz abbrechen sollte: ich würde auch nur um seinetwillen, sehr willkommen seyn. Die rasche und wohlgefütterte Pferde brachten uns in weniger als einer halben Stunde dahin. Das Kloster liegt nicht weit von dem Flusse Wertach, mitten in einem Walde, der zur Beholzung der Abbtey und zu beträchtlichen Einnahmen aus dem Verkaufe des entbehrlichen Holzes von nicht geringer Bedeutung seyn muß, wenn er schon vielleicht im vorigen Jahrhundert noch weit ansehnlicher war.

Ich

Ich weiß nicht, warum mir nur bey Irrsee die Nachbarschaft eines Flusses so besonder auffiel. Wenn ich mich recht erinnere, so findet man kein einiges bedeutendes Gotteshaus, das nicht einen Fluß in der Nähe hätte. Die Ursache ist leicht zu errathen. Fische von allerhand Gattung gehören nicht nur als Leckerbissen überhaupt auf die Tafeln der Geistlichen Herren; sondern sie sind bekanntlich auch ein Theil der Speisen, womit sie sich in den Zeiten, da das Fleisch essen eine Todsünde ist, für den Abgang des Fleisches schadlos halten müßen. Die Köche wissen vortreflich mit der Zubereitung der Fische auf die mannigfaltigste Art, die sich nur denken läßt, umzugehen: und ich habe, seit dem ich in den Klöstern gespeist habe, ganz andere Begriffe von der Klosterdisciplin in diesem Stük bekommen. Die vierzigtägige Enthaltung vom Fleisch muß ihnen auf diese Weise ganz erträglich werden. — Der Name Irrsee soll, wie mir ein Kapitular sagte, von dem lateinischen *Urfinum* herkommen. Die Stifter desselben, Heinrich, Marggraf von Rumsperg, und seine Söhne, Gottfried und Berchthold, nebst ihrer Schwester Irmel-

gard, sollen, da sie als Abkömmlinge des berühmten Ursinischen Geschlechts in Rom, sich aus Italien haben flüchten müssen, in die Schweiz und nach Schwaben gewendet haben. Ihre Leichname liegen in der Stiftskirche begraben. Die Abbtey ist nunmehr gerade 600 Jahr alt. Im vierzehnten Jahrhundert hatte das Gotteshaus einen Abbt, der noch immer keinen guten Namen in Irrsee hat. Er war ein Verschwender, und man erzählt von ihm, Crösus Schätze würden durch seine Art Haus zu halten geschmolzen seyn, die Einkünfte nahmen unter ihm täglich ab: die Güter wurden verkauft, und die Mönche sahen sich endlich Armuth halber gar genöthigt, das Kloster zu verlassen, so, daß endlich auch der Abbt sich um eine andere Wohnung umsehen mußte. Sein Nachfolger schlug einen andern Weg ein. Er war des gerade Widerspiel von dem Verschwender, und trieb die Haushältigkeit so weit, daß er selbst das Feld baute und die Zehnden einsammelte. Man sollte ihm darüber keine Vorwürfe machen. Es gelang ihm, die Einkünfte wieder auf einen guten Fuß zu setzen; und nun ist Irrsee eine von den Abbteyen, die man ein

irrdisches Paradiß nennen kann. Sie besizt einige Dörfer, die ein nahmhaftes eintragen müssen. Das Convent bestehet aus einem Prior, Subprior, Senior und ein und zwanzig Kapitularen. Die Gebäude sind sehenswürdig; die Kirche freylich nach alter Art gebaut, aber doch nicht ohne Schönheiten von mancherley Gattung. Diese Herrn Benediktiner geben sich auch mit dem Unterricht der Jugend in den Wissenschaften ab. Nach ihrer Methode hatte ich keine Gelegenheit mich genau zu erkundigen. So bald ich den Herrn Reichs Prälaten kennen lernte, wußte ich schon, was ich von jener dünken sollte. Ich gewann ihn als einen rechtschaffenen Mann in der ersten Stunde, als ich das Glück hatte, mit ihm bekannt zu werden, von Herzen lieb, und meine Hochachtung für ihn nahm mit jedem Augenblik zu, den ich in seinem Umgang zubrachte. Im gelehrten Fache dünkte er mich nicht sehr modern zu seyn. Daher erhält die Bibliothek unter seiner Regierung auch den Zuwachs nicht, dessen sie meinem Ermessen nach bedürfte, und zu dem die sehr grosse Einkünfte des Gotteshauses immer mehr als zureichend wären. Vielleicht liegt ihm das

Beyspiel eines seiner Vorfahren, Peters von Buisweil, des verschwenderischen Abbts, von dem ich oben Meldung gethan habe, allzutief im Sinn, und er will sich durch den Ankauf allzuvieler Bücher keinen bösen Namen in der Geschichte und in den Annalen seines Gotteshauses machen. Das wäre aber doch die Besorgnis ein wenig zu weit getrieben. Man kann in allen Dingen zu viel thun. Aber zu wenig ist auch nicht gut. Unter den Patribus sind verschiedene wackere Männer, deren Lieblings-Studium Philosophie und Mathematik ist, worinn sie sich bey Kennern wahren Ruhm erworben haben. Sollte man nicht nur auch diesen zu Gefallen ein übriges bey der Vermehrung der Büchersammlung thun? Sie müssen ja, wenn ihr Wille, in den Wissenschaften weiter zu kommen, noch so gut, und ihr Eifer noch so groß wäre, bey dem Mangel der nöthigen gelehrten Hülfsmittel zurükbleiben: Und die Jugend, deren Unterrichte sie sich vermög ihrer Ordensregel widmen, gewinnt auch nichts dabey. Wie kann man doch, besonders in der Philosophie und den mathematischen und physikalischen Wissenschaften weiter kommen, wenn

man

man in den neuern Schriften, die von diesen Disciplinen handeln, immer ein Fremdling bleibt? — Doch das sind nur so meine Gedanken. Ich will dem Herrn Abbt nichts vorgeschrieben haben. Ich bin so sehr über die liebreiche Aufnahme, die ich in Irrsee genossen habe, gerührt, und dankbar dafür, daß ich mir auch nur den Schein eines Undanks selbst nicht verzeihen würde. Nicht wahr, sagte mein Begleiter, der ehrliche Wirth von Kaufbeuren zu mir, als ich aus dem Kloster Abschied genommen hatte, und mich wieder zu ihm in den Wagen sezte, „Sie haben Ihre Rechnung bey diesen braven Herrn in Irrsee gefunden? Ich dachte es, daß Sie vergnügt „seyn würden, und wünsche mir Glük dazu, „daß ich die Ehre genossen habe, Sie dahin „zu führen. Der Abbt, fuhr er fort, ist ein „ganzer Oekonome, der es nicht wieder dahin „kommen lassen will, wohin es schon einmal „in alten Zeiten mit dem Kloster gekommen „ist. Er versteht den Handel, Schäze auf „Schäze zu häufen: aber er weiß auch an Ort „und Stelle mit dem Geld umzugehen, und „Fremden recht Ehre zu erweisen. Ich habe

„ gern mit ihm zu thun, denn ich bin auch ein
„ Haushalter, und so taugen wir zusammen.
„ Er ist ein kreuzbraver Mann, ein Liebhaber
„ der Gerechtigkeit und der alten deutschen Red-
„ lichkeit. Pfiffige Leute sezen diß und jenes
„ an ihm aus, das ich nicht verstehe, z. E.
„ wegen der neuen Bücher, die er nicht alle
„ wohl leiden möge, und die er nicht in so gros-
„ ser Menge, als etwa einer oder der andere
„ von den Kapitularen gern hätte, anschaffe.„
Getroffen, dachte ich, gab ihm aber durchaus Recht, und bat ihn, wenn er wieder nach Irrsee käme, dem Herrn Prälaten und einigen der Herrn Patrum die ich ihm nannte, nochmal meine grosse Danksagung für ihre Gütigkeit zu bezeugen. So kurz meine Reise von Kaufbeuren nach Irrsee war, so gut schlief ich die folgende Nacht, ungeachtet ich, um nach Ursperg zu gehen, wovon ich Ihnen nächstens etwas weniges sagen werde, vor Tag aufzustehen entschlossen war. Ich verharre ꝛc.

IX. Brief.

Gut war es und ein Vortheil für meine Geſundheit, daß ich auf die kleine Tour von Arrſee nach Kaufbeuren mich ſo ſatt geſchlafen hatte. Ich bedurfte einer ſolchen Stärkung auf den Tag, der mir bevorſtund, da ich noch am Abend zu Urſperg ſeyn wollte — eine Station, die ein wenig zu ſtark war. Die Hize war auſſerordentlich, und ich glaubte in Italien zu reiſen, ſo drükend fühlte ich ſie. Ich mußte durch das ganze Fürſtenthum Mindelheim hindurch, auch noch durch einen Theil des Gebiets des Biſchofs von Augsburg, und fürchtete, Urſperg mit meinen abgematteten Pferden gar nicht mehr zu erreichen. Aber es mußte ſeyn. Hätte ich das vorhin gewußt, ſo hätte ich von Roggenburg oder Wettenhauſen aus eine bequemere und annehmlichere Reiſe gehabt. Doch, in einem gewiſſen Betrachte reuete es mich nicht, nicht von Roggenburg oder Wettenhauſen, ſondern lieber von Arr-

see aus nach Ursperg gegangen zu seyn — Diß ist eine Prämonstratenser Abbtey. Sie liegt beynahe zwischen Ulm und Augsburg mitten inne. Ein würklich schönes Kloster, dessen Lage mich von dem guten Geschmak des Stifters überzeugte. Wenigstens hatte er meinen Geschmak. Wenn ich ein Gotteshaus stiften wollte, so legte ich es gerade in einer solchen Gegend an. Die Flüsse Kamblach und Mindel, worinnen ganz feine und in die Küche der Herrn Patres fortreflich taugende Fische, wie ich mir erzählen liesse, gefangen werden, vereinigen sich in dem Gebiete der Abbtey, und ergiessen sich in die Donau. Ich weiß nicht, warum mir gerade in diesem Kloster vor andern, die ihm doch in keinem Stük nachstehen, der Gedanke so lebhaft in mein Gemüth fiel, daß die Herren von dieser Klasse, die so ohne einen für Leib und Seele beschwerlichen Beruf ihre Tage in einem solchen Gotteshause hinbringen, ein in den Augen mancher beneidungswürdiges Schiksaal haben? Keine Haus- und Nahrungssorgen; keine Geist und Körper ermüdende Geschäfte und Zerstreuungen —; Ein Tag fließt ihnen wie der andere dahin. Für ihre leiblichs

 Be-

Bedürfnisse, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, darf ihnen keinen Augenblik bange seyn. Das Beschwerliche ihres Berufs, wenn man ja behaupten will, daß ihr Stand auch seine Beschwerlichkeiten habe, bestehet höchstens darinn, daß sie je und je den Schlaf in der tiefsten Mitternacht brechen müssen, um ihrem Gottesdienst abzuwarten. Aber das ist man bald gewohnt, und für dieses Einzige werden diese Herren durch tausend andere Dinge reichlich entschädiget. Auf ihren Tafeln herrscht Ueberfluß und ein auserlesener Geschmak, und sie sind nicht so mißgünstig, daß sie nicht auch honette Fremde mit Vergnügen Theil daran nehmen liessen. Was fehlt ihnen nun zu einem recht glüklichen Leben auf der Welt? Schade, daß sich bey allen diesen vortheilhaften Umständen doch auch Dinge in diese Klostermauren einschleichen, die ein Beweiß sind, daß die Vollkommenheit nirgend auf der Welt zu Hause sey. Es fehlt, wie ich mir habe sagen lassen, wie ich auch selbst hie und da unvermerkt beobachtet zu haben glaube, unter diesen Herren nicht an allerhand Dingen, die Verdruß genug über das menschliche Leben verbreiten können. Mißgunst, hä-

heimliche Feindschaft, Eifersucht, u. s. w. verbittert manchem seine Tage. Oft trift die Wahl zum Abbt auch einen Mann, der seiner vorigen Gleichheit mit seinen Brüdern vergißt, und nicht weiß, wie er, so gar zuweilen die, die ihn zur abbteylichen Würde hauptsächlich befördert haben, seine nunmehrige Erhebung über sie nachdrüklich genug empfinden lassen soll. Dörften diejenige, die einem solchen nach seinem Tode die Lob- und Trauerrede halten, vom Herzen weg sprechen, so würde es gar anders tönen, als man es gemeiniglich hört. Diß nur im Vorbeygehen! Sie werden mich doch verstehen? Ich will das bisherige ganz und gar nicht auf Ursperg angewendet haben. Es wird hier nicht besser und nicht schlimmer seyn, als in andern Klöstern. Den Prälaten, so kurz mein Aufenthalt da war, lernte ich doch als einen Mann kennen, an dem nichts auszusezen ist. Mit der Büchersammlung, die eine Hauptsache bey dem vergnügten Leben der Herrn Kapitularen seyn sollte, geht man hier auf eben den Fuß um, wie in Yrrsee. Sie ist sehr mittelmäßig. Habe ich recht gesehen, so ist auch den Patribus nicht viel daran gelegen, ob man

viel oder wenig daraufwendet. In der Geschichte ihres Klosters scheinen einige von ihnen sehr stark zu seyn. Sie erzählten mir, was Urspeng im sechzehnten Jahrhundert von den aufrührischen Bauren ausgestanden habe. Das Kloster wurde geplündert, und von Grund aus zerstöhrt. Die Bauren mögen keine unfeine Beute da gemacht haben. Ich muß es als Complaisance von den Kapitularen anrühmen, daß sie nicht Gelegenheitlich, weil sie wußten, daß sie einen Protestanten vor sich hatten, einen Ausfall auf Luthern thaten, dem doch viele von Ihrer Kirche, liebster Freund, die Schuld von jenen abscheulichen Unruhen noch immer auf seine Rechnung schreiben, so sehr er sich dißfalls bey allen vernünftigen Leuten legitimirt hat. Hätten die Herrn gewußt, wie wenig ich, weil ich auf ihrem Grund und Boden war, und Höflichkeit von ihnen genoß, ihnen würde widersprochen haben, so hätten sie ihr Müthlein tüchtig an mir, als einem Anhänger Luthers kühlen können: Aber sie trauten mir nicht, und so blieben wir unverworren. Des Prälaten, der damals der Abtey vorstund, Angedenken steht noch sehr bey ihnen im Segen.

gen. Thomas habe er geheissen, erzählten sie mir, und so klein er von Statur gewesen sey, so einen an Tugenden und vorzüglicher Klugheit grossen Mann habe man ihm noch bis auf diese Stunde zu verehren. Das Schiksal seines Gotteshauses habe ihn zwar empfindlich geschmerzt, wie leicht zu erachten: aber für seine damal erlittene Trübsalen habe er nun die Ehre nach seinem Tode, und so lange Ursperg stehen werde, daß man ihn, weil er sich durch die Wiederherstellung des Klosters und Verschönerung desselben ausserordentlich um solches verdient gemacht habe, nun als den zweyten Stifter dieser Abbtey verehre. Diese Nachrichten wären mir doch nicht ganz unangenehm. Sie brachten mich auf den Gedanken, daß, weil damal die Bauern in ihrer Raserey auch hinter die Bibliothek gerathen sind, man sich nun aus Beysorge, es möchte über kurz oder lang ein zweiter Baurenkrieg entstehen, mit Anschaffung eines allzukostbaren Büchervorraths keinem ähnlichen Jammer aussezen wölle. Die Reflexion ist nicht übel. Nun mögen die Spötter mit Schande abziehen, die es für unanständig halten, daß Personen, deren Beruf

es ist, sich mit Büchern abzugeben, es dennoch beym nächsten hierinn bewenden lassen. Ich muß hier abbrechen. Leben Sie wohl.

X. Brief.

Das prächtige Prämonstratenser-Kloster Roth, oder, wie es auch unrecht genennt wird, Münchroth, besuchte ich von Ursperg aus. Ich hätte, da ich in Ochsenhausen war, billig geraden Wegs dahin gehen sollen, so wäre ich der sehr verdrießlichen Straße, die ich durch das gräflich fuggerische, bischöflich augsburgische, und weiß nicht was für Gebiete mehr, zu paßiren hatte, überhoben gewesen. In dieser Gegend war es, da mich, ausser den nicht gar artigen Folgen, um einiger kleinen Begebenheiten willen fast die Reue über meinen Einfall, die Ecke Schwabens, worinn die Reichs-Abbteyen zu suchen sind, zu bereisen, angekommen wäre. Ich stieß auf ein paar sehr unhöfliche Passagiers in einem Gasthofe, die nichts

nichts von der schwäbischen Redlichkeit, von der ich doch auf dieser Reise zu meinem wahren Vergnügen mehrere Proben gesehen hatte, aber desto mehr von dem ungeschliffenen Wesen, das dem Bauervolk in diesen Gegenden eigen ist, an sich bliken liessen, ungeachtet es Leute von Stande waren, wenigstens seyn wollten. Mein Kutscher mußte es unschuldiger Weise von sich haben hören lassen, daß wir nach Roth wollten. Sie machten einige verfängliche Fragen an mich, die Kapitularen in dieser Abbtey betreffend, mit denen sie in irgend einer Sache tödtlichen Verdruß wahrscheinlich gehabt hatten, und wollten sich zur Gesellschaft auf der Reise dahin bey mir eindringen. Der Wein stieg ihnen je länger je mehr zu Kopfe. Mein Bedienter schafte mir endlich, — denn ich war nicht gesonnen, den Purschen viele gute Worte umsonst zu geben — Ruhe, und wußte ihnen unter der Hand beyzubringen, daß ich eine sehr mächtige Person wäre, die geheime Aufträge von grossem Belang, womit den Patribus zu Roth nicht gedient seyn würde, hätte. Sie sollten Respekt gegen mich brauchen, da ich Bekanntschaft mit Grossen am kaiserlichen Hof

hätte,

hätte, bey denen ich sie ihr ungesittetes Wesen nachdrüklich könnte entgelten lassen. Nun zogen sie sich nach und nach in bester Ordnung zurük, und schienen über das, was bereits geschehen war, sehr betreten zu seyn. Meine Soldatenhize ist, wie Sie wissen, ziemlich verflogen, und den Officier wollte ich mit Fleiß nicht überall bliken lassen, sonst würde es wohl ernsthafte Auftritte gegeben haben. Der Wirth in diesem Orte war von anderm Gepräge, als der zu Kaufbeuren: und weil die Poltrons eine Bouteille nach der andern ausleerten, so hatte er das Herz nicht, den Wohlstand in seinem Hause mit guter Art zu erhalten. Ich eilte wegzukommen, und langte endlich an einem schönen Abend in Roth an. Das Kloster liegt 4. Stunden von Memmingen, einer sehr feinen schwäbischen Reichsstadt, in der ich nicht ohne Vergnügen mich sonst schon ein paar Tage aufgehalten hatte. Die Haslach und Roth, zwey anmuthige Flüßchen, kommen hier zusammen. Lezteres hat ohne Zweifel dem Gotteshaus den Namen gegeben, und fließt mitten durch dasselbe hindurch. Die Einwohner haben also die Fische auf ihre Tafel ganz in der Nähe.

Ich hielte die Abbtey dem äusserlichen Ansehen nach für viel älter, als ich nachher erfuhr. Sie steht über 600 Jahre, und hat ihr Daseyn der Gottseeligkeit der Hemma, einer Gemalhin eines Freyherrn von Wildenwerk zu danken, die solche mit seinen Einkünften begabt hat. Unter dem ersten Abbt (denn sie hatte vorhin nur Pröbste, die Unterschied, in den ich mich, als ein Protestant, nicht wohl finden kann) blühete das Kloster dergestalt, daß 200 Mönche sich darinn aufhielten; auch Nonnen fanden da ihre Zuflucht. Diß hatte der Prämonstratenser-Orden eigenes vor andern, daß geistliche Personen beyderley Geschlechts in Einem Kloster seyn konnten, wenn sie schon, wie leicht zu erachten ist, um der menschlichen Blödigkeit willen (ein Ausdruk, dessen sich vor ein paar 100. Jahren ein Kardinal in seinem Testamente bediente, da er seinem natürlichen Sohn ein mildes Vermächtniß aussezte) von einander abgeschieden wohnen mußten. Diese Sitte, nämlich Religiosen männlichen und weiblichen Geschlechts in Einer Klausur beysammen zu haben, ist in neueren Zeiten klüglich in Abgang gekommen. Strenge Eiferer haben ja so gar

auf

auf das ſchon angetragen, daß man eine Aende-
rung mit den Beichtvätern machen, und auch
den Zuwandel dieſer zu den Nonnen abſchneiden
ſoll. Lächerlicher Einfall! Sollen denn die
Kloſterfrauen lieber gar keinen Beichtvater ha-
ben, oder einander ſelbſt beichten? Auf was
für ſeltſame Projekte man doch verfallen kann!
Der Urheber von dieſem, dünkt mich, hatte
nicht ſo wohl die Abſicht, etwas für Kirche und
Religion erſprießliches vorzuſchlagen, als viel-
mehr das ſchlechte Vertrauen zu zeigen, das er
in Mönche und Nonnen ſezte, wenn ihnen nur
der mindeſte Umgang geſtattet würde. — Ueber
dieſem meinem Einſchiebſel werden Sie mich
wohl auch in Ihrer Kritik über meine Beobach-
tungen ſauer anſehen. Nicht wahr? Sie
können mir ſolches doch nicht ſo ſehr übel neh-
men, da mich die Geſchichte des Gotteshauſes
Roth ſelbſt darauf geführt hat. Die Lebensart
hier ſoll ehmal auch, bey den Mönchen ſo wohl,
als bey den Nonnen ſehr ſtreng geweſen ſeyn. Ich
fand wenige Spuren mehr davon. Die Herrn
Patres ſehen gut und heiter aus, und ich glau-
be, bemerkt zu haben, daß ihnen die Aufhebung
der Klauſur ſehr mißfallen würde. Sie haben

aber dißfalls gewiß nichts zu fürchten. Ich befand mich bey der Beschauung deſſen, was man mir mit aller Artigkeit und Gutmüthigkeit vorwieſe, ganz wohl hier. Man muß dieſen Herren durchgängig den Ruhm laſſen, daß ſie mit Fremden, die auch nicht von ihrer Religion ſind, ſehr gut umzugehen wiſſen. Sie unterhielten ſich ganz ungezwungen, und ſo, daß ich ihnen recht gut ſeyn mußte, einige Stunden über die neueren Verfügungen Joſephs im kirchlichen Fache mit mir, ja ſie trieben ihre Duldſamkeit ſo weit, daß ſie von ganzem Herzen mit ihm einzuſtimmen behaupteten. Wenn das unſer heiligſter Vater zu Rom leiden kann, ſagten ſie, warum ſollten wir uns darüber aufhalten? „Es iſt übrigens noch nicht „aller Tage Abend, fuhren ſie fort; und alle „Verhandlungen zwiſchen Wien und Rom „kommen ohnehin nicht zur Notiz des Publikums. Wir ſind ruhig bey allen dieſen Bewegungen, ſo auſſerordentlich ſie ſind, und „bey eifriger Erfüllung unſerer Pflichten, denen wir nie aufhören werden, getreu zu ſeyn, „haben wir keine Urſache, wegen der Zukunft „in Sorgen zu ſeyn.“ Ich bezeugte ihnen mein

mein inniges Vergnügen über dieſe ihre Erklärung, worinn ſie doch, wie ich gewiß wüßte, nicht viele ähnlich geſinnte Brüder in andern Gotteshäuſern haben würden. Das Geſpräch wendete ſich nach und nach auf die Geſchichte ihres Kloſters, in der einige Kapitularen ſehr ſtark ſeyn müſſen. Unter Kaiſer Karl IV. ſeye es ſehr, ohne daß die Urſachen bekannt wären, in Verfall gekommen, aber doch unter eben dieſem Fürſten gleichſam zum zweitenmal durch einen würdigen Abbt, der von Marchthal gebürtig geweſen, wieder geſtiftet worden, der die Regierung 30. Jahre geführt, und in dieſer langen Zeit ſich unſterbliche Verdienſte um das Kloſter erworben habe. In dem Smalkaldiſchen Kriege habe das Kloſter harte Drangſalen zu erfahren gehabt, ſo daß der damalige Abbt nebſt ſeinen Konventualen habe auswandern müſſen. Hätte ich, da die Herren auf dieſe für einen Proteſtanten ſehr bedenkliche Materie kamen, nicht ſchon Proben von ihrer billigen Gedenkungsart gehabt, ſo müßte ich ſehr in Verlegenheit geweſen ſeyn. Aber ſie ſprachen mit aller möglichen Beſcheidenheit davon. Ich wünſchte ihnen, daß ſolche Zeiten nicht mehr

wieder kommen möchten. — Da ſie mein Herz nun ſchon gewonnen hatten, ſo wollte ich von Treibung der Wiſſenſchaften und Bibliothek keine Anregung thun, und wartete von einer Stunde zur andern, daß ſie meinem Verlangen hierinn zuvor kommen würden. Es erfolgte nichts. Ich will daraus keinen nachtheiligen Schluß auf die Achtung, in der die Gelehrſamkeit in Roth ſtehet, machen; vielleicht erwarteten ſie von mir, daß ich zuerſt davon ſprechen, und die Eröfnung des Bücherſaals verlangen ſollte: vielleicht reichen auch die Einkünfte nicht ſo weit, daß man groſſe Dinge in dieſem Punkt thun könnte; und mit etwas mittelmäßigem wollten ſie einem Fremden nicht beſchwerlich fallen. Im vorigen Jahrhundert, kurz vor dem weſtphäliſchen Frieden, befand ſich das Kloſter, aus weſſen Schuld, iſt mir unbekannt, in einer groſſen ökonomiſchen Bedrängniß, ſo daß ſie Zehnten und Gefälle verkaufen mußten. Wenn man ſich ſelbiger Zeit mit Ausgaben inne hält, die für vermeidlich gehalten werden, und die Scharte wieder auszuwetzen ſucht, ſo iſt nichts dawider zu ſagen. Iſt man dann wieder zu Kräften gekommen,

ſo

so bringt man das Verſäumte auf einmal herein. Das mag der Fall in Roth ſeyn. Ich verabſchiedete mich nach einem ſehr vergnügten Aufenthalt daſelbſt, und verſichere Sie daß ich überall, wo ich hingekommen bin, nur ſo viel befriedigendes angetroffen zu haben wünſchte, als hier. Ich bin von Herzen —

XI. Brief.

Ich reißte in Oberſchwaben herum, recht um zu reiſen. Von Urſperg nach Roth, und von Roth nach Weißenau. Nach Roth hätte ich ſo bequem von Ochſenhauſen; und nach Weißenau von Weingarten aus kommen können. Daß ich für meinen erſten Umſchweif tüchtig genug gebüßt habe, wiſſen Sie ſchon aus meinem lezten Brief. Der zweyte Umweg wurde mir nicht in dem Grad verbittert, wie der erſte. Doch, wenn ich alle Vorfälle hätte vorausſehen können, würde ich meiner Luſtreiſe

eine andere Wendung gegeben haben. Nach jedem eingenommenen Verdruß war mir der Aufenthalt in den Klöstern, die ich besuchte, nur desto angenehmer. Ich hielte sie für rechte Zufluchtsörter. Sie würden mir bey allem Vergnügen, das ich in denselben antraf, doch nicht so schmakhaft gewesen seyn, wenn ich mich so ausdrücken darf, wenn mir nicht vorher etwas unangenehmes begegnet wäre. Nichts ist also so schlimm, das nicht auch seine gute Seite hätte. — Da die Reichsstadt Ravensburg in der Nähe von Weissenau liegt, so wollte ich diese gelegenheitlich auch mitnehmen: sie enthält aber so wenig merkwürdiges, wenigstens für mich, daß ich meinen Aufenthalt daselbst abkürzte und nach Weissenau gieng. Die Abtey, die auch Schwäbisch Weissenau, zum Unterschied eines in Franken gelegenen Klosters, gleiches Namens, ferner Winderau genannt wird, ist Prämonstratenser Ordens. Sie liegt an dem Flusse Schuß, und nahe dabey ist ein Flecken, der der Abtey gehört. Ehmal war hier der gottseelige Aufenthalt einiger Einsiedler. Die Zeiten aber haben sich geändert. Die Pracht, die man nunmehr da sieht,

sieht, hat alle Spuren einer traurigen Eremitage ausgelöscht. Der Anblik der Gebäude kündiget ein reiches Gotteshaus an. Man sagte mir hievon schon in Ravensburg einiges, und versicherte mich, daß es mich nicht reuen solle, Weissenau gesehen, und die dasigen Herrn Kapitularen kennen gelernt zu haben. Wie gesagt, so geschehen! der Stifter davon war ein reicher Officier im zehnten oder zwölften Jahrhundert — die Meinungen sind dißfalls getheilt — der mit dem Degen mehr gewonnen haben muß, als in unsern Tagen mit diesem Werkzeuge zu gewinnen ist; dessen thätige Gottseeligkeit aber auch, wie Sie mir dabey ins Ohr zu sagen nicht vergessen würden, wenn wir mit einander sprechen könnten, der zur jezigen Zeit unter den Officiern im Schwang gehenden Gottesfurcht und Milde weit muß überlegen gewesen seyn. Die Einkünfte stiegen in folgenden Jahren noch höher. Rudolph von Habsburg verewigte seinen Namen als der zweyte Stifter des Klosters durch die mildeste Vermächtnisse. Auch noch vorher stifteten die Kayser Heinrich *VI.*, die Herzoge von Sachsen, Bayern und Schwaben so vieles, daß man

sich über die Besitzungen der Abbtey nicht mehr verwundern darf. Desto begreiflicher ist nun auch die Metamorphose aus einer Einsiedlerey in eine Reichsabbtey, deren regierender Herr auf den deutschen Reichs- und Schwäbischen Kraißtagen auch ein Wort bey öffentlichen Angelegenheiten mit reden darf. Kaiser Karl IV. erwieß dem Gotteshauß vorzügliche Gnade. Man weiß, daß dieser Prinz nicht viel umsonst zu thun gewohnt war. Hat er sich großmüthig gegen dem Kloster bezeugt, so hat dieses nicht unterlassen, ihm seine Devotion werkthätig zu bezeugen, die ihm abermal durch einträgliche Vergünstigungen vergutet worden sind. Der Herr Abbt und seine Conventualen lassen Fremde gern an ihrem Ueberfluß Theil nehmen. Ich muß die gefällige Aufnahme, die ich hier genossen habe, ausserordentlich rühmen. Die Namen derer, die meinen Beyfall vorzüglich hatten, wollte ich Ihnen gern nennen, wenn es nicht für die übrige beleidigend herauskäme. An sehr angenehmer Unterhaltung gebrach mirs nicht, und es würde mich nicht viele Ueberwindung gekostet haben, wenn ich dazu veranlaßt worden wäre, einige Wochen hier zuzubringen.

„Warum

„ Warum so still von den Gelehrten, die ich
„ da kennen gelernt, und von einer auserlese-
„ nen Bibliothek, die ich da angetroffen ha-
„ be, — werden Sie sagen?“ Ich gestehe Ihnen frey, dieser Frage wäre ich gern überhoben geblieben. Weissenau hat in anderen Rükſichten ſo meinen Beyfall, daß es mich ſauer ankommt, mich hierauf einzulaſſen. Gelehrte Männer fand ich da nicht, ſie müßten denn nur dieſen ihren innerlichen Schaz den Augen und Beobachtungen anderer gefliſſen entzehen. Dieſe Seite rührte ich ein paarmal ſehr ſtark, aber ohne Würkung. Die Luft muß einmal in dieſer Gegend der Litteratur gar nicht vortheilhaft ſeyn. Der Vers fiel mir bey — craſſoque ſub aëre nati — Ich bin immer in der Meinung geſtanden, wenn auch die Gelehrſamkeit ſonſt nirgends ihre Liebhaber fände, ſo ſollte es zuerſt in dieſen Gebäuden ſeyn; und es iſt mir je länger je unbegreiflicher, daß in unſern ſo erleuchteten Zeiten hie und da, wo es am wenigſten hieran fehlen ſollte, doch noch ſo groſſer Mangel erſcheint. Kaufleute, Officiere, ſo gar Frauenzimmer gewinnen Geſchmak an den Wiſſenſchaften, leſen Bücher, erweitern ihre Kenntniße,

nüße, bilden sich dardurch zu ihrem eigenen und derer, mit denen sie umgehen, wahrem Vergnügen: und das sind doch die Leute, von denen man es nicht fordern kann, und die ihrem Beruf, auch ohne eine weitläufige Belesenheit Genüge thun können. Wenn der Kaufmann die Zeitungen ließt, und nur zur Noth ein wenig Geographie weißt, daß er sich von keinem Spötter die Nachricht aufbinden läßt: auf dem nächsten Polnischen Reichstage werde die Rede von Ausrüstung einer Flotte zum Handel auf der Mittelländischen See, oder zur Eroberung von Lappland seyn, so hat er Wissenschaft genug, um Speculationen zu machen, die ihm bey einem Gewerbe Vortheil bringen; und das übrige Lesen kann er auf Erbauungsbücher einschränken, wenn er keinen Unchristen, oder wenigstens dummen Religionsverwandten vorstellen will. Es gibt rechtschaffene und wackere Officiere, die sich auch in den Büchern nicht vertiefen, und doch gehöriger Orten ihren Mann stellen: wiewohl ich immer wenn ich ein Fürst wäre, diejenigen vorziehen würde, die ihre müßige Stunden lieber zu Wissenschaften, der Moral, der Mathematik, der Geschichte und dergl.

dergl. als dem Spiel, den Gläsern oder der Eroberungssucht bey dem schönen Geschlechte widmen. Ein Frauenzimmer kann immer eine liebenswürdige Gehülfin ihres Gatten, eine sorgfältige Mutter ihrer Kinder, eine liebreiche Gebieterinn ihrer Domestiken seyn, wenn schon ihr Nachttisch nicht mit Büchern ohne Zahl überladen ist. Aber da doch die eben genannte Personen dem nicht zu verwerfenden Geschmak unserer Zeiten zu Folge nicht fremd in den Wissenschaften bleiben wollen, und sich dardurch würklich vervollkommnen, so ist es, gelind von der Sache zu sprechen, denen nicht zu verzeihen, deren Beruf kein anderer ist, als sich mit der Gelehrsamkeit abzugeben. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich ein wenig zu stark ausdrücken sollte: Wenn man das in den Klöstern nicht thut, so halte ich ein solches Leben für nichts, als Müßiggang. Man sollte in den Klöstern, in die man gegangen ist, die Welt, wie die heilige Redensart lautet, zu verlassen, Gott dienen. Nicht wahr? Heist aber das Gott dienen, und die Welt verlassen, seine Seelenkräfte verrosten lassen, und durch Vespersingen, und was sonst noch für kanonische Geschäfte,

oder wie man das Ding heißt, vorkommen, seiner ganzen Bestimmung genug zu thun glauben? Ich dächte nicht. Gewiß haben die Stifter der Gotteshäuser andere Absichten gehabt, Auch die Fürsten, die denselben mit milden und ansehnlichen Stiftungen an Hand gegangen sind. Ich dürfte wahrlich nicht Joseph seyn; es müßte an verschiedenen Orten in wenigen Jahren anders aussehen, als es bisher ausgesehen hat, oder ich wollte mein Haupt nicht sanft legen, bis so schöne Einkünfte eine andere Bestimmung erhielten. — Nun habe ich mein Herz recht satt gegen Sie ausgeleert. Ich sehe schon im Geist voraus, was Sie mir für eine Lauge für meinen unbefugten Eifer, wie er Ihnen vorkommen wird, aufgiessen werden. — Gemach, was ich Ihnen hier schreibe, geht eben nicht Weissenau allein oder vorzüglich, an. Ich werfe mich auch nicht zum Richter über die Gelehrte auf. Vielleicht sind es manche in meinen Augen nicht, die bey andern grosse Figur machen. Doch, wo man mich so ohne alle Befriedigung hierinn entläßt, da schöpfe ich gleich Argwohn, daß es mit der Liebe zu den Wissenschaften nicht richtig aussehen müsse.

müſſe. Die Bibliothek iſt ſonſt berühmt, daß ſie merkwürdige alte Bücher in ſich faſſe. Ich war ein wenig mißmüthig, ſonſt hätte ich nach ein paar alten Bibeln gefragt. Man macht viel Aufhebens von den Büchern und Manuſcripten des Adolph Occo, die hier zu ſehen ſeyen, der Mann iſt mir nebſt ſeinen Schriften ganz unbekannt. Ich wollte aber wetten, daß Leibnizens unſterbliche Werke nicht daneben ſtehen. Ob mein nächſter Brief tröſtlichere Dinge enthalten werde, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Meine Laune muß ſich ändern, ſonſt haben Sie wieder Klagen von mir zu leſen. Verzeihen Sie mir voraus, und glauben, daß ich ꝛc.

XII. Brief.

Bewundern Sie mich nicht, daß ich so unermüdet war, meine Reisen in die Abbteyen Schwabens fortzusezen, so wenig behagliches ich auch in einigen derselben antraf? Und loben Sie nicht meinen freundschaftlichen Eifer, Sie nur meine Zuschriften an meinem Vergnügen und Mißvergnügen Antheil nehmen zu lassen? Das Erste ist daraus zu erklären, daß ich immer hoffte, es würde besser kommen. Und siehe, ich habe nicht ganz umsonst gehofft, wie Sie nun bald hören werden. Das Andere glaubte ich Ihnen um so mehr schuldig zu seyn, da ich auf Ihren Vorschlag den Entschluß gefaßt hatte, diese ehrwürdige Oerter zu besuchen. Wissen Sie was? Alles Vergnügen, das ich geschöpft habe, will ich Ihnen verdanken, und jeden heitern Augenblik Ihrem Angedenken weihen; das Unangenehme aber und meinen Wünschen nicht gemässe meinem eigensinnigen Geschmak auf die Rechnung schreiben. So sind Sie doch mit

mir

mir zufrieden, und lesen nun meine Briefe mit desto freyerem Gemüthe, Sie mögen darinnen antreffen, was Sie wollen.

Die Stifter von Marchtal, wohin ich von Weissenau aus unmittelbar gieng, haben in Ansehung des Gedankens, das Kloster auf einem Felsen anzulegen, und zwar in der Nähe der prächtigen Donau, meinen ganzen Beyfall. Die schwäbischen Herzoge, Hermann, Vater und Sohn, die solches im eilften Jahrhundert gestiftet haben, dachten ohne Zweifel an den Spruch im Evangelio: auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine. Die Stiftung war aber doch, in Ansehung des Erfolgs, nicht ganz Felsen mäßig. Das Gotteshaus steht zwar immer noch am alten Orte, und wird auch vermuthlich bis ans Ende der Tage da stehen bleiben. Aber in 700. Jahren sind doch einige Veränderungen, wie mir die Herrn Patres sagten, damit vorgegangen. Im Anfang war es bloß ein Collegium Canonicorum. Nach Verfluß von mehr als hundert Jahren machte es Hugo III. ein Pfalzgraf von Tü-

bingen, zu einem Gegenstand seiner frommen Gutthätigkeit, stiftete es gleichsam von neuem in Gemeinschaft seiner gottseeligen Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Bregenz, weihte es den Aposteln Peter und Paul, und machte es zu einer Probstey Prämonstratenser-Ordens. In dieser Verfassung blieb das Gotteshaus abermal gegen 300. Jahre, nach deren Verfluß der damals regierende Probst auf der Kirchenversammlung zu Kostniz es dahin zu bringen wußte, daß es zu einer Abbtey erhoben wurde. Noch vor diesem Zeitpunkt wurde Marchthal von einem harten Schikfaale betroffen. Ein Graf von Würtemberg (es liegt nicht weit von den Gränzen dieses Herzogthums weg) der in der Geschichte einen sonderbaren Beynamen hat, weil er mit niemand im Frieden leben konnte, verbrannte es, und zerstörte es beynahe von Grund aus. Der Probst flüchtete sich vor Betrübniß, und aus Mangel der Lebensmittel, und man fand keine Spur mehr von ihm. Seine Stelle blieb 2. Jahre unbesezt. Es erholte sich aber doch wieder nach und nach, und nun ist es eine Abbtey, die un-

ter

Æ denen in Schwaben einen ansehnlichen Rang behauptet. Ich gestehe, daß mich der Anblik von Marchthal sehr zu seinem Vortheil eingenommen hat. Die Lage hat für das Auge etwas ungemein reizendes. Auf einer Seite ist die Donau; und auf der andern schöne Waldungen und fruchtbare Felder. Die Gebäude schienen mir etwas unregelmäßig zu seyn. Doch sind sie nicht ohne Schönheiten. Vor 500. Jahren war auch ein Frauenkloster dabey, wie, nach meiner Ihnen schon einmal gemachten Bemerkung, bey mehreren Prämonstratenser-Klöstern. Es wurde aber aufgehoben, und ich kann Ihnen zur Ehre des schönen Geschlechts, die merkwürdige Urkunde nicht vorenthalten, die noch in Marchthal vorhanden, und mir vorgewiesen worden ist, durch die das Frauenkloster in Marchthal abgeschaft wurde. „Da „ich, Conrad, Probst von Marchthal, nebst „dem ganzen Convente, wahrgenommen habe, „daß die Schalkheit der Weibsleute alle andere „Schalkheit weit übertrift, die in der Welt zu „finden ist, und daß nichts über den Zorn einer „Frauensperson ist, und daß das Gift der Lö-

„wen und Drachen dem Menschen noch heilsa-
„mer, und bey weitem nicht so schädlich ist,
„als der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht:
„so haben wir mit vollkommener Uebereinstim-
„mung und gemeinschaftlichem Entschluß, zum
„Besten so wohl unserer Seelen, als Leiber,
„auch aller unserer übrigen Umstände, uns
„samtlich dahin einverstanden, daß wir in Zu-
„kunft schlechterdings keine Schwestern mehr,
„zur Beförderung unsers Verderbens aufneh-
„men, sondern solche als vergiftete Thiere ganz
„und gar meiden wollen. Um aber diesem Vor-
„saz eine unerschütterliche Festigkeit zu geben,
„so habe ich, Conrad, vorbemeldter Prälat
„der Kirche, den Geschneideren und Aelteren
„des Convents eidlich versprochen, daß ich in-
„nerhalb 50. Jahren keine Schwester selbst
„aufnehmen, oder von andern aufnehmen las-
„sen wolle. Aber auch von den übrigen Cano-
„nicis habe ich mir an Eidesstatt versprechen
„lassen, daß keiner von ihnen vor Ablauf von
„50. Jahren eine Schwester aufnehme oder auf-
„nehmen lasse. Wenn dieser Termin vorbey
„ist, so überlassen wir unsern Nachfolgern,

„was

„was ihnen deßhalb zu verfügen gefällig seyn
„wird. Doch rathen wir ihnen, daß sie zu ih-
„rem eigenen Vortheil und wahren Heil in die
„Fußstapfen ihrer Vorfahren treten mögen.
„Wollte Gott, es geschähe!“ Was dünket Ihnen von diesem Dokument? Für die Aechtheit stehe ich. Es enthält in der That viel ausserordentliches. Sie wissen, daß in einem meiner vorigen Briefe schon einmal die Rede hievon war. Ich weiß nicht, ob ich mich mehr über den christlichen und dem Kloster-Geist gemässen Eifer dieser Mönche, und über ihren wahrhaftig heldenmäßigen Entschluß, oder über das ärgerliche Betragen der Klosterfrauen, wordurch sie zu diesem Endschluß gedrungen worden sind, verwundern soll? Die Herren in Ihrer Kirche, die gegenwärtig an dem Cölibat Ihrer Geistlichkeit in und ausser den Klöstern so stark rütteln, mögen sich das merken. Wenn der Probst Conrad mit seinen Betrachtungen über das Frauenzimmer Recht hat, so sehe ich, so ein guter Protestant ich bin, nicht, wie ein Priester oder Mönch Umgang mit Weibspersonen, sollte es auch in der Ehe seyn, haben kann. Ant-

worten Sie mir auf diß Argument! Sie sind doch auch Einer von denen, die dem Priesterstand von Ihrer Religion den Ehestand gerne gönnten, Marchtha hat sehr ansehnliche Einkünfte, wir die Bauren, die mit diesem Kloster in Verbindung stehen, nachdrüklich erfahren. Ich habe einige von ihnen unterwegs allerhand von dieser Materie sprechen hören, da sie eben im Feldbau begriffen waren. Ich denke aber, manche ihrer Klagen seyen übertrieben, oder auch ungegründet. Herkommen und Verjährung, u. a. m. entscheidet hier alles. Wenn man den Bauern die Federn zu stark wachsen läßt, so ist nicht mit ihnen umzugehen. Wenn sie ihren nothdürftigen Unterhalt haben, und nicht Hunger sterben, so sind sie die bravste Leute. Ich halte viel auf die Menschlichkeit, auch in dem Betragen gegen den niedrigsten Pöbel; und ich glaube, mir von den Feldzügen her, die ich mitgemacht habe, dißfalls nichts vorwerfen zu dürfen. Aber es gibt Schurken unter ihnen, die kein Mitleiden verdienen, wenn man sie auch bis aufs Hemd auszieht. Und so weit kommt es mit den Unter-

terthanen der Abbteyen doch nicht. Zu leben haben sie immer, wenn sie nur arbeiten mögen, und dazu sind sie da; so wie die Herrn Kapitularen zum Horas singen und studiren. Die Herrn in Marchthal lassen sich hierin nicht schlecht finden. Was sollten sie sonst thun, da sie doch die Zeit mit etwas hinbringen müssen? Man hatte mir gesagt, ehe ich in dieses Gotteshaus kam, daß ich aufgewekte, belebte und unterhaltende Männer da antreffen würde: nur sollte ich mich nicht allzutief in das gelehrte Fach einlassen. Ich wurde von der Wahrheit dieser Nachricht bald überzeugt. Woher es komme, daß es hier so aussieht, weiß ich nicht. An Mitteln fehlt es nicht. Ob es an Willen, Geschmak und Kenntniß fehle, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Einen sehr geschikten Arzt hat die Abbtey an dem *D.* Ibel, der in der Gelehrsamkeit, als in seinem Elemente lebt. Ich glaube, er könnte dem Katheder auf einer Universität Ehre machen. Daß er aber da bleibt, halte ich doch auch, meiner eben gemachten Beobachtungen unerachtet, für ein gutes Zeichen für Marchthal. Mancher würdige Mann

wird nicht so vorgezogen, und ins Licht gestellt, wie ers verdiente. Andere dringen sich herbey, die besser im Verborgenen geblieben wären. Ich wurde übrigens gefällig aufgenommen, und gut bewirthet. Die Herrn Patres sahen alle so aus, daß ihr Medicus allen Umständen nach Feyertäge bey ihnen hat. Desto mehr kann er sich dem Studiren widmen. Ich bin mit dem freundschaftlichsten Herzen —

XIII. Brief.

In Marchthal hatte ich das Glük, mit einem Domherrn von Kostniz bekannt zu werden, der sich einige Tage hier aufgehalten hatte, und eben im Begriff war, wieder nach Kostniz zurükzugehen. Er sprach mir zu, Gesellschaft mit ihm zu machen. Ich nahm sein höfliches Erbieten desto eher an, weil mir in selbiger Gegend die Reichsabbtey Petershausen noch zu besuchen übrig war, in der ich gewissen, schon in S... erhaltenen Nachrichten zufolge, vieles zu meinem Vergnügen zu sehen und zu hören hofte; und weil ich zugleich den berühmten Bodensee auch zu sehen bekommen konnte, von dem mir schon so vieles merkwürdige erzählt worden war. Diese Reise von Marchthal nach Petershausen war beträchtlich, die Gesellschaft aber, die ich genoß, half mir von der langen Weile, die ich ausser derselben gewiß gehabt haben würde. Der Domherr nöthig-

te mich, mit ihm nach Kostnitz und Möroburg, die Residenz des Bischofs, zu gehen, und ich hatte keine Ursache, mich meine Willfährigkeit reuen zu lassen. Ich kam in die Bekanntschaft der artigsten und belebtesten Männer, deren Angedenken mir immer unschäzbar bleiben wird. Das angenehmste war mir, daß ich die Zusage von einem derselben erhielt, nach Petershausen begleitet, und dem Herrn Abbte daselbst empfolen zu werden, wenn ich mich entschliessen könnte, nur noch 3 Tage zuzuwarten, bis ihm seine dringende Geschäfte erlaubten, mich dahin zu führen. Er hielt Wort, und wir kamen in diesem Benediktiner-Reichsstift, das ich vielen andern vorzöge, wenn ich in einem oder dem andern meine Lebenstage zubringen sollte, an einem schönen Morgen an, der mir einen vergnügten Tag ankündigte. Es hatte einen Bischof zum Stifter. — Bischöfe und Aebbte müssen damals noch in einem andern Verhältnisse gegen einander gestanden seyn, als gegenwärtig. Ich zweifle, ob sich ein Bischof jezt noch zu einer ähnlichen Stiftung entschlöße — Er baute eine prächtige Kirche dahin, und versahe es mit so stattlichen Einkünften, daß 80 Mönche davon unterhalten,

und

und noch etwas für die Zukunft zurükgelegt werden konnte. Die Nachbarschaft von Kostniz war vor bald 700 Jahren dem Gotteshaus sehr nachtheilig. Ein Graf von Heiligenberg führte Krieg mit Kostniz, sezte den rechtmäßig erwählten Bischof mit Gewalt ab, und drang dem Hochstift seinen Vetter, einen Mönchen von Sankt Gallen auf. Bey dieser Unruhe wurde Petershausen verwüstet und geplündert. Es litte auch 50 Jahre hernach durch eine schrekliche Feuersbrunst, wordurch es ganz aufgerieben wurde, stund aber aus seiner Asche bald wieder schöner auf, als es vorhin gewesen war. Die Klöster Hirsau im Herzogthum Würtemberg, und Zwiefalten an den Gränzen desselben, thaten das ihrige redlich, demselben wieder aufzuhelfen. Unter zween seiner nachfolgenden Regenten wurde es mit vortreflichen Gebäuden verschönert. Im schmalkaldischen Kriege hatte es abermal harte Schiksaale. Die Spanier verbrannten die Stadt Kostniz, und Petershausen gerieth auch in ihre Hände. Von dieser Zeit an genießt es eine stolze Ruhe, die aber die Herrn Benediktiner, wie man ihnen zu ihrem wahrem Ruhm nachsagen muß, nicht zum Müßiggang

und

und Wohlleben — 2 Dinge, die geiſtliche Herren am allerwenigſten kleiden — ſondern zu Beſchäftigungen, die ſich für ihren Stand ſchiken, anwenden. Wie gar anders ſieht es hier aus, wenn man Augen hat, zu ſehen, als in — — — — und — — und — — — ꝛc. Freylich, nachdem die Aebbte ſind — wer will ſich darüber wundern? Der Geiſt dieſer Herrn blaßt gar gern alle übrige Konventualen an; und ſollte es auch nur aus Gefälligkeit ſeyn, ſo richtet man ſich nach ihnen. In vorigen Zeiten hatte Petershauſen aus eben der Urſache den Ruhm auch nicht, den es gegenwärtig hat. Es hieß: das beſte iſt, officium facere taliter qualiter, bene ſtare cum Domino Abbate, & rem ſinere vadere, ut vadit. Unter dem officium verſtunde man die geſchworne Verrichtungen, die ſo in den Gotteshäuſern hergebracht ſind, wenn man ſich nicht wider die Ordens-Reguln im allgemeinſten Verſtande vergehen will. Kapitularen aber, die Köpfe haben, können damit nicht zufrieden ſeyn. Nun ehmal wenigſtens gieng es ſo. Die Liebe zu der litteratur, auch auſſer den Gränzen des Hausbrauchs, wie man

zu

zu reden pflegt, drang aber auch nach Petershauſen, beſonders ſeitdem es das Glük hatte, durch die Wahl des würklich regierenden Abbts, und auch Superieur Ublaker, *) ein Haupt zu erhalten, die zur Ehre der Wiſſenſchaften und zur Beförderung des Ruhms, der ihnen untergebenen Conventualen gebohren iſt. Ich vergnügte mich recht an dieſem Herrn, der mich äuſſerſt wohl-

*) Herr Superieur Ublaker und Probſt iſt nun Muſen-Direktor im Fürſtenbergiſchen, ein Mann von groſſen und feinen Eigenſchaften, der ſchon durch ſeine öftere Verhandlungen in Wien von ſeiner Geſchiklichkeit Proben abgelegt. Ueberhaupt würde ſich dieſer Mann beſſer in ein Cabinet eines groſſen Herrn, als in ein Kloſter zu Abſingung der Horarum ſchiken, dann er beſizt auſſer obigen Talenten, vorzüglich in der Natur-Hiſtorie, groſſe Stärke, wovon die im Waltheriſchen Verlag herausgekommene Werke Zeugniß ablegen können.

wohlwollend aufnahm. Mein Begleiter, der Herr von — — — — führte mich zu ihm ein, und ſagte ihm die Abſicht meiner Hieherkunft. „Sie haben eine ziemliche Reiſe aus „Ihrem Vaterland hieher gemacht, waren „ſeine Worte: ich wünſche, daß es Sie nicht „reuen möge. Wie ſind Sie auf den Gedan„ken gekommen, den Beſuch der Klöſter in „Schwaben zu einer Luſt- und Geſundheits„Reiſe auszuſezen?“ — Mein Begleiter, der Herr von — — — hatte ihm, ein wenig zu voreilig — meine Abſicht dißfalls eröfnet — Ich finde würklich, antwortete ich, daß, wenn ich nur Petersbauſen allein zu ſehen, und dem würdigen Oberhaupt deſſelben meine Ehrfurcht zu bezeugen, das Glük gehabt hätte, ich meine Abſicht ſchon reichlich erreicht zu haben glaubte — Das Geſpräch lenkte ſich nach und nach auf Bücher und Wiſſenſchaften. Ich erſtaune noch, wenn ich daran gedenke, was der Prälat für treffliche und weitläufe Kenntniſſe verrieth, und zwar ſo, daß man nichts gezwungenes und hochtrabendes wahrnahm. Sein Geiſt ſollte, dachte ich, ſechsfältig auf ein

halb-

halbduzend andere Klöſter kommen, und Aebte und Patres aus ihrem Schlummer aufweken: würklich wäre die rechte Zeit dazu, theils damit der bey jenen ſchon ziemlich zu Schanden gegangene Kredit wieder hergeſtellt würde; theils damit die, die die erſte in dieſem Punkt von Rechts wegen ſeyn ſollten, nicht die lezte wären, ja gar zurük blieben — Er beſizt ſelbſt einen auserleſenen und mit den prächtigſten Werken verſehenen Büchervorrath, in dem auch gelehrte Schriften, die ihn zum Verfaſſer haben, beſonders in der Naturgeſchichte, vorkommen. Mit der gröſten Leutſeeligkeit führte er mich in ſeine Bibliothek, bey der ich mich ſo lang verweilte, daß es mir ganz aus dem Sinne kam, auch nach der Kloſter-Bibliothek zu fragen, die bey dieſen Umſtänden ohne Zweifel ſich wird dürfen ſehen laſſen. Man ſpürt ihm deutlich an, daß man, um ſich bey ihm in Gunſt zu ſezen, nur Liebe zur Gelehrſamkeit und Eifer, immer weiter darinn zu kommen, zeigen darf. In wenigen Jahren werden auch diejenige von den Kapitularen, die bisher allzuorthodox, oder, deutſch zu ſagen, allzuſchläfrig

rig plerum gewesen sind, andere Dinge von sich sehen lassen, als etwa bisher geschehen ist. Vergnügters läßt sich nichts denken, als der Aufenthalt in einer solchen Gesellschaft, deren Mitglieder unter der Aufsicht und Mitwürkung eines solchen rechtschaffenen Vorstehers ihre von ihren Berufs-Verrichtungen freye Stunden ganz der Litteratur widmen, und ihrer Begierde, täglich neue nüzliche und angenehme Kenntnisse zu sammlen, Nahrung geben. So ist es, wo ich mich nicht sehr irre, in Petershausen — Die Betrachtung ist allerdings nicht ganz leer, daß ehmal in den Klöstern der Eifer zum studiren gerade nach dem Verhältniß abgenommen habe, in welchem sich die Einkünfte und Reichthümer bey diesen Stiften vermehrten. Wie das zugegangen, ist nicht schwer zu erklären. Man glaubte nun des Kopfbrechens überhoben zu seyn, weil man habe, was man zu einem glüklichen und ruhigen Leben auf der Welt bedürfe. Einige nicht sehr erleuchtete Seelen hielten es vielleicht gar für Sünde, aus Mißverstand ihrer Bestimmung, die Welt zu verlassen, und Gott

zu

zu dienen, sich mit weltlichen Wissenschaften, wie sie sagten, abzugeben; glaubten, sie würden dardurch an der Erfüllung ihrer Klosterpflichten gehindert; Gebet und Betrachtung, 2 Stüke, die einen nahmhaften Theil des Berufs eines Mönchen ausmachen, möchten dabey Schaden leiden, und was dergleichen gutgemeinte, aber doch schlechte Ausflüchte noch mehr waren. Andere fröhnten lieber geraden Wegs und ohne Rükhalt der Faulheit, sangen ihre Horas und Vesper, und dachten: die Tafel wird doch gedekt, daß wir uns satt essen und trinken können, ob wir unter den Gelehrten paßiren, oder nicht. Hätte Luther, da er den Mönchen zu Leibe gieng, unter andern diß den Vertheidigern des Klosterstandes nicht entgegen halten können, so würde unter seinen Nachfolgern nicht so mit den Klöstern aufgeräumt worden seyn, als geschehen ist. Aber, die Wahrheit zu sagen, so denkt man nicht in allen Gotteshäusern. Je mehr bey einigen die Einkünfte zunehmen, desto mehr wird davon auf die Beförderung der Gelehrsamkeit, und, wohl verstanden, nicht nur der Mönchs-Ge-

lehrsamkeit — worinnen diese bestehe, wissen Sie schon — sondern auch solcher Wissenschaften gewendet, derer ein Mönch zwar, als Mönch entbehren kann; die aber desto unentbehrlicher sind, wenn man nicht in den angenehmsten Wissenschaften ganz fremd bleiben will. Ich lernte auf dieser meiner Reise Patres kennen, — die Namen der Klöster schenken Sie mir, da ich nicht gern beleidigend schreibe — die in den Scholastikern, in dem Bonaventura, Beda, Abälardus, und andern ganz wohl zu Hause waren, und sich recht viel mit dieser ihrer Gelehrsamkeit wußten; aber wenn von neueren Gelehrten, Philosophen, Mathematikern, Naturkundigern, Geschichtschreibern, auch von ihrer Kirche, ich will von denen aus meiner Kirche nicht sagen, die Rede war, das Kreuz dafür machten, und es für eine glükliche, ja wohl rühmliche Unwissenheit hielten, wenn sie die Köpfe dabey schütteln konnten — Petershausen wird von einem andern Geiste belebt. Das spürt man gleich beym Eintritt in diese Abbtey. So reich die Einkünfte desselben sind, und so vernünftig man damit wirthschaftet;

zet; so sehr hält man es auch für ihrer wahren Bestimmung und der Absicht der klugen und frommen Stifter gemäß, einen Theil davon auf die Beförderung der Litteratur bey den Kapitularen zu verwenden. Benediktiner Klöster haben ohnehin gemeiniglich, oder vielleicht alle auch die Verbindlichkeit, die Jugend zu unterrichten. — Ich halte Sie gar zu lange mit Petershausen auf. Was kann ich dafür, daß ich so äußerst vergnügt aus demselben abgereißt bin? Ich gieng wieder mit meinem freundschaftlichen Begleiter nach Kostnitz, und er mußte mir versprechen, zur Befriedigung meiner Willfährigkeit, auch mit mir nach Zwiefalten zu reisen, wovon ich Ihnen im nächsten Briefe Nachricht gebe. Ich bin ꝛc.

XIV. Brief.

Kaum konnte ich meinem allzugefälligen Wirth widerstehen, der nicht ablassen wollte, mich auch zu einer kleinen Reise nach Lindau von Kostnitz aus zu bereden. Ich behielte endlich doch, nachdem viele Gründe angeführt hatte, warum ich mich vor dißmal nicht dazu entschliessen könnte, meinen Willen, und so reisten wir nach Zwiefalten, wo wir erst nach 6. Tagen, weil uns mancherley Hindernisse vorgekommen waren, eintrafen. Das Kloster liegt in einem sehr angenehmen Thale unten an der Alp, wie man den Strich Landes nennt, der einen kleinen Theil des Herzogthums Würtemberg ausmacht, und an Wärme und Fruchtbarkeit dem übrigen Lande nicht gleich kommt, an zween Bächen, von denen der Name Zwifaltach, wie es eigentlich heissen sollte, herrührt. Wenige Abbteyen haben ein so ansehnliches

liches Gebiet, als dieſe. Man zählt gegen 20 Dörfer, die dazu gehören; ſie beſaß noch mehrere, gab aber vor 30 Jahren 3 davon an den Herzog von Würtemberg ab, um ſich von der bisherigen Verbindung mit demſelben ganz frey zu machen. Es gibt Grafen im deutſchen Reiche, und zwar regierende Grafen, deren Ländereyen bey weitem nicht von ſolcher Wichtigkeit ſind. Das Kloſter Hirſau im Würtembergiſchen könnte man in gewiſſer Maße die Pflanzſchule von Zwiefalten nennen. Aus jenem kamen die erſte 12 Mönche hieher, nachdem zween fromme Brüder, Grafen von Achalm, das ein Schloß bey der Reichsſtadt Reutlingen iſt, hier ein Gotteshaus geſtiftet hatten, deſſen Mönche nach der Regul des H. Benedikts leben ſollten. Von der ehemaligen Armuth, in der die Mönche lebten, ſieht man heut zu Tage keine Spur mehr. Die Kirche wenigſtens beweißt, daß es an Mitteln nicht fehle, den Geſchmack der Kenner in der Baukunſt zu vergnügen. Sie iſt ſehr ſchön, und Vergoldungen ſieht man hin und wieder von ſolchem Reichthum, daß man in Verſuchung kommt, ſich

einen solchen todten Schaz, aus dem so viele gangbare Münzen könnten geschlagen werden, recht verdrießen zu lassen. Die Orgel ist von ungeheurer Größe. Wer sie mit Beyfall spielen will, muß ein Meister seyn. Die Gelehrsamkeit ist hier im Ansehen. Ich versprach mir alsbald mehr, als das gewöhnliche, oder als das, was man in einigen Klöstern von andern Orten findet, da ich hörte, daß es Benediktiner Ordens sey. Wenn schon die deutsche Mönche denen von der Congregation des h. Maurus in Frankreich nicht gleich kommen — zu wünschen wäre es — Aber man kann auch zu viel verlangen, nicht wahr, mein Theurster? — so gereicht es doch einem Liebhaber der Gelehrten und der Gelehrsamkeit zum Vergnügen, wenn er sieht, daß doch etwas geschieht. Es kommt vielleicht immer besser, wenn nur einmal ein wakerer Anfang gemacht worden ist, oder ein aufgeklärter Kopf, der in einem solchen Gotteshaus aufstehet, bey den andern eine heilsame Contagion bewürket, wenn es auch nicht der Abbt selbst wäre. — Ich danke es noch bis auf diese Stunde einem gewißen Officier von dem

dem Regimente, bey dem ich ſtund, daß er theils durch ſein Beyſpiel, theils würklich und thätig unter die meiſte übrige Officiere Liebe zu den Wiſſenſchaften zu bringen wußte. Wir hatten Winterquartier in einem Städchen in H. Womit ſollten wir auſſer dem bisgen Dienſt, der nicht viel ſagen wollte, und in den langen Winterabenden unſere Zeit zubringen? Er that mir und andern, bey denen das, was wir in der Schule und dem Gymnaſium gelernt hatten, noch nicht ganz ausgeſchwizt war, den Vorſchlag, Bücher zu leſen, wozu wir eine gemeinſchaftliche Kaſſe hatten, alle Wochen zweymal an einem beſtimmten Ort zuſammen zu kommen, und das, was wir geleſen hatten, einander mitzutheilen. Wie nüzlich uns dieſe Anſtalt, wozu wir uns ganz frey entſchloſſen, geweſen ſey, werden Sie mir gerne glauben. Wir hatten manche vergnügte Stunden beyſammen, und von ſelbiger Zeit rechne ich eigentlich die Epoche meiner ernſtlichen Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ich gegen viele andere glänzende Vorzüge nicht miſſen möchte. Sollte ſich in einem Kloſter, in welchem man es in Abſicht

auf einen wahren Fleiß in den Wissenschaften bisher so beym nächsten bewenden ließe, diß in seiner Art nicht nachmachen lassen; immer auf der alten Leyer bleiben, wie sie in vorigen Jahrhunderten gespielt wurde, kleidet einmal die Klöster in dem jezigen nicht mehr. Das fangt man an in Zwiefalten einzusehen. Nur scheint es immer noch an recht betriebsamen Männern zu fehlen. Es wäre schändlich, wenn ich von den hiesigen Herrn Kapitularen nicht alles mögliche rühmliche sagen wollte. Die Aufrichtigkeit und Unparteylichkeit aber bringt mir jene Anmerkung ab: ich hoffe gewiß, sie werde in ein paar Jahren nicht mehr nöthig seyn. Ihre beste Leute sind auf auswärtigen Universitäten aufgestellt. Von diesem Umstand kann man sich ohne Anstand in der Folge noch sehr viel gutes versprechen, theils in Absicht auf einen gelehrten Briefwechsel, den die Conventualen mit jenen führen; theils um des Eifers willen, der in diese gebracht werden kann, sich durch unermüdetes Studiren auch zu solchen Ehrenstellen tüchtig zu machen. — Neresheim war das nächste Gotteshaus, das ich nach Zwiefalten be-

beſuchte. Es liegt innerhalb des Fürſtenthums Oetingen zwiſchen den Gränzen des Herzogthums Würtemberg und der Reichsſtadt Nördlingen. Die Lage iſt, wenigſtens nach meinem Geſchmack, ganz vortreflich. Das Kloſter iſt auf einem Hügel, und hat ein Städtgen im Thale unter ſich. Der Herr Reichs Prälat iſt ein vollkommener Hofmann, deſſen vortrefliche Lebensart ihm bey den Groſſen, an deren Höfe er kommt, Ehre macht. Das hindert aber nicht, daß er nicht ein ſehr groſſer Liebhaber der Wiſſenſchaften ſeyn ſollte. Mit ſeiner Geiſtlichkeit hat er ſeit einiger Zeit viele Veränderungen vorgenommen, die ich eben jezt nicht nahmhaft machen will, von denen ich aber weiß, daß ſie ſehr ſtarken Widerſpruch gefunden haben. Ich habe Ihnen ſchon einen Wink gegeben, was für Schlüſſe hieraus zu ziehen ſeyen. — Vor einigen Jahren hat er die Reichsimmediatät; doch mit einem groſſen Opfer, erhalten. — Das Kloſter iſt ſehr alt; ſein Urſprung reicht bis in das eilfte Jahrhundert, da es von einem Grafen von Dillingen geſtiftet und mit herrlichen Einkünften verſehen

worden. Hieben befinden sich die Herrn Patres sehr wohl. Wenn ich ihnen rathen dürfte, so möchte ich wohl erleben, daß sie dem Beyspiele ihres Herrn Abbts in Ansehung der Literatur geflissener nachahmten. Es thut mir, die Wahrheit zu sagen, in der Seele weh, wenn man in diesem Stük in den Klöstern so sehr zurükbleibt. Der H. Benedikt, nach dessen Regul sich die Herrn zu Neresheim zu leben verpflichtet haben, würde ihnen mit väterlichem und lizbreichem Ernst Weisung geben, wenn er zu ihnen käme. Verrathen Sie mich nicht bey ihnen. Ihren Unwillen möchte ich nicht gern auf mich laden — aber alles hat seine Zeit; sich vergnügte Stunden machen, seinem Beruf abwarten, und studiren. Das sollte alles in der gehörigen Ordnung auf einander folgen. Ergözlichkeiten, solche, die sich für geistliche Herren schicken, schmecken desto besser, wenn man durch gelehrte Arbeiten sich gleichsam den Appetit dazu gemacht hat. — In dem Dominikaner Kloster Medingen, das nicht weit von Neresheim entfernt ist, machte ich einen kleinen Einkehr. Das sind nun keine Benedikti-

diktiner; aber ich hatte vorläufig Nachricht, daß sie viele von jenem Orden in diesem Stück beschämen. Und ich fand es würklich so. Hier ist das Studiren sehr Mode. Sie sparen keine Kosten, sich ansehnliche und nüzliche Wercke anzuschaffen. Nur merkt man, daß mehrere Anweisung auch zu Treibung moderner Wissenschaften sehr wohl bey ihnen angelegt wäre. Der Bibliothekar, der ein junger feuriger Mann ist, wird, ich traue es ihm zu, durch Lesung guter Journale, und durch Errichtung einer nüzlichen Korrespondenz mit Leuten, die das Handwerk verstehen, seinen Brüdern schon forthelfen. Darf ich hiebey einen Wunsch äußern, so ist es der, daß man ihn sein lange bey diesem Amt lassen, und es nicht machen möchte, wie oft an den Höfen geschieht, da diejenige, die sich besser zu einer andern Verrichtung schikten, gerade zu einem Amt bestimmt werden, dem sie nicht gewachsen sind, und woran sie keinen Geschmak haben. Der Umgang mit diesen Dominikanern gefiel mir recht wohl. Sie thaten mir den Vorschlag, auch, wenn ich etwas auf eine schöne Bibliothek hielte, nach Alschhau-

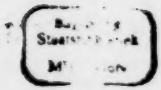
hausen zu gehen, das eine berühmte Lands-Kommende ist. Der Herr Land-Kommenthur wird auch zu den Reichs-Prälaten gerechnet. Gegenwärtig besizt diese Stelle der Freyherr von Rezuter, ein Herr, mit dem man nur zwo Stunden sprechen darf, um von Hochachtung und Ehrfurcht für ihn ganz durchdrungen zu werden. Er besizt grosse und ausnehmende Gaben. Die vortrefliche ökonomische Einrichtungen, die von ihm herrühren, beweisen seine tiefe Einsichten, und seine unvergleichliche Bibliothek, die täglich neuen und beträchtlichen Zuwachs erhält, seine grosse Kenntnisse. Der Herr Rath und Rentmeister Streicher, der bey ihm sehr wohl gelitten ist, trägt das seinige redlich dazu bey, Alschhausen zu einem herrlichen Aufenthalt zu machen. Die Diskurse, die hier, besonders in Absicht auf manche Klöster vorfielen, darf ich Ihnen nicht erzählen. Es kostete mich Mühe, von Alschhausen weg zu kommen. Leben Sie wohl.

Ende.

Reiſen
eines
Curländers
durch
Schwaben.

Ein Nachtrag
zu
den Briefen
eines reiſenden Franzoſen.

1784.



Vorbericht.

Der reiſende Franzoſe iſt ein allerliebſter Mann! Ich weiß nicht, ob ich ihm für ſeine der Welt mitgetheilte Bemerkungen; oder ſeinem Ueberſezer, daß er ſolche den der franzöſiſchen Sprache unerfahrnen, unter die ich mich zu meiner Schande auch zählen muß, genießbar ma-

chen wollte, mehr danken soll? Genug, ich lernte Bayern, Schwaben, die Pfalz am Rhein, und alle die Gegenden, die er sonst noch beschrieben hat, so kennen, daß ich zufrieden bin. Die Schreibart ist unterhaltend, und auch der Uebersezer hat gethan, was man immer erwarten konnte, sogar, daß man durchaus mehr Original als Uebersezung, zu lesen glaubt. Doch, daß er alles bemerkenswerthe noch gerade erschöpft hätte, könnte ich, besonders seitdem ich Schwaben selbst gesehen, und mich nach manchem, worüber er — mit Fleiß, oder unvorsezlich? das weiß ich nicht — hinweggeschlüpft ist, ganz genau erkundigt habe, eben nicht

ſagen. Vielleicht finden meine Leſer die Ergänzungen in den folgenden Briefen, in die ich meine Beobachtungen, ſo gut ich ſie auf der Reiſe ſelbſt, um mir nichts entgehen zu laſſen, niedergeſchrieben habe, einkleiden wollte. Sollten manche verſchiedenes angemerkt finden, das ihnen unbedeutend ſcheinet; und hingegen auf Lüken ſtoßen, die ſie ergänzt zu ſehen gewünſcht hätten; ſo will ich mit ihnen nicht rechten, und mich gerne beſcheiden, daß mich vielleicht nur die Abſicht, in der ich gereißt bin, die ſich aber nun hier nicht ſagen läßt, entſchuldigen kann. An der Kritik, die man dieſen Briefen des reiſenden Franzoſen in einer beſondern

Schrift entgegen geſezt hat, nehme ich keinen Theil. Wenn es auf mich angekommen wäre, ſo wollte ich ihn lieber aufgefordert haben, noch mehrere Reiſebeſchreibungen zu liefern, als ihn über die ſchon vorhandene zur Verantwortung ziehen. — Pr. den 21. Jul. 1784.

Erſter

MÜNCHEN

Erſter Brief.

Nach einer Reiſe von fünf Wochen und drey Tagen, die, wider alles mein Denken, mit Unannehmlichkeiten von allerhand Arten begleitet war, und mit deren Erzählung ich **Ihnen, Schäzbarer Freund,** nicht beſchwerlich fallen will, — genug, daß mir das bloße Angedenken davon noch immer mehr, als mir lieb iſt, aufs Herz fällt, — habe ich endlich **Schwabens** Gränzen betreten. Erwarten **Sie** nicht, daß ich **Ihnen** dieſes ſchöne Stük von **Deutſchland** der Länge und Weite nach beſchreibe. Dazu wäre ich zu bequem, wenn mir auch meine Schreibtafel den reichſten Stoff zu einem noch ſo anſehnlichen Werk darböte. Ich begnüge mich, **Ihnen** nur ſolche Dinge zu überſchreiben, die mir beobachtungswürdig vorgekommen ſind: und ich zweifle nicht, **Sie** werden hie und da Nachrichten antreffen, die man bisher in öffentlichen Schriften nicht gefunden hat, wenn ſie ſchon vielleicht wichtiger ſind, als manche

andre, auf deren Mittheilung man ſich weis nicht was einbildet.

Der Schwäbiſche Krais gehört unter die beſten des deutſchen Reichs; und wenn die Bewohner deſſelben ihre Vorzüge erkennen und fühlen, ſo können ſie im Genuß derſelben ſich über die unverdiente Schmach, die ſie noch immer, als **Schwaben**, von andern, die doch nicht beſſer, als ſie, ſind, tragen müſſen, getroſt hinwegſezen: und jener Würtemberger, der, um den Nekereyen, die ſich die Schwaben in andern Ländern Deutſchlands je und je ausgeſezt ſehen, zu entgehen, die Frage, ob er ein **Schwabe** ſey, ſo beantwortete: **Nein**, ſondern ein **Würtemberger**! hat, dünkt mich, ſeine Sache in keiner Rükſicht gut gemacht; und er muß es mit ſehr gefälligen Leuten zu thun gehabt haben, daß er ſich mit dieſer den **Holländern**, in **Japan**, abgeborgten Wendung Ruhe verſchaffen konnte. —

Bamberg und **Würzburg** ſind zwo herrliche Provinzen im **Frankenlande**: ich glaubte, da ich auf meiner Reiſe dieſe beyde Hochſtifter ſahe, ich würde, je weiter ich gegen Süden käme, nun das Beſte ſchon genoſſen haben; fand aber zu meinem Vergnügen mei-

ne Vermuthung ungegründet, da ich beynahe überall, wo ich hinkam, die schönste und fruchtbarste Gegenden antraf, die durch den Fleiß der Einwohner, freylich hie und da mehr oder weniger, möglichst benuzt werden. Daß nicht noch mehr geschehen, und die Landwirthschaft nicht auf einen noch bessern Fuß gesezt werden könnte, will ich eben nicht behaupten. Die Schwaben sind etwas langsam und bedächtlich, und hangen vielleicht noch zu sehr an dem wohlhergebrachten von ihren Vorfahren; wollen auch keine Versuche aufs Ungewisse machen, und sich nicht anders, als durch den Augenschein überzeugen lassen. Der durch seine Schriften über die Landwirthschaft in ganz Deutschland mit Recht berühmte Würtembergische Gottesgelehrte, **Spreuger**, der von dem Professorat im Kloster Maulbronn vor drey Jahren zu der Prälatur **Adelberg** und Stelle eines Generalsuperintendenten erhoben worden ist, auch erst seit ein paar Monathen um seiner Verdienste willen, die er um die Landökonomie besizt, einen Plaz unter den Assessoren der Würtembergischen Landschaft des äussern Ausschusses erhalten hat, hat, wie ich mir habe sagen lassen, mehrere unter den

Auswärtigen, die ſich ſeine Einſichten zu Nuze machen, als unter ſeinen Landesleuten. Es wäre möglich, daß das Sprüchwort bey ihm einträfe: ein Prophet gilt nirgend weniger, als in ſeinem Vaterlande, und bey den Seinen; und vielleicht dürfte nur ein Curländer den Schwaben Vorſchriften geben, wie ſie ihren Feldbau beſſer einrichten ſollen, ſo würde er mehr Gehör finden, als jener aus ihrem Mittel, dem ſie wohl gar auch deswegen nicht recht trauen, weil — ein Urtheil, das ich würklich gehört habe — ein Theologe ſich mit der Bibel, und nicht mit ökonomiſchen Dingen, die auſſer ſeiner Sphäre ſeyen, abzugeben habe. Ich hoffe, dieß ſeye mehr Scherz, als Ernſt geweſen, ſonſt würden ſich keine vortheilhafte Schlüſſe auf die Einſichten und auf das Herz der Landsleute des Herrn **Sprengers** daraus ziehen laſſen. Wenn dieſer Gelehrte den Pflichten ſeines Amts getreu iſt, woran ich nicht zweifle, weil er ſonſt gewiß keine ſo beträchtliche Beförderung würde erhalten haben; ſo ſollte man ihm noch dafür danken, daß er ſich auch andere nicht eben zu ſeinem nächſten Beruf gehörige Kenntniſſe erwirbt, und dadurch ſeinen Mitbürgern nüzlich

zu werden ſucht; anſtatt daß man ihm ſeine landwirthſchaftliche Bemühung zum Vorwurf macht, und ihn ungütig darüber beurtheilet. Ich wünſchte, daß die Mitglieder der katholiſchen Geiſtlichkeit, in deren Bekanntſchaft ich, in den Klöſtern Schwabens, und auſſer derſelben, gekommen bin, ſtatt anderer Beſchäftigungen, die weder ökonomiſch, noch theologiſch ſind, ihre übrige Zeit und Muſe einem ſo allgemein nüzlichen und eben deswegen rühmlichen Gegenſtand widmen möchten. Sparſamkeit, und Oekonomie, und Aufhäufung von Schäzen iſt ja ſonſt ihre Sache: und wenn nirgends große Baarſchaften ſind, ſo findet man ſie in den Klöſtern, wie der Kayſer **Joſeph** davon die unläugbarſte Beweiſe in den Händen hat. Zu Ergözlichkeiten, die ihrem Stande angemeſſen ſind, wird immer noch Rath, wenn auch etwas von der Zeit, die von Berufsgeſchäften und gelehrten Bemühungen übrig iſt, auf Landwirthſchaft, und was damit in Verbindung ſtehet, verwendet wird. Wie ſehr die Verdienſte des Herrn Prälaten **Sprengers**, um die ökonomiſche Wiſſenſchaften **auſſer ſeinem Vaterlande** erkannt werden, davon kann dieß der beſte Beweis ſeyn, daß

er, wie ich mir, noch ehe ich nach Schwaben kam, habe erzählen laſſen, einen anſehnlichen Ruf auſſer Lands erhalten hat, einen Poſten zu bekleiden, der ihm groſſe Ehre gemacht hätte, und ihm nicht weniger ſehr einträglich geweſen wäre, wenn er ſich hätte überwinden können, die Liebe zu ſeinem Vaterlande einem noch glänzendern Glük nachzuſezen, als er in Würtemberg würklich genießt, womit er aber vollkommen zufrieden iſt, und dadurch beweißt, daß er auch ein Philoſoph ſey, dem die Erfüllung der dem Vaterland ſchuldigen Pflichten mehr werth iſt, als andre Ausſichten, durch die ſich ein groſſer Theil der Menſchen allein leiten läßt, und darüber die heiligſte Verpflichtungen getroſt hintanſezt. Ein anderer würde dieſe Gelegenheit begierig ergriffen haben, ſeine Landsleute ſeinem Unwillen über ihre Unbiegſamkeit gegen ſeine Vorſchriften und Lehren in der Landwirthſchaft empfinden zu laſſen, und ihnen ihre Blindheit begreiflich zu machen. Aber innere Ueberzeugung und gutes Gewiſſen ſiegt immer über Vorurtheile anderer, in die ſich gemeiniglich auch noch Leidenſchaften einmiſchen, wenn jene nicht gar von dieſen erzeugt werden. —

Ich habe oben der katholischen Klöster gedacht, und den Wunsch geäussert, daß die in denselben ein so bequemes Leben führende Herren, wenigstens einige unter ihnen, sich das Studium der Landwirthschaft besser, als bisher angelegen seyn lassen möchten, sollte es auch nur darum seyn, um ihre eigene Einkünfte dadurch zu vermehren, wenn sie auch die Absicht nicht damit verbinden wollten, dem Landesherrn, in dessen Gebiet sie wohnen, und den Unterthanen desselben, nüzlich zu werden. Schwaben hat vor andern Ländern des deutschen Reichs eine beträchtliche Anzahl unmittelbarer Klöster oder Gotteshäuser, wie man sie zu nennen pflegt, deren ich verschiedene mit Vergnügen gesehen, und wenig angetroffen habe, das ich nicht hätte bewundern müssen, wovon ich Ihnen in meinen folgenden Briefen etwas ausführlichere Nachrichten mittheilen werde. Nur glaube ich mehrere gefunden zu haben, in deren Gegenden der Landmann die Vortheile nicht genießt, die er genießen könnte und sollte, wenn man ihn zu mehrerem Fleiß und Klugheit in seinen Geschäften aufmunterte; und wovon die Einkünfte jener Gotteshäuser selbst zuerst den au-

gensscheinlichsten Nuzen spüren würden. Ich hoffe nicht, daß man mir die Reflexion entgegen sezen werde: Bey der bisherigen Methode das Feld zu bauen, seye man gleichwohl nicht übel gefahren; das Kloster seye reich dabey geworden; die Unterthanen haben ihre Zinsen, Gilten, Zehnten, u. s. w. richtig abgetragen; Neuerungen seyen abermal etwas mißliches; man habe das Gewisse dem Ungewissen vorzuziehen; manche der neuern Landwirthschafts-schriftsteller reden, wie der Blinde von der Farbe, gründen sich nicht auf Erfahrungen; die Vorschriften, die sie ertheilen, seyen nicht überall anwendbar; der Bauer, der sein Geschäft treibe, wie er es von seinem Vater und Grosvater gesehen und gelernt habe, seye nicht dazu zu bringen, von dem alten Schlendrian abzugehen; lache wohl gar hönisch über solche neue Feldbaumeister, und denke in seinem Herzen: der Schuster solle bey seinem Leisten bleiben: er rede ja auch den geistlichen Herren in ihrem Studiren und in ihren Büchern nichts ein; so sollen sie ihn, als der es besser wissen müsse, als sie, auch in seinem Geschäfte machen lassen u. dgl. das sind lauter Einwürfe, die sich eben so bald widerlegen, als

vorbringen lassen. Wenn man bey der bisherigen Art, den Feldbau, und was dazu gehört, zu treiben, wohl gefahren ist, so wird man bey der neueren, wo sie anschlägt — denn überall, das gestehe ich gerne ein, läßt sie sich nicht nachmachen — auf ächte und durch sichere Erfahrungen erprobte Grundsäze gebauten Art noch besser fahren: ist das Kloster reich geworden, so lange man sich an die von den Voráltern erlernte Art gehalten hat, so kann es bey der neueren noch reicher werden. Haben die Unterthanen ihre Zehnden, u. s. w. bisher unklagbar abgetragen, so werden sie es in Zukunft noch besser thun können, wenn man ihnen Mittel und Wege weißt, den Ertrag ihrer Felder zu vermehren, und das wird einen offenbaren Einfluß auf die Einkünfte überhaupt haben. Die Schriftsteller von der Landwirthschaft sind bey weitem nicht alle so unzuverläßig, als vorgegeben wird. Sie berufen sich auf Erfahrungen, nach denen man fragen darf; auf eigene und auf fremde, wovon der Beweis am Tage ist. Sind die neuere Vorschriften nicht alle von der Art, daß sie sich überall anbringen lassen, so sind es doch einige: und es ist immer besser, es geschehe

etwas, als gar nichts. Der Einwurf, daß ſich die Bauren, hauptſächlich in Schwaben, die ſichs zur Ehre rechnen, dem Alterthum und den von ihren Vorältern auf ſie gekommenen Gewohnheiten, wie in andern Dingen, alſo auch in dieſem Stük, es koſte was es wolle, getreu zu bleiben, nicht von ihrer bisherigen Sitte abbringen laſſen, und dem, der ſie etwas neues lehren will, vielleicht antworten, was jener hannöveriſche Bauer dem Geheimen Rath von Hardenberg, der ihm auf dem Aker etwas in ſeinem Geſchäft einreden wollte, gut deutſch ins Geſicht ſagte: Junker, ihr verſtehts nicht, iſt noch der ſcheinbarſte; er iſt aber doch nicht unwiderleglich. Man kann vielerley darauf antworten. Man muß den Pöbel behandeln, wie er ſich behandeln läßt. Mit Lehren, Vorſchriften, auch Gewalt, iſt wenig, oder nichts auszurichten. Der gemeine Mann, beſonders in der Gegend, wovon ich rede, muß ſehen und mit Händen greifen. Man muß ihn zu einer für ihn und ſeine landwirthſchaftliche Geſchäfte heilſamen Veränderung lieber durch Umwege, als gerade hin führen. Er muß Beyſpiele vor ſich ſehen, wider die er nichts einwenden kann. Und

Und wenn man es gar so einleiten könnte, daß wahre Einrichtungen im Bau der Aeker, der Wiesen, der Weinberge, in der Viehzucht für ein Privilegium bloß für den Edelmann, der auf seinen Gütern lebt, für den Pfarrer, für den Amtmann, und aufs höchste für den Schulzen, oder Schultheissen, wie man ihn hier zu Lande nennt, erklärt würden, die nachzumachen nicht jedermann befugt sey; so hätte man desto bälder gewonnen. Nun werden die Bauren, die ohnehin, vielleicht nicht eben immer und überall ohne Grund, die Grille haben, daß ihre Obern und Vorsteher das Mark des Landes fressen, und ihnen nichts, als das traurige Nachsehen übrig gelassen werde, gewiß unter der Hand darauf loß arbeiten, auch an dem Theil zu nehmen, wobey sich diejenige, die über ihm sind, so wohl befinden. Versucht dies im Anfang nur etwa einer oder der andere, und man stellt sich, als ob man ihm durch die Finger sähe, so werden bald mehrere nachkommen, und eh man sichs versieht, wird man seinen Endzwek erreicht haben. Was ich Ihnen hier schreibe, gründet sich auf die Erfahrung: und ich bin versichert worden, daß ein sicherer Edelmann in

in Schwaben nur auf dieſem Weg ſeine Guts-Unterthanen, bey denen er vorher alle mögliche Verſuche umſonſt gemacht hatte, nach und nach, ohne daß ſie wußten, wie ihnen geſchah, zur Annahme der neuern und beſſern Grundſäze bey ihrer Feldarbeit gebracht habe, und daß ihm nun eben dieſe, beſchämt über ihre ehmalige tolle Hartnäkigkeit und Anhänglichkeit an das Alte, innig dafür danken, daß er ſie, gleichſam ohne ihr Wiſſen, gelehrt habe, klüger zu ſeyn, als ſie vorhin waren. Es iſt würklich Schade für ſo manche Gegenden in dieſem Lande, das, in Abſicht auf die Fruchtbarkeit vor vielen Ländern Europens — ich will von Curland, meinem Vaterlande, gar nicht ſagen — ſo große und unläugbare Vorzüge hat, daß man dieſer ſo vortreflichen natürlichen Anlage nicht beſſer durch Fleiß zu Hülfe kommt, und ſich in träger Genügſamkeit mit dem, was der Boden hervorbringt, um weiteres nicht bekümmert. Neue Moden in der Kleidung, Eſſen und Trinken, und andere Dinge, ſind, ſo verderblich und zu Grunde richtend ſie auch immer ſeyn mögen, immer willkommen. Nur etwas nüzliches verwirft man gemeiniglich aus keiner andern Ur-

sache, als weil es etwas neues ist. Die Schwäbische Bauern, wie ich zu meinem grossen Aergernis hauptsächlich im Herzogthum **Würtemberg** theils in Gasthöfen selbst gesehen, theils, bey gehaltener Nachfrage über ihre häusliche Lebensart, mir habe erzählen lassen, haben nun auch das Coffeetrinken seit einigen Jahren angefangen — eine Sitte, die besonders für ein Land, das im Aktivhandel gegen andere Länder so weit zurük ist, daß es nach und nach zu Grunde gerichtet werden muß, nicht schlimmer seyn könnte — und nicht einmal der vor zwey Jahren um des Englischen und Holländischen Kriegs willen so hoch gestiegene Werth dieser für eine Menge Menschen so sehr entbehrlichen Waare, hat, wie ich versichert worden bin, dieser Raserey Einhalt thun können, so, daß manche Krämer in Städten und auf den Dörfern gegenwärtig bey keinem ihrer Artikel sicherer auf geschwinden Verkauf rechnen können, als bey Zuker und Coffee. — Ich traf zwischen Heilbronn und Canstadt einen Fremden in einem elenden Dorfwirthshaus an, der, da wir einen ganzen Tisch voll Bauern, anstatt der Weingläser, einen Topf Coffee nach dem andern ausleeren

sahen, große Augen darüber machte, und mich frug, was ich, da er mir meine Befremdung in dem Gesichte lesen konnte, dazu dächte? Ich wünschte, versezte ich, in des Wirths und der Wirthin Stelle zu seyn, um es diese Leute in der Zeche fühlen zu lassen, wie nachtheilig diese Nachäffung der Größern für den Beutel des gemeinen Mannes seye: und um ihnen ein Getränke zurichten zu können, daß sie den Coffee weiß nicht wo hin wünschen müßten. Ich wüßte nicht, antwortete der Reisende. Vielleicht hat diese neue Mode der Bauern hie zu Lande eine oder gar mehrere gute Seiten. Zuerst halte ich sie für einen Beweiß ihres Wohlstandes, weil sie nicht darauf fallen würden, wenn es ihre Vermögensumstände nicht zuließen. Und dann, dünkt mich, ist es doch besser, einige Tassen Coffee zu verschluken, bey dem sie ihre Sinne nicht verlieren, und in den Schenken von einer Unordnung in die andere gerathen, als Nächte durch bey dem Wein zu rumoren. Glauben Sie nicht, sezte er hinzu, daß das Coffeetrinken dem Nahrungsstande nicht so empfindlich schader, als die Weingelage, an denen die Bauern, wenn ihnen der Wein einmal zu Kopfe gestiegen ist, kein Ende

finden können? Es wäre zu weitläuftig, antwortete ich, mich hier auf dieſe Ihre Gründe einzulaſſen. Nur werden Sie doch wohl nicht im Ernſte behaupten, daß man aus dieſer Gattung von Ueppigkeit bey dem gemeinen Volk in dieſen Gegenden auf einen blühenden Wohlſtand ſchließen dürfe. Geſezt, der Schluß wäre einſtweilen und im Anfange richtig, ſo wird dieſer neue Artikel in den Ausgaben doch in kurzem dem Wohlſtand, von dem er ſich herſchrieb, eine nicht vortheilhafte Wendung geben. Und ſollten auch einzelne Perſonen dieſen neuen Aufwand noch ſo lange aushalten können, ſo tritt das Publikum ein, welches unmöglich bey der ſtarken Conſumtion einer Waare, für die ungeheure Summen zum Lande hinausgehen, von denen kein Schilling wieder hereinkommt, gewinnen kann, ſondern unumgänglich verlieren muß. Im Herzogthum Würtemberg wird ſo viel Wein erzielet, daß die Einwohner beynahe über den Ueberfluß zu klagen haben, da ſie ihn kaum mehr an ihre Landsleute, geſchweige an Auswärtige, verſchließen können: ein Umſtand, der abermal die Tonnen Golds, die jährlich für das ſehr entbehrliche warme Getränk den Franzoſen und

Holländern zugeſchleppt werden, in einem ſehr verdächtigen Lichte zeigt. Wenn die Holländer Wein an Bezahlungsſtatt von den Würtembergern annähmen, ſo wäre der Schade geringer; aber ganz würde er nicht aufhören, da ſie ſo viel Wein nicht entbehren können, als erfordert wird, um jene für die groſſe Laſten von Coffee und Zuker, die ſie ſich von ihnen zuführen laſſen, zu befriedigen. — Ich will Sie, liebſter Freund, mit einer weitläufigern Erzählung unſrer Controvers, die wir in der Bauernſchenke noch eine gute Zeit über dieſen Gegenſtand fortſezten, nicht aufhalten. Jeder blieb auf ſeiner Meinung. Ich aber finde je länger je weniger Urſache, von meinem Saz abzugehen; zu dem ich vielmehr noch mehrere Beweiſe in die Hände bekam, je genauer ich auf meiner Reiſe durch Schwaben das Herzogthum Würtemberg kennen lernte, wovon ich Ihnen in meinen folgenden Briefen mehrere Nachrichten ertheilen werde. Leben Sie wohl.

Zweeter Brief.

Ich gestehe, daß ich **Würtemberg**, dieses überall so sehr gepriesene Land, mit der gröſsten Erwartung betreten habe, und ich sahe mich beynahe in keinem Stük betrogen: so vieles fand ich, das einem aufmerksamen Reisenden die Zeit und Kosten, die er darauf wendet, solches kennen zu lernen, reichlich belohnen kann! Ausser der **Unterpfalz** und einigen Revieren des **Churfürstenthums Sachsen** wüßte ich im deutschen Reiche kein Land, das ihm, in Ansehung der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses an allem, was zu einem bequemen Leben gehört, vorzuziehen wäre; und wenige, die demselben gleich zu halten sind. Destomehr Verwunderung erregte bey mir der Umstand, über den jeder, der Würtemberg kennet, erstaunen muß, daß seit ein paar Jahren die Strassen voll von Würtembergern sind, die ihr geseegnetes Vaterland freywillig mit dem Rüken ansahen und in **Westpreußen** das mit Wucher wieder zu finden hoffen, was sie dort zurükgelassen haben. Es gehört unter die Vorrechte und Privilegien der Ein-

wohner dieses Landes, daß ihnen die hohe Obrigkeit diesfalls nichts in den Weg legen darf. Diese Auswandelungsraserey war so groß, daß ich auf die Gedanken gerieth, sie überlassen sich derselben bloß deswegen mit so unaufhaltbarer Begierde, um dieses ihr Privilegium in Ansübung zu bringen. Der Herzog, der von seinen Unterthanen wahrhaftig geliebt und verehrt wird, und bey dem alle diejenige, die ihr Angesicht nach Westpreußen richteten, sich persönlich in der Audienz, die alle Freytage, wenn keine besondere Hindernisse vorfallen, gehalten wird, zu melden hatten, gab sich mit der größten Herablassung alle ersinnliche Mühe, sie mit Vorhaltung der wichtigsten Gründe und unter den huldreichsten Versicherungen, von ihrem Vorhaben abzubringen: frug sie auf das leutseeligste um die Ursachen ihres seltsamen Einfalls, und suchte, kurz zu sagen, alles hervor, sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob sich einer oder der andere eines Bessern besonnen habe. So viel ist richtig, daß ganze Familien ausgezogen sind, die sich in kleine mit grobem leinenen Tuch bedekte Wagen ein-

pakten, (deren ich oft zehen bis zwölf hinter einander auf der Strasse erblikte), um **Westpreußens** anmuthigen Gefilden zuzuwandern, und daselbst ein Paradieß anzutreffen, bey dem sie ihr mütterliches Land gewiß zu vergessen hoften. Ich bin weit entfernt, **Westpreußen** zu verachten, das ich — so unpartheyisch bin ich! — wohl gar **Curland**, meinem Vaterland vorzuziehen das Herz hätte; aber lieber in **Westpreußen**, als in **Würtemberg**, zu wohnen; einen lachenden Himmel **hier**, einer um ein gutes rauheren Luft **dort**, nachzusezen: die Erde **dort** lieber im Schweis seines Angesichts, mit harter Arbeit, zur Herausgabe eines zehenfältigen Wuchers für den ihr anvertrauten Saamen anzuhalten, als hier unter seinem Weinstok und unter den fruchtbarsten Obstbäumen zu sizen, und hundertfältig zu ernden, was man, zwar nicht ohne Mühe, aber doch nur mit halber Arbeit gesäet hat; wer sich dazu ohne Noth, oder gar vielleicht aus bloßem Muthwillen enschließen kann, dem darf man gönnen, wenn er in der Folge für seinen Küzel gestraft wird. Sicher darf man annehmen, daß die wenigsten dieser unbesonnenen Wanderer stathafte

Gründe ihres seltsamen Unternehmens anzugeben wissen. Sie haben, wie mir selbst einige, mit denen ich mich unterwegs in Unterredung einließ, gestunden, dem Herzog allerhand wunderliches Zeug entgegen gehalten; sich über schwere Abgaben, über strenge Beamte, über Geldpresserey, über langsame oder gar ausbleibende Justiz bey der niedern Obrigkeit, über Härte derer, die über das Gewild und die Wälder zu gebieten haben, über andere Bedrükungen, die sie vielleicht selbst nicht zu benennen wußten, und noch über weiß nicht was noch mehr, nur um das Maß ihrer Klagen voll zu machen, beschwert, und sich vorgestellt, daß sie in Westpreußen nun im Vollauf, und in der vollkommensten Freyheit ihr Leben würden zubringen dürfen. Die betrogene Leute, die noch gerade es desto besser zu treffen glauben, je weiter sie von ihrem Vaterlande weg sind; die, weil sie zu Haus nicht arbeiten mochten, einem andern Erdboden nachziehen, wo sie glauben, ohne Mühe reich zu werden; die einem Landesherrn aus der Hand gehen, von dem sie aus der Erfahrung wissen, wenigstens wissen könnten, daß er unter seinen Bürgern, wie ein Vater

unter seinen Kindern wandelt. Ich schreibe dies aus dem Munde würklicher Würtembergischer Unterthanen, die in unverstelltem Eifer sich über die Thorheit dieser ihrer bisherigen Landsleute herauslieſsen, und einen recht patriotischen und rühmlichen Unwillen auch nur aus diesem Grunde äusserten, weil dieſs ihrem in allen Rükſichten herrlichen Lande bey Auswärtigen leicht ein böses Geschrey machen möchte. Das wollte ich eben nicht fürchten, antwortete ich. Ganz Europa weiſs, welch ein glükliches Volk die Schweizer sind: und doch ziehen ganze Schaaren von diesen nach Spanien? Der Fall ist zwar ein wenig anders. Die in den rauhen Gebürgen Helvetiens wohnende verliehren nichts, wenn sie ihr Vaterland mit Spanien, diesem schönen und warmen Königreiche vertauschen, in welchem ihnen der vortrefliche Boden, wenn sie nur mäſsig arbeiten wollen, ihre Mühe im Ueberfluß bezahlet. Mit den Würtembergern aber hat es eine andere Bewandniß; ja es ist gerade umgekehrt, wie ich bereits gesagt habe. Am Ende muß man den ganzen Einfall für das ansehen, was er ist, für ein Verzweiflungsmittel schlechter Leute, ihre Umstände zu

verbessern, die sie doch, wenn sie wollten, durch Sparsamkeit und Fleiß in ihrem Vaterland, ohne ein anderes zu suchen, bequem verbessern könnten. Die allermeisten dieser Unklugen und Mißvergnügten, waren, wie ich bey genauer Nachfrage mich habe belehren lassen, verdorbene Haushälter, faule Bäuche, Verschuldete, die ihrer Bedränqnisse, woran sie doch selbst Schuld waren, nicht kürzer los zu werden glaubten, als wenn sie mit Sak und Pak aufbrächen, und das Glük in einem ihnen unbekannten Lande suchten, das sie in demjenigen, wo sie geboren sind, nicht suchen mochten. Sie werden nun bereits finden, wie kluk sie es angegriffen haben. Nur sollte es mich verdrießen, wenn ihnen bey ihrem Abzuge nicht die Rükkehr, wenn sie etwa die Reue ankommen sollte, schlechterdings abgesprochen worden ist. Die Gegenden Würtembergs, die Westpreußen die meiste neue Ankömmlinge zu geschikt haben, haben in gewissem Betracht Schaden und Nuzen davon gehabt: Schaden, weil doch nicht unbeträchtliche Summen Gelds bey dieser Gelegenheit zum Lande hinausgiengen, die aus den verkauften Grundstüken erlößt worden sind, wodurch zugleich

der Werth derſelben ſehr herabgeſezt worden iſt. Aber auch **Nuzen** auf der andern Seite, weil man die Ausgezogenen unter diejenige Unterthanen ſicher zählen darf, deren der Fürſt ſowohl, als ihre Mitbürger ganz bequem entbehren können, ſo daß man ihren Abgang gewiß nicht ſpüren wird, auſſer daß etwa nun weniger Strafgelder in die Kaſſen der Beamten kommen, als vorhin, weil dieſe Leute durch gehäufte Vergehungen, die beſtraft werden müſſen, wenn Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden ſoll, den Tafelgeldern des Herzogs manchen ſchönen Pfenning eingetragen haben.

Ob **Weſtpreußen** aus andern Gegenden Deutſchlands auch einen ſo nahmhaften Zufluß von neuen Ankömmlingen bisher erhalten habe, als aus dem Würtembergiſchen, kann ich nicht ſagen. Geſezt aber, dieſes geſegnete Herzogthum hätte die meiſte geliefert; ſo würde ich mir dieſe Erſcheinung doch gewiß niemalen vollkommen zu meiner Befriedigung erklären können. Würtemberg iſt ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach zuverläßig das beſte Stük von Schwaben, wenn es ſchon auch einige Gegenden, beſonders in ſeinen

südlichen und westlichen Theilen hat, die von dem **Marggrafthum Baaden** übertroffen werden mögen. Gegen Westen ist der sogenannte **Schwarzwald**, und gegen Süden die Alb; zween Landesstriche, die sich zwar, wenn man vorher reizendere Fluren gesehen hat, nicht zu ihrem Vortheil ausnehmen, dem ungeachtet aber doch ihre wichtige Vorzüge haben, so daß die Bewohner derselben, wenn sie nach **Westpreußen** ziehen wollten, um einen bessern Boden zu finden, sich ohne Zweifel in ihrer Erwartung betrogen sehen würden. Die Natur hat in diesem Lande ihre Gaben weislich vertheilt, und dadurch das Band zwischen seinen Einwohnern feste geknüpft. In den Gegenden des Schwarzwaldes ist der Boden etwas rauher und ungeschlachter, als in dem sogenannten Unterlande, das bey **Stutgardt** anfängt, und sich bis gegen die Reichsstadt **Heilbronn** hin erstrekt. Hingegen ist die Viehzucht bey jenen desto mehr im Flor; und die Waldungen, die weiter unten im Herzogthum ein wenig dünne gesäet, wenigstens, wo auch noch welche waren, stark und bis zur Besorgnis eines nicht mehr weit entfernten empfindlichen Mangels an Beholzung ausgehauen

worden ſind, ſtehen dort noch ſo gut, daß man der Bedürfnis der Einwohner des untern Landes durch Flöſſen des Holzes, weil die Beyführung deſſelbigen auf der Are zu koſtbar ſeyn würde, auf dieſe Weiſe ſehr gut zu ſtatten kommen kann. Die Alb, die in die rauhere und gelindere eingetheilt wird, ungefehr zwo bis drey Meilen von Tübingen anfängt, und ſich bis an das Ulmiſche Gebiet hin erſtrekt, hat ſehr ſchönen Fruchtbau, der noch höher getrieben werden könnte, wenn es nicht an Dünger fehlte, weil die dortige Heiden zum kräftigen Futter für das Vieh, in Ermanglung guter Wieſen, nicht zureichend ſind. Wenn man dieſe Aeker ſieht, ſo kömmt man auf die Gedanken, es ſeye da im eigentlichen Verſtande wahr, daß Brod aus Steinen wachſe, ſo ſehr ſind die Felder gleichſam damit überſäet. Sie hindern die Fruchtbarkeit aber ſo wenig, daß der Bauer, der ſich die Mühe geben wollte, ſolche wegzuſchaffen, eine ſehr mißliche Ernde haben würde. Es iſt unter dieſen Steinen Mergel, der die Stelle des Düngers vertritt: der Boden wird dadurch erwärmt, und doch zugleich bewürkt, daß die Sonnenhize die Aeker nicht gänzlich bey troke-

men Jahrgängen ausbrennt. So erklären es wenigſtens die Bauern hier zu Lande, und wenn man ihre reiche Felder betrachtet, ſo kann man ihnen wohl in dieſer ihrer Reflexion nicht widerſprechen. Ueberhaupt hat das ganze Land, nur wenige Striche ausgenommen, die im Ganzen nicht viel bedeuten, ſo viele und ergiebige Fruchtfelder, daß man die Bemerkung gemacht hat: wenn auch nur eine halbe Ernde eintrete, ſo haben die Einwohner noch keinen Mangel oder Theurung zu befürchten. Wenigſtens habe ich mir ſagen laſſen, daß die für ganz Deutſchland ſo fürchterliche Jahrgänge 1770. und 1771. für Würtemberg nicht halb ſo drükend geweſen waren, wenn es nicht an einem andern Orte gefehlet hätte. — Unter den Früchten zeugt die Alb, auch hie und da der Schwarzwald, beſonders vortreflichen Haſer, den man dem im untern Theile des Herzogthums erzielten weit vorzieht: auch Roggen, womit man aber in den Albgegenden, meiner Meinung nach, nicht zum beſten wirthſchaftet, da ſehr viel geiſtiges Waſſer daraus gebrannt wird, ein Lieblingsgetränke der Albbewohner, wider das die Aerzte, als wider die wahre Urſache der bey dem gemeinen

meinen Volke ſo häufigen Dörr- und Waſſerſucht ſehr eifern, aber nicht gehört werden, weil nicht nur Vater und Grosvater, Mutter und Aeltermutter bey dieſer Gewohnheit ſich immer wohl befunden haben; ſondern auch weil die rauhere Luft und mindere Wärme des Albclima, auch das Bier, woran man ſich bey dem Mangel des Weins und Obſtmoſtes halten müſſe, ein ſolches Verdauungsmittel, wofür der Pöbel die geiſtigen Getränke, troz aller Proteſtation der Aerzte, erklärt, unumgänglich nothwendig mache. Handwerksleute und Bauern bedienen ſich dieſes Roggengeiſtes, wenn ſie ſich mit Biere, beſonders mit ſtärkerem oder braunem, bis oben angefüllt haben, wie andere bey einer Mahlzeit nach dem Landwein, der fremden Weine: und in den Bierſchenken iſt der Fruchtbranntewein, wie ſie ihn nennen, eben ſo nothwendig, als das Bier, um die Blähung, die dieſes verurſachen ſoll, damit zu heilen. Auch das weibliche Geſchlecht iſt dieſer Art von Delikateſſe ſehr ergeben, und man würde keine Leute zum Arbeiten um den Taglohn haben können, wenn man ihnen dieſes verſagen wollte.

Einer der vornehmſten Artikel des Feldbaues auf der Alb und dem Schwarzwalde iſt der Flachs, der in ſolcher Menge und Güte erzeugt wird, daß ſich nicht nur viele gemeine Leute, beſonders den Winter hindurch mit Spinnen deſſelben ernähren, und zugleich den Leinwandwebern immer Arbeit geben; ſondern auch ganz artige Summen Gelds dafür ins Land gebracht werden. Männer, auch junge Leute und Kinder männlichen Geſchlechts, geben ſich mit dieſem Geſchäfte ab: und wenn der Flachs mißräth, wie es bey der auſſerordentlichen Dürre einiger ſeit kurzem auf einander gefolgten Sommer mehrmalen geſchehen iſt, ſo ſind die Klagen dieſer Leute über dieſen Mangel ſo groß, als der Einwohner des Unterlandes über Miswachs bey der Weinleſe. Es giebt auf der Alb ganze Dörfer, worinn faſt lauter Leinwandweber wohnen, die bey der Leinwandhandlungsgeſellſchaft in Urach, einer der beſten Oberamtsſtädte von Würtemberg, die am Fuße der Alb liegt, ihre Waare wohl anbringen können, durch die ſie ſogar nach Italien und Spanien verführt wird. Ein Umſtand, der dem Lande nicht wenig zu ſtatten kommt, da ſein Aktivhandel

ſonſt, wie ich ſchon gemeldet habe, von nicht groſſer Bedeutung iſt.

Die **Schafzucht** iſt ebenfalls in einem ſehr guten Zuſtande, vorzüglich in ſolchen Orten, da es nicht der Mühe werth ſeyn ſoll, wie man behauptet, auf das Bauen rauher und etwas unfruchtbarer Felder vieles zu verwenden, die dennoch eine ganz gute Weide für die Schaafe abgeben. Man ſollte denken, der Verkauf der Wolle auſſer Landes müßte bey dieſen Umſtänden dem Herzogthum groſſe Summen eintragen. Er iſt aber bey hoher Strafe verboten. Und dies iſt eine weiſe Verordnung, weil es ſonſt den Würtembergern im Kleinen mit den Ausländern ergehen würde, wie den Spaniern mit den Engländern im Großen, die ihre Wolle an jene verkaufen, und dagegen ſolche verarbeitet, in feinen Tüchern, wieder für ſchweres Geld in das Königreich kommen laſſen. Ob dem ungeachtet mit der Wolle kein Schleichhandel getrieben wird, weiß ich nicht. Wenigſtens würde es ſehr thöricht ſeyn, da die Würtemberger ſehr viele Wolle auſſer Lands holen, und ſolche im Lande verarbeiten. So ſind wollene im Würtembergiſchen gewobene Zeuge ein Hauptzweig

der wichtigen Handlungsgesellschaft in Calwe, einer der vornehmsten Städte des Herzogthums, die auf dem untern Schwarzwald, nahe bey den Gränzen der Badischen Länder liegt. Diese beschäftiget eine Menge von Zeugmachern des Landes, und hat, besonders während des Amerikanischen Krieges, durch die Verschikung dieser Zeuge nach Frankreich und Amerika, ansehnliche Geschäfte gemacht. Die Regierung sieht, wie man sagt, dieser Gesellschaft durch die Finger, die diejenige, die für sie arbeiten, auf gut jüdisch behandeln, und ihnen nur so wenig Verdienst von ihrer Arbeit zukommen lassen soll, daß diese Leute beynahe nicht besser, als Bettler sind. Wenn es auch wahr seyn sollte, daß die eben berührte Handlungsgesellschaft in Calwe das Verbot, Wolle ausser Lands zu verkaufen, bey der Würtembergischen Regierung zwar unter dem scheinbaren Vorwand, ihre Landsleute durch den Verkauf roher, und den Wiedereinkauf verarbeiteter Wolle nicht in Schaden kommen zu lassen; im Grunde aber blos deswegen bewürkt habe, um sie im Land desto wohlfeiler einkaufen zu können, und also von dem Verkauf ihrer Zeuge natürlicher Weise

deſto gröſſeren Gewinn zu ziehen, — eine Spekulation, die man ſich an Leute, die Gewerbe und Handlung treiben, eben nicht befremden laſſen darf — ſo glaube ich doch, daß es für das Ganze vortheilhafter iſt, als wenn jenes Verbot nicht ſtatt fände. Die Zeuge, die von dieſer innländiſchen Wolle gemacht werden, gehören übrigens nicht zu den vorzüglichen. Es ſind zwar ſchon mehrere Verſuche angeſtellt worden, feinere Wolle zu erhalten, die doch bisher noch nicht haben gelingen wollen. Der ehmalige Profeſſor der Arzneykunſt in Tübingen, D. **Oetinger**, ein Bruder des durch viele und ſonderbare Schriften berühmten Abbts von **Murrhard**, verſchrieb einſt zu dieſem Ende einen Schafbok aus Italien, den die Würtemberger, denen dieſer Gedanke ſehr auffallend war, den Seidenhammel nannten. Der unter einem andern und unfreundlichern Himmel verpflanzte Verbeſſerer der Würtembergiſchen Wolle aber bekam, wie man mir erzählte, das Heimweh, das ihm im Kurzen das Leben koſtete, ohne daß er zur Fortpflanzung ſeines edleren Geſchlechts etwas beygetragen hätte. Vielleicht war nicht eben das kältere Clima an ſeinem

frühen Absterben schuld; sondern es fehlte sonst irgendwo: Und man sollte sich nun wohl diesen einmal mißrathenen Versuch nicht von weiteren abschröken lassen: wiewohl es mit ausländischen Thieren, wenn sie sich an andere Luft und Wasser gewöhnen sollen, immer mißlich ist. So wurde dem Herzog vor mehreren Jahren ein Phasan von ausserordentlicher Schönheit verehrt. Man hoffte, er sollte sich mit innländischen begatten. Er schien aber seine Vorzüge so sehr zu empfinden, daß er sich mit keinem einlassen wollte, der nicht seines gleichen wäre, und die Absicht schlug fehl. Er soll auch nicht lange am Leben geblieben seyn. Die beste und ausgedachteste Versuche mißlingen zuweilen: dies beweist aber, wie gesagt, noch lange nicht, daß man keine mehr machen solle. Es ist etwa einem andern noch vorbehalten, etwas zu erfinden, wodurch die Schaafzucht verbessert werden kann; und denn ist vielleicht auch die Zeit, daß man den, der etwas Neues diesfalls auf die Bahn bringt, nicht mehr damit auslacht, wie den Professor **Oetinger** mit seinem Seidenhammel. Die Schwaben, sagt zwar das Sprüchwort, werden spat klug, aber sie werden es doch einmal, und bleiben

nicht ewig Thoren, wie andere, die ſich weit über die Schwaben hinaus dünken. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

Was den Einwohnern des untern Theils des Herzogthums Würtemberg in Abſicht auf das, was die im obern Theile, auf dem Schwarzwald und auf der Alb wohnende vor ihnen voraus haben, abgeht, das wird ihnen doppelt und dreyfach, und ſo erſezt, daß ſie jene keineswegs zu beneiden Urſache haben. Der einzige Artikel der Beholzung, zum Bauen und Feuern, iſt in einigen Revieren des untern Landes drükend und äuſſerſt beſchwehrlich. Der lezte Winter machte ihnen dieſen Umſtand beſonders fühlbar, wie dann die Klafter Brennholz in Stutgardt um ſelbige Zeit zehn bis zwölf Rthlr. gekoſtet haben ſoll. Die Conſumtion muß zwar in der Reſidenz, beſonders ſeitdem die Carlshohe Schule von der Soliſtude, dem erſt vor zwanzig Jahren auf einem Berge eine Meile von Stutgard erbauten prächtigen Luſtſchlos, des Herzogs, dahin verlegt worden iſt, um ein gutes gröſſer ſeyn, als

auf dem Lande, und also auch der Preiß deſſelben um ein nahmhaftes ſteigen. Doch iſt dies für den gemeinen Mann in kleinen Städten und auf den Dörfern eine noch immer ſeinem Beutel höchſt empfindlich fallende Ausgabe; geſezt, daß er auch ein drittheil weniger dafür bezahlen dürfte, als es der Bauer nach der Hauptſtadt zu Markte führt. Ueberhaupt ſehen die Würtemberger in dieſem Punkte der Zukunft ſehr ängſtlich entgegen, und befürchten allen Anzeigen nach, nicht ohne Grund, daß nach Verlauf nicht gar vieler Jahre die Waldungen, die ſie noch haben, zu allen ihren Bedürfniſſen, beſonders aber zum Brennen und Bauen, bey weitem nicht mehr zureichen werden. Sie werden ſich zwar alsdann aus der benachbarten Marggrafſchaft **Baden**, wo, wie in vielen andern Stüken, vortreflich mit den Wäldern gewirthſchaftet wird, noch helfen können: Allein für hohe Preiſe werden ſie nicht ſorgen dürfen, ſondern noch froh ſeyn, daß man für etwas, das ihnen ganz unentbehrlich iſt, eine Summe Geldes, wenn ſie noch ſo groß ſeyn ſollte, nur von ihnen annimmt. Eben der Profeſſor **Oetinger**, deſſen ich in meinem lezten Brief Mel-

dung gethan habe, hat anderthalb Meilen von Stutgardt, nahe bey **Sindelfingen**, einem nicht beträchtlichen Städtchen, eine Entdekung gemacht, der man sich bey diesen nicht vortheilhaften Aussichten in Ansehung des Brennholzes, zu seiner Zeit sehr wird zu erfreuen haben; er hat nämlich gefunden, daß man in derselbigen Gegend **Torf** antreffe, durch dessen Gebrauch zum Brennen dem Abgang des Holzes wenigstens einiger maßen abgeholfen werden könne. Man versichert, daß auch noch an andern Orten des Landes Torf gegraben werden könne: Eine Sache, die die Würtemberger nicht aus der Acht lassen sollten, da es am Tage ist, daß bey der wenigen Aufmerksamkeit auf die gute Einrichtung und Erhaltung des Forstwesens, bey dem täglich zunehmen Aufwand des Holzes, seitdem der Gebrauch der warmen Getränke, von denen die Voreltern der Schwaben glüklicher Weise nichts wußten, auch unter dem Pöbel in den Städten, und bey den Landmann auf den Dörfern eingeführt ist; seitdem ferner bey Vornehmen die Heizung vieler Zimmer zum Staate gewöhnlich geworden, Mangel und Theuerung des Brennholzes unumgänglich

zunehmen muß, und endlich Zeiten kommen müssen, da man sich mit schwerem Gelde dieſe Bedürfniß nicht mehr wird anſchaffen können. Die Alb und der Schwarzwald nebſt den angränzenden Landesſtrichen wovon bisher noch immer gleichſam die Vorrathskammern des Brenn, und Bauholzes. Der Schwarzwald hat Tannen, und Fichten, und die Alb Buchen, Eichen, und Birkenwälder. Auch mitten im Lande ſind noch beträchtliche Waldungen, mit denen ſich diejenige noch immer zu tröſten wiſſen, die die Beſorgnis eines gänzlichen Holzmangels für übertrieben halten. Man behauptet aber dem ungeachtet, daß dieſe keineswegs ungegründet ſey, und beziehet ſich dabei auf eine vollkommene auf die Erfahrung gegründete Berechnung, daß nämlich des Jahrs bey weitem nicht ſo viel Holz wachſe, als verbraucht werde. Ich geſtehe, daß ich bey meiner Reiſe durch dieſes Land bewogen worden bin, mehr denen beyzutreten, denen es in dieſer Rükſicht auf die Zukunft bange iſt: als denen, die, ohne der Sache auf den Grund zu ſehen, ſich blos durch den Anblik der noch vorhandenen Wälder verleiten laſſen, ſich mit eiteln Hofnungen hin-

zuhalten. Wenn auch nicht so viel Holz zum Brennen in den Haushaltungen gebraucht würde, als würklich gebraucht wird: wenn man auch bey dem Bauen mehr auf die Ersparniß des Holzes sehen und Steine nehmen möchte, wo sie eben so gut und noch besser anzubringen sind, als das Holz; so wird doch der Holzaufwand noch immer sehr beträchtlich seyn. Wie vieles geht bey gewissen Handwerkern darauf, z. E. bey Krumholzen, wie man sie in Schwaben nennt, bey Faßbindern, Tischlern, Drechslern! Von Berg- und Eisenwerken, deren es verschiedene im Würtembergischen giebt, Salzsiedereyen, und Ziegelöfen nichts zu gedenken, wobey die Consumtion beynahe unermeßlich seyn muß, so, daß der Bankerut, den die Waldung dieses sonst auch hierinnen in vorigen Zeiten so gesegneten Herzogthums drohen, eben nicht sehr unwahrscheinlich ist, wenn man sich schon damit tröstet, daß er noch nicht so nahe vor der Thür sey. Ich bin zwar versichert worden, daß von Seiten der Landesobrigkeit und der Collegien, die für die Erhaltung und Vermehrung der Waldungen zu sorgen haben, der Bedacht sehr ernstlich darauf genommen werde, wie

diesem höchst unangenehmen Vorfall vorgebogen werden könne. Es soll auch nicht an Vorschlägen und Anstalten fehlen, die nicht zu verachten sind. Allein da die Wälder keine Küchengärten und Aeker sind, wo der ausgestreute Saame in wenigen Wochen oder Monathen schon mit Wucher hervorkömmt; so kann sich das jezige Geschlecht darauf noch nichts zu gute thun; genug ist es aber doch, daß die etwas spätere Nachkommen solches werden zu genießen haben. Es ist also auch rühmlich, daß die Orts Obrigkeiten hin und wieder ihre Sorge hierauf richten; wie denn würklich auf der Alb Fichten und Tannen an verschiedenen Orten gesäet worden sind. Ob nicht auch Versuche mit Anpflanzung von **Lerchenbäumen** gemacht werden, von der **Büsching** so vielen Nuzen verspricht, habe ich nicht erfahren können. Wenigstens wäre es der Mühe werth, da diese Art von Waldbäumen frühzeitiger zur Reife kömmt, als die Eichen, und in der Erde, Luft und Wasser dauerhafter ist, als alle andere Holzarten. So sind auch die daraus gebrannte Kohlen die schwersten, verursachen die stärkste Hize, und dauren am längsten.

Den meiſten Innwohnern des Landes in denen Gegenden, wo noch Holzungen ſind, ſieht man übrigens bey ihren Haushaltungen keine Furcht vor dem bevorſtehenden Mangel an. Nicht nur wird der Aufwand nicht eingeſchränkt, ſondern es ſcheint gar, viele legen ſich darauf, denſelbigen täglich noch mehr zu vergrößern. So werden z. E. auf der Alb und dem Schwarzwalde auch im hohen Sommer alle Morgen die Stuben geheizt, unter dem Vorwand, daß man ja Holz genug habe, und die Morgenſtunden doch etwas kühle ſeyen. Wenn man das in **Curland** und **Weſtpreußen** thäte, ſo würde es einen Schein haben. Aber auch die rauheſte Gegenden in Würtemberg ſind noch gelinder, als die gelindeſte in jenen Ländern. Die Anſtalten zur Vermehrung der Bäume in den Wäldern ſind gut und nothwendig. Aber den Nuzen werden nur die Enkel der jezlebenden haben. Hingegen ſollte mit der klugen Erſparnis in den Haushaltungen angefangen werden, um die Früchte davon bälder, als erſt nach vierzig bis ſechzig Jahren, genießen zu können. Man iſt auf den Einfall gerathen, die Einſchränkung des Holzverkaufs auſſer Lands möchte auch ein ergiebi-

ges Mittel seyn, dem Mangel hierinnen vorzubeugen, man hat also in den Orten, die an den Gränzen liegen, die schärfste Befehle dissfalls ergehen lassen. Hiewider schreyen aber die Bauern, als über die grösste Ungerechtigkeit. Man könnte sie schreyen lassen. Welche Obrigkeit wird in allem, was sie verfügt, wenn ihre Verordnungen noch so weise und väterlich sind, den Beyfall der Bauern erhalten, oder auch nur darnach fragen? Aber ich habe mir andere Einwürfe dawider sagen lassen, die mir nicht unerheblich vorkamen. Die Ortsobrigkeiten oder Inndentanten der Waldungen sollen nach Gelegenheit der Umstände gar biegsame Leute seyn, und sich je und je durch reale und handgreifliche Vorstellungen der Bauern, die ihr Holz über die Gränze führen wollen, von der Nothwendigkeit und Billigkeit, bey ihnen eine Ausnahme zu machen, überzeugen lassen. Nicht alles kömmt zur Notiz des Landesherrn oder seiner Collegien; und jede Regel hat ohnehin ihre Ausnahme. Der Landmann klagt über schwere Zeiten und unerschwingliche Abgaben: wer will ihm eine Ungerechtigkeit zumuthen, eine Klafter Holz um einen Reichsthaler, der

ihm mehr austrägt, als einem Reichen ihrer hundert, wohlfeiler in seinem Dorfe oder in der Landstadt zu verkaufen; und nicht, um jenen zu gewinnen, und sich bey dieser Gelegenheit, weil man doch gelebt haben muß, in einer Schenke mit einem Glas Wein etwas zu gute zu thun, eine Meile weit mit seinem Holz über die Gränze zu fahren? Vielleicht hat er auch weitläufig davon etwas erschnappt, daß viele hundert sogenannte Holländerbäume aus seinem Vaterlande nach Holland geschleppt werden. Warum sollen andere das thun dürfen, denkt er, das ins Grosse geht, und wodurch Würtemberg weit mehr Holz entzogen wird, als wenn ich und meines gleichen mit ein paar Klaftern Holz, die wir entbehren können, uns einen kleinen Nuzen verschaffen? Dies ist so wohl eine Einwendung, wider des Landes herrliche Gesez selbst, als auch wider die Handhabung desselben von Seiten derer, die die Geseze vollziehen sollen. Ein anderer Einwurf wider dies Gesez, den ich auch gehört habe, ist dieser: Die Besizer der Waldungen werden, wenn man ihnen die Hände dergestalt binden wolle, daß sie mit ihrem Eigenthum nicht thun dürfen was sie wollen, ver-

dießlich, und legen sich nicht mehr, wenigstens mit wenigerem Eifer, auf die Vermehrung und Verbesserung ihrer Holzungen, da sie vielmehr, wenn man ihre Freiheit im Handel mit Holz nicht kränkte ermuntert werden würden, ihre eigenthümliche Waldungen immer besser empor zu bringen. Ich dächte nicht, daß sich nicht bündig sollte hierauf antworten lassen, und mit dem Beamten, der, wenn ihm der Bauer diese Einwendung machte, um ihm die Erlaubnis, seine Waare auszuführen, dadurch abzudringen, verstummte, würde ich wahres Mitleiden haben. Er dürfte ihm nur antworten: Eben deswegen, weil er im Lande bey dem Verkauf des Holzes geringern Gewinn habe, habe er gedoppelten Fleiß auf die Cultur seines Waldes zu wenden, um nicht noch grössern Schaden zu haben. Ausser diesem aber hat der Einwurf dagegen nichts auf sich, weil der Landleute nur wenige sind, die eigene Waldungen besizen, sondern diese größtentheils ein Eigenthum der Landesherrschaft, oder der Gemeinden sind, über die also jene muß verfügen können, um das Beste der Unterthanen auch in diesem Stük zu befördern.

Ich

Ich habe oben etwas von der Holzausfuhr nach Holland berührt. Dies iſt ein Artikel, mit dem ſich einige Würtemberger, als mit einem wichtigen Zweig ihres Aktivhandels ſehr viel wiſſen. Die Landſtände ſind diesfalls ganz andrer Meinung, und ſollen ſchon die nachdrüklichſten Vorſtellungen deswegen an den Herzog haben ergehen laſſen. Die Sache geht aber dennoch ihren Gang fort, vermuthlich, weil die Gegengründe bey Hofe nicht für ſo wichtig gehalten werden, daß man das gute Geld, das von den Holländern bezahlt wird, deswegen in die Schanze zu ſchlagen Urſache findet. Und eben dies ſollte diejenigen, die hierüber ſo bittere Klagen führen, faſt auf die Gedanken bringen, daß die Beſorgnis, die man wegen der Zukunft hat, doch ein wenig zu groß ſeyn möchte. Was iſts auch am Ende, wenn der Mangel und die Theurung des Holzes, nach Verfluß einiger Jahre, noch höher, als bisher ſteigen ſollte? Der Mangel wird alsdenn auf Erfindungen leiten, an die man nicht gedacht haben würde, wenn man noch die Nothdurft oder auch Ueberfluß hätte. Sind doch noch mehrere Provinzen in Europa, wo es weit weniger Holzungen giebt, als im

Herzogthum Würtemberg, und deren Einwohner doch leben müssen. Man nimmt seine Zuflucht zum Torf, Stroh oder Stoppeln, zu gewissen Gesträuchen und Pflanzen, und kommt eben so wohl fort, als da man verschwenderisch mit dem Holze umgieng. Einige Würtemberger legen sich würklich sehr stark auf gute Wirthschaft mit dem Holze. Die Bauern in den Weingegenden wissen diese Bedürfnisse häufig mit abgängigem Holze von ihren Weinreben zu bestreiten, das sie in Büscheln zusammenbinden: und manches Haus kauft sich das ganze Jahr hindurch für keinen Reichsthaler Holz. In **Stutgardt** aber, wo sich das gemeine Volk bey der großen Anzahl von Weinbergen, womit die Stadt umgeben ist, eben dieses Vortheils bedient, ist es bey den Vornehmern zu einem Grundgesez geworden, die Zimmer nicht bälder als um Michaelis einzuheizen, die Witterung mag so unangenehm, feucht und kühle seyn, als sie will. Eine kluge Erfindung! Auch im Winter wird, wenn auch der Frost noch so empfindlich wäre, diesfalls sehr sparsam hausgehalten, so daß die Stutgardter Zimmer auf dem Lande zu einem Sprüchwort worden sind. Die Gesundheit

mag würklich hieben nichts verlieren, da es bekannt iſt, wie ſchädlich allzuheiße Wohnungen ſind. Wiewohl auf der andern Seite einige Aerzte die ſchröckliche Epidemie von Ruhr und Gallenfieber, mit der im vorigen Jahre Stuttgardt vom Julius an bis auf den Oktober heimgeſucht worden iſt, dieſem bey manchem keine Ausnahme leidenden Saz: vor Michaelis nicht einzuheizen, haben auf die Rechnung ſchreiben wollen. Noch etwas iſt bey der Feuerung in Stutgardt und in den umliegenden Gegenden zu bemerken, das auf der einen Seite die kühle Zimmer der Stutgardter erläutern, auf der andern aber bey denen, die Liebhaber von einem höheren Grad der Wärme in ihren Wohnungen ſind, die mehrere Conſumtion des Holzes ins Licht ſezen kann. Man hat, in Ermanglung andern Holzes, das unmittelbar aus den Wäldern herbeygeführt wird, geflößtes Holz. Von dieſem lehrt die Erfahrung, auſſer dem, daß die Natur der Sache ſelbſt es auſſer Zweifel ſezt, daß es zum Brennen weniger werth ſey, als das, das auf der Achſe geführt wird. Das Waſſer zieht jenem ſo viel Salz aus, daß kaum ein Drittheil des im Holze befind-

lichen Salzes darinnen bleibt. Mithin muß auch das brennbare, so vom Salze behalten wird, und dem Holze die Kraft zu heizen giebt, in eben dem Verhältniß dem Holze entgehen. Wer sich also, entweder, weil er kein anderes haben kann, oder weil es besseren Preises ist, als das andere, dieser Gattung von Holze in seiner Haushaltung bedienet, der muß, wenn ein anderer mit drey Klaftern zurechte kömmt, derer viere haben: oder wenn er durchaus nicht mehr, als jener kaufen will, bey minderer Wärme seines Zimmers sich zufrieden geben, und sich, wenn er friert, damit trösten, daß er doch etwas erspare.

So groß übrigens die Klagen der Einwohner dieses Herzogthums über die Abnahme ihrer Waldungen sind, über denen ich für meine Person, da ich ein Augenzeuge von sehr vielen öden Plätzen in denselben bin, die noch dazu, anstatt daß sie zu neuen Holzanflug besäet würden, zur Viehweide, wowider Forstverständige sehr eifern, dienen müssen, sie nicht verdenken kann: so groß sind sie auf der andern Seite über die Wildbahnen, die in den Wäldern gestissen gehegt werden. Sie schreiben unter anderm diesen auch die Verwüstung ihrer

Holzungen zu, auſſer dem, daß die den Waldungen nahe gelegene Grundſtüke, Aeker, Wieſen, Weinberge, von den Hirſchen und Schweinen, Haaſen und andern Wildpret groſſen Schaden leiden. Die Leute wiſſen eine Menge an dieſem Hegen des Gewildes auszuſezen. In einem Gaſthof in einem Dorfe traf ich eine Geſellſchaft an, die ſich dergeſtalt darüber herausließen, daß mir, aus Beyſorge, ſie möchten einen Verräther in ihrer Mitte haben, ſelbſt bange für ſie wurde. Ihr Vieh, hieß es, ſollen ſie nicht auf die Weide in den Wald, der doch der Gemeinde als Eigenthum zugehöre, gehen laſſen, damit es die junge Schoſſe der Bäume nicht abfreſſe; aber das dürfen die Hirſche thun, von denen doch niemand keinen Nuzen habe! Einer erzählte, daß ihm erſt vor drey Tagen eine Wieſe von einem wilden Schwein ganz umgewühlt worden ſey. Ein anderer behauptete mit Thränen, die Hirſche bringen ihn um eine ganze Ernde für gegenwärtiges Jahr, und wenn er Genugthuung fordere, ſo werde er mit Härte abgewieſen. Im Winter, ſchrien alle zuſammen, müſſe man nicht nur für das Gewild Feuer in den Wäldern machen, damit die nüzliche Thiere nicht erfrieren; ſon-

dern ſie gar noch mit Frucht füttern; und die arme Unterthanen laſſe man bey dem bitterſten Mangel des Holzes und der Nahrung zu Grunde gehen. Ja es werde ihnen nicht einmal vergönnt, bey Nacht mit Hunden hinaus zu gehen, um mit denſelben das Gewild von der Beſchädigung ihrer Güter abzuhalten, noch viel weniger blind zu ſchießen: ſondern man fodere noch gerade von ihnen, blos zur Aufrechterhaltung der Wildbahn, ſich den empfindlichſten Schaden zufügen zu laſſen. Die meiſte Schuld ſchoben ſie auf die Jäger und obere Vorſteher der Waldungen, die das Wildpret, wider die Abſicht des Herzogs, über die Gebühr hegen, um, wenn er da oder dorthin komme, zu jagen, ihm deſto mehrere Stüke in ihren Waldungen aufweiſen zu können.

Der Herzog iſt ein groſſer Liebhaber der Jagd, aber ein eben ſo groſſer Oekonome, wie ſeine Einrichtungen zu **Hohenheim**, einem vortreflichen Luſtſchlos, anderthalbe Meilen von **Stutgardt**, wo er ſich den ganzen Sommer aufhält, und der Landwirthſchaft abwartet, bezeugen. Man darf alſo von ihm erwarten, daß er ſeinen Unterthanen nicht zumuthen werde unempfindlich bey dem Schaden an ihren

Grundſtüken zu ſeyn, da er dem Gewild gewiß auch nicht geſtatten wird, ihm die Früchte ſeiner Felder zu **Hohenheim** abzufreſſen, oder ſeine Wieſen daſelbſt umzuwühlen. Ich denke immer, die Bauern hauen in ihren Klagen in dieſem Punkt auch über die Schnur. Bey der ſtrengen Wahrheit zu bleiben, iſt nicht ihre Sache, für ſo ehrlich und grade man ſonſt die Schwäbiſchen Bauern hält; und ich merkte wohl, wenn ſie hierinn allein zu ſagen hätten, ſo würden ſie zuerſt die Jäger und dann die Hirſchen, Schweine und Haaſen todtſchießen, um ſich an dieſe, die ſie für ihre gröſte Feinde und Peiniger halten, nachdrüklich genug zu rächen. Sie tragen ſich hier zu Lande mit einer Anekdote von dem würklichen Fürſtbiſchof von **Speyer**, der kurz nach dem Antritt ſeiner Regierung, da unter ſeinem Vorfahren eben dieſe Klagen über die übertriebene und ſchädliche Hegung des Gewilds vorgekommen ſeyen, nicht nur ſeinen Unterthanen, die Zuſage gethan, dieſem Uebelſtand abzuhelfen; ſondern ihnen ſogar die uneingeſchränkte Erlaubnis ertheilt haben ſoll, wenn, ſeiner Verordnung ungeachtet, doch nicht aller Schade vor dem Wildprat unter-

bliebe, ohne Rükfrage jedes Gewild, der sich auf ihren Gütern betreten lasse, wegzupürschen. Der Fürstbischof von Speyer, der vielleicht kein Liebhaber von der Jagd ist, ist aber eben keine Regel für andere Regenten, die ihre Jagdlust der eigensinnigen Laune ihrer Bauern nicht alle werden aufopfern wollen. Wer will ihnen das zumuthen? Die Jagdgerechtigkeit ist für einen Fürsten sehr einträglich. Wenn aber die Bauern Meister würden, so würden sie bald ein Ende haben. Die Würtembergischen Landstände, an die dergleichen Beschwernisse von den Unterthanen gebracht werden, um sie bey Hof zu insinuiren und um Remedur Ansuchung zu thun, sollen eben diesen Umstand gar fleißig in ihre Vorstellungen, die sie dem Herzog unterthänigst zu Füssen legen, einfliessen lassen. Man will aber beobachtet haben, daß sie sich, in Ermanglung anderer Gegenstände, die sich ohnehin, seit der durch den berühmten Erbvergleich gestillten Unruhen, nicht mehr in solcher Menge, wie vorhin, vorfinden, an den durch das Wildpret auf den Grundstüken der Unterthanen verursachten Schaden, beharrlich allein und immer halten, wenn er auch keine

besondere Anregung verdienen sollte. Es ist schwer, diesfalls ins Klare zu kommen, auf wessen Seite das meiste Recht sey: auf des Fürsten oder der Unterthanen? Bey Hofe heißts: Die Bauern klagen blos aus Gewohnheit, und um zu klagen, und erheben ein Geschren, als wenn ihr ganzer Nahrungsstand zu Grunde gerichtet würde, sobald sich nur von weitem ein Hirsch oder Schwein bliken lasse, oder sich auf einen Aker verirre. Die Landstände haben sogar unter den Regierungen der besten Fürsten, z. E. eines Christophs, dessen Angedenken bey den Würtembergern als eines wahren Vaters seiner Bürger in allem Betracht vorzüglich, noch bis auf diese Stunde, im Seegen ist, über Hegung des Gewilds geklagt, nur um etwas zu sagen und Vorstellungen zu thun. Hört man aber die Bauern, so ist ihre Bedrükung in diesem Punkte unerträglich und ohne Beyspiel, und sie sind die unglükseeligsten Leute. Was andere Unterthanen in andern Ländern unangenehmes zu dulden haben, das sind blosse Peitschen: sie aber werden mit Scorpionen gezüchtiget. Zum Glük glaubt ihnen das kein Auswärtiger, der bey mäßiger Aufmerksamkeit aus ihren Umständen

in Ansehung der Fruchtbarkeit ihres Bodens, und des Ueberflusses dennahe an allem, was zu einem glükseeligen Leben gehört, sie unter die glüklichste Einwohner von Deutschland, ja von Europa, zu zählen alle Ursachen findet. Sie werden sich erinnern, **mein Liebster**, daß die Auswanderer nach Westpreussen auch dies anführten. Ob sie aber nun in ihrem neuen Lande, weil sie der Hirsche und Haasen und Schweine los sind, um so viel glüklicher sind, als vorhin, daran zweifle ich. Wenn es der Ziege zu wohl ist, sagt das Sprüchwort, so schartt sie. So mag es den Würtembergern gehen, wenn sie uneingedenk des vielen guten, das sie unter ihrem väterlich gesinnten Fürsten geniessen, ihm seine Jagdlust misgönnen, und sich mißmüthiger Weise verleiten lassen, Klagen diesfalls wider ihn zu erheben, und wenn er ihnen bey ihren mehrmalen ganz unerfindlichen Beschwerden nicht nachgiebt, ihm den Stuhl stolz vor die Thüre sezen, und einen andern Regenten suchen. Einmal die Schwaben könnten doch klüger und bescheidener seyn! Sie sollen schon längst gelernt haben, daß nichts vollkommenes auf der Welt sey: und daß man da die

gröſte Vollkommenheit antreffe, wo die wenigſten Unvollkommenheiten ſind. Und in dieſem Fall befinden ſie ſich, wie ſie ſonſt, wenn man ſie nicht auf die Materie von der Wildbahn bringt, ja ſelbſt zu rühmen wiſſen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Der **Weinbau**, der in dem **Herzogthum Würtemberg** in erwünſchtem Flore iſt, gehört unter die wichtigſten Vorzüge des Landes: und wer dieſe Gattung von Weinen über die Gebühr herabſezen kann, der muß ſie entweder gar nicht kennen: oder aus bloſſem Vorurtheil, wenn ihn auch die Sache ſelbſt eines andern belehrt, ſich vorgenommen haben, ihnen ihren wahren Werth ein, für allemal abzuſprechen. Daß die Rhein- und Moſelweine — ich will bloß von denen in Deutſchland ſagen — den Nekarweinen vorzuziehen ſeyen, daran zweifle ich ſo wenig als ein anderer, der ſich rühmet, ein Kenner zu ſeyn. Doch muß ich zu Ehre des Weins, den ich hier zu Lande getrunken habe, bekennen, daß man entweder mit den fremden, deutſchen,

oder auch andern Weinen, womit man in den Gasthöfen ansehnlicher Städte bedient wird, betrogen wird; oder daß manche Nekarweine, die alt, von guten Jahrgängen, und den besten Gegenden des Landes sind, jene weit hinter sich lassen. Dis mag eine hinlängliche Abfertigung für die seyn, die behaupten, die Cultur des Weins seye für Würtemberg übertrieben und nicht angemessen: anstatt in den Ebenen Wein zu bauen, sollte man diese lieber in Aeker oder Wiesen, oder gar in Holzungen, bey den würklichen Aussichten in Ansehung des Holzmangels, umschaffen, und sogar die hohe Berge, auf denen doch der beste Wein erzielt wird, zum Anbau andrer Produkte, die weit nöthiger und unentbehrlicher seyn, als der Wein, den ja auch ganze Länder missen, und sich mit andern, der Gesundheit und dem Nahrungsstand tauglicherm Getränke begnügen, bestimmen. Der klare Beweiß dieses Satzes seye die große Armuth der Einwohner in den Weingegenden, gegen denen diejenige, die sich bloß auf Fruchtbau und Viehzucht legen, für sehr reich zu halten seyen. Die Weincultur seye ungleich kostbarer, und erfordere weit mehr Zeit und Geld, als andere Bau-

arten. Der Mißwachs des Weins, beſonders wenn er etliche Jahre hintereinander eintrete, ſtürze die Weingärtner in ein unheilbares Verderben. Habe man ja ſogar in Frankreich, deſſen Weine doch viel weiter und mit ungleich größerem Gewinn verführt werden, vor einigen Jahren die Verordnung gemacht, den Weinbau einzuſchränken, und dagegen mehrere Felder zum Frucht- und Futterbau für das Vieh anzuwenden: warum dies nicht vielmehr bey dem Herzogthum Würtemberg anſchlagen ſollte, dem die Ausländer ſeinen Wein nicht einmal mehr abnehmen, weil er theils nicht ſo gut, theils in weit höherem Preiß ſey, als andere deutſche Weine? Der Weinſtok habe das ganze Jahr hindurch ſo viele Gefahren vor mißlicher Witterung, daß es aus dieſem einzigen Grunde nicht rathſam ſey, ſich mit Hintanſezung anderer Feldgeſchäfte, mit dieſem abzugeben. Wenn Hagel ein Akerfeld treffe, ſo erſtreke ſich der Schaden auf jene einzige Ernde; und wenn es zu Anfang des Sommers geſchehe, ſo könne das geſchlagene Feld noch im nämlichen Jahr benuzt werden; da hingegen Hagel im Sommer, und heftiger Froſt im Winter die

Weinreben auf etliche Jahre hinaus ruinire. Der Weingärtner habe sich vor einem sehr reichen Ertrag seines Weinberges eben so sehr, als vor Miswachs zu fürchten. In jenem Fall fallen die Preise des Weins so sehr, daß er kaum, ausser der Steuer, den Zehenten und andere hieher gehörige Abgaben, für seine aufgewandte schwere Unkosten entschädiget werde, will geschweigen, daß er seine Schulden bezahlen und noch etwas zurüklegen könnte. Der Miswachs seye natürlicher Weise noch fürchterlicher, bey dem ihm fast nichts als eine höchst traurige Aussicht auf Hunger übrig bleiben würde, wenn ihm nicht einst seine bisherige Gläubiger aufs neue Geld vorstretten, wodurch aber bloß der dringendsten Noth, sich des Hungers zu erwehren, hingegen der Schuldenlast keineswegs abgeholfen werde. Manche Landleute, die sich allein von dem Bau der Weinberge nähren, seyen mehr schuldig, als die sonst so kostbare Weinberge, die sie besizen, und zu deren Ankaufung sie das Geld entlehnt haben, werth seyen. Ein anderes Uebel seye das, daß manche Dörfer, z. E. im Nekar- und Remsthale, welche beyde die meiste Weinberge, und desto wenigere Aeker, Wiesen, und andere

Grundstüke haben, wohlhabenden Privatperſonen faſt durchaus zinsbar ſeyen. Dieſe geben den Weingärtnern das Jahr hindurch Geld, ohne Intereſſe, womit ſie ihre Ausgaben beſtreiten. Wenn die Weinleſe kömmt, ſo iſt der Beſizer nicht mehr Meiſter über den Ertrag ſeines Guts, ſondern der Wein wird von dem Gläubiger eingekeltert, und zwar, weil dieſer das Geld ohne Intereſſe geliehen hat, in einem geringeren Preiſe, als wenn er ſeinen Wein an den nächſten beſten Käufer für baare Bezahlung abgeben dürfte. Gemeiniglich werde die Rechnung damit noch nicht geſchloſſen, die Weinleſe müßte denn auſſerordentlich reich, und zugleich, — zween Fälle, die ſelten zuſammen treffen — der Werth des Weins ſehr hoch ſeyn; die Verbindung währet alſo zwiſchen dem Lehnherrn und dem Schuldner noch eine Weile fort, und das Ende vom Liede iſt bey vielen, wie man in den wöchentlichen Intelligenzblättern leſen kann, der Bankerott des Weingärtners, bey dem die meiſte Gläubiger gemeiniglich nichts, als das traurige Nachſehen haben. Auſſer dieſem allen walte noch eine Haupturſache vor, warum man je bälder je lieber einige Weingärten

eingehen lassen, und andere Dinge, anstatt der Reben, hineinpflanzen sollte. Der Handel mit den Nekerweinen, ins Ausland, besonders in das benachbarte Bayern, seye so sehr heruntergekommen, daß die Würtemberger nicht genug darüber klagen können. Der eine giebt diese, der andere eine andere Ursache davon an. Einige haben die Würtemberger bezüchtigen wollen, daß sie Mischereyen mit ihren Weinen treiben. Andere behaupten, sie seyen gegen den Oesterreichischen, Breisgauern und Frankenweinen zu theuer, und überdies diesem noch nachzusezen. Auf wessen Seite die Wahrheit seye, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Genug, der Fall ist vorhanden, daß die Nekarweine weit weniger als vorhin geachtet und gesucht werden, so unverdient in der That dieses ihr Schikksal ist, da Kenner und unpartheyische versichern, daß sie in Absicht auf Geist, Anmuth und Behäglichkeit für die Gesundheit vielen andern, von denen man viel Aufhebens macht, weit vorzuziehen seyen. Ich habe selbst unter andern rothe Weine, die am Nekar gewachsen sind, getrunken, die man in andern Ländern für Burgunderweine verkaufen würde; aber auch weiße, die sich gewiß mit andern

viel höher geachteten, weil hierin auch viel auf der Einbildung und Vorurtheilen beruhet, messen dürfen. Eben so richtig ist es aber auch, daß im Würtembergischen Wein gepflanzet wird, der die Erde, die Zeit und die Kosten, die man dazu bestimmt und darauf verwendet, bey weitem nicht verdient, und wobey es eine Art von Gewalt ist, die man der Natur anthut, um ihr einen Ertrag abzubringen, der nicht sowohl Vortheil, als wahrer Verlust heissen kann. Ich will von den Weinbergen, die ich in dem mittlern Theile des Landes, der nicht weit von dem ziemlich rauhen Schwarzwalde entfernt ist, angetroffen habe, nicht sagen. Aber daß man sich an dem Fuße der Alb, einer Gegend, die mit dem schröklichen Wassermangel zu kämpfen hat, auf den Weinbau legt, und andere Früchte, die man bauen könnte, damit verdrängt, ist, gelind zu sagen, nicht weit von Thorheit entfernt. Von der Güte dieses Weins desto besser urtheilen zu können, erlauben Sie mir, nur zweyerley anzuführen. Erstlich stehen die Stöke so dicht auf einander gepfropft, daß schon dieses der Güte der Weintrauben, die die Sonnenstralen auf diese Weise nicht satt ge-

nieſſen können, nachtheilig ſeyn muß. Die Weingärtner wiſſen dieſes ſelbſt ſehr gut; aber nur, um eine recht ergiebige Weinleſe zu haben, laſſen ſie ſich von dieſer verderblichen und der wahren Abſicht ſchnurſtraks zuwiderlaufenden Sitte nicht abbringen, ſondern antworten, wenn man ſie diſſfalls zurechtweiſen will: ſie wollen nicht klüger ſeyn, als ihre Vorältern. Nicht wahr, mein Beſter, hier ſchaut der Schwabe in Lebensgröße hervor, ſo daß das, was man ſonſt für Unbilligkeit wider eine ganze übrigens ehrwürdige Nation erklärt, die Geſtalt der ſtrengſten Gerechtigkeit erhält. Nehmen Sie hiezu zweytens, daß der auf dieſe Weiſe erzielte Wein, wie die Meiſter deſſelben ohne Scheu bezeugen, durch den Obſtwein erſt geſchlacht, wie ſie ſich ausdrüken, und trinkbar gemacht werden muß; und daß der Wein, der dieſen vortreflichen Zuſaz nicht erhält, wenn das Obſt mißräth, großentheils zu Eſſich gemacht wird, womit dieſe Leute übrigens keinen unfeinen Handel in diejenige Gegenden treiben, wo es an Weinwachs mangelt, iſt unumgänglich nöthig, ſich in die ſchwäbiſche Gedenkungsart hineinzuſtellen, um eine ſolche Art zu handeln, ich will nicht

ſagen, klug, ſondern nur erträglich zu finden. Es wird in Gegenden Würtembergs Wein gebaut, wo es im Maymonath gar nichts unerhörtes iſt, noch Schnee zu ſehen, der dazu das Herz hat, ſich gegen die Sonnenſtralen, wenn ſie ſich ſeiner bemeiſtern wollen, zur Wehre zu ſezen; und wo es den Weingärtnern, wenn der Auguſtmonath ſich ſeinem Ende nähert, ehe die Trauben noch weich ſind, ſchon wieder auf ſehr froſtige Nächte und Morgen, wo nicht auf Schnee und Eis, bange iſt. Alle dieſe Gründe wider den Weinbau in Schwaben, auch am **Bodenſee**, (der daſelbſt wachſende Wein iſt unter dem Namen **Seewein** hier zu Lande bekannt,) nicht im Würtembergiſchen allein, zuſammengenommen, wiewohl auch einige davon an und für ſich ſelbſt wichtig genug ſind, ſcheinen die Sache, wovon die Rede iſt, gänzlich zu entſcheiden, beſonders wenn es dabey bleiben ſollte, daß die Ausländer ſich gegen die Anträge der Würtemberger, ihnen ihren Wein entweder gegen baare Bezahlung, oder gegen andere Produkte, z. E. Salz aus **Bayern** u. ſ. w. hartherzig erzeigen; und wenn nicht Anſtalten gemacht werden, daß der Menge, der mit der bitterſten Armuth na-

genden Weingärtner wieder in ihrem Nahrungsstande aufgeholfen wird. Es fehlt aber bey dem allen denen, die der entgegengesezten Meinung sind, und jene Gründe für schief und einseitig erklären, nicht an sehr scheinbaren Antworten. Die erste, und meiner Einsicht nach allein zureichende, habe ich Ihnen bereits oben gesagt. Ein Land, das so vortrefliche Weine zeuget, als Schwaben, und insonderheit das Würtembergische, kann unmöglich von der Natur dazu angewiesen seyn, keinen Wein zu bauen, wie jene wollen, und es würde höchst undankbar seyn, die unläugbare und durch die Erfahrung genugsam erwiesene herrliche Anlage dazu nicht zu benüzen. Gesezt aber, es würde zum Nachtheil anderer noch nöthigerer Produkte, zu viel Feld zum Weinbau bestimmt, oder wie die heftige Feinde desselben sagen, mißbraucht, folgt denn daraus, daß er gar aufhören soll? An Fruchtfeldern und Wiesen fehlt es nicht; dies lehrt die Ausfuhr des Getraides in andere Länder, z. E. die Schweiz, und die blühende Viehzucht, wenn schon diese auch durch Spekulationen mit Pflanzung von Futterkräutern auf den Brachfeldern, noch höher getrieben werden könnte. Daß man

Weingärten zu Waldungen machen ſollte, iſt ein Einfall, den nur übertriebene Furcht wegen des Holzmangels hervorbringt. Dieſem kann abgeholfen werden, ohne eine ſo wichtige Culturveränderung vorzunehmen. Wenn ganze Provinzen den Wein miſſen, und ſich mit anderm Getränke begnügen, ſo geſchieht dies, weil ſie die Sache nicht ändern können. Aber warum ſollen ihn die Würtemberger miſſen, da ſie ihn haben, und er, da er in ihrem Lande wächſt, ihrer Geſundheit, wenn er mäßig gebraucht wird, nicht ſo nachtheilig ſeyn kann, als vorgegeben wird? Die große Armuth der Bewohner der Weingegenden in Vergleichung mit dem ungleich größern Wohlſtand anderer, iſt mehr eine zufällige, als nothwendige Folgen des Weinbaues. Würde dieſer recht eingerichtet, die Rebſtöke da, wo ſie nicht recht fortkommen, oder ſauren Wein geben, oder wegen der Frühlingsfröſte gröſſerer und faſt beſtändiger Gefahr des Miswachſes ausgeſezt ſind, ausgereutet; die von einſichtsvollen und erfahrnen Männern vorgeſchlagene Art, ſolche Weinberge, die bald tragen, anzulegen, befolgt; für jede Gattung von Erdreich die tauglichſte Reben ausgeſucht: die Stöke, die die

Weingärtner blos deswegen pflanzen, weil sie viel Wein geben, wenn er schon sehr geringe und so ist, daß der bessere, wenn man diesen schlechtern damit vermischt, gar dadurch verdorben wird, ausgehauen und andere dagegen gepflanzet; bey dem Ablesen der Trauben, mehrere Auswahl und Genauigkeit beobachtet, überhaupt dasjenige, so viel thunlich ist, befolgt, was der Prälat **Sprenger**, dessen oben Meldung geschehen ist, in einer für diese Art von Feldbau, höchst wichtigen Schrift, gelehrt und vorgeschlagen hat; so würde der Weinbau für diese Lande, statt, daß er bisher nicht nur nicht so vielen Vortheil, als man sich sonst davon zu versprechen hat, gewährte, sondern auch gar einen nachtheiligen Einfluß auf die Nahrung und das Vermögen derer hatte, die sich damit beschäftigten, eine wahre Goldgrube werden. Man hat berechnet, daß ein Weinberg in acht bis zehn Jahren, wenn nur keine häufige Mißjahre erfolgen, sogar nach Abzug der darauf zu verwendenden Kosten, die weit gröſſer sind, als bey andern Grundstüken, weit mehr Nuzen bringe, als Aeker, oder Wiesen in eben so vielen Jahren. Der Wein ist ein kostbarers Product, als viele

andere. Daher giebt es im Würtembergiſchen Capitaliſten, die ihre ganz anſehnliche Reichthümer ſich nur durch den Handel mit dem Wein, da er noch mehr im Flor war, erworben haben. Dieſe klagen nun ſehr, daß dieſe Zeiten nimmer ſeyen, und beſorgen, daß ſie ſo bald nicht wieder kommen werden. Sie wiſſen zu erzählen, daß vor etlichen und vierzig Jahren eine Weinleſe ſo reich geweſen ſeye, daß, theils um dieſes Ueberfluſſes willen, theils aber, weil man ihn wegen der bey der Weinleſe eingefallenen heftigen Näſſe für ſehr gering gehalten habe, der Preiß des Weins ſo ſehr gefallen, daß die Weingärtner, nur um ſolchen anzubringen, jede, auch noch ſo kleine Summe, die man ihnen für den Eimer bezahlt, haben gefallen laſſen. Die Umſtände wandten ſich aber für die Käufer ſo glüklich, daß der Wein mit den Jahren vortreflicher wurde; und da nach jenem Jahrgang einige unmittelbar auf ein ander folgten, in denen theils durch Froſt, theils durch andere Zufälle die Weinleſen misriethen; ſo verintereſſirte ſich das Capital ſo ſtark, daß aus einem für vier bis fünf Rthlr. erkauften Wein nicht gar lang darauf zwanzig bis fünf und zwanzig

Rthlr. erlößt wurden. Dieſe Zeiten, ſagen ſie, ſind nun vorbey. Der Weinhandel liegt darnieder, und der kleine Reſt davon, daß etwa noch einer oder der andere Mittel und Wege findet, hie und da eine Parthie Wein zu verkaufen, den er aber unter dem Preiſe geben muß, wenn er ihm nicht auf dem Halſe bleiben ſoll, erregt nur ein trauriges Angedenken von den ehmal erhaltenen Vortheilen, die man bey der überall veränderten Lage der Sache einmal wieder hoffen kann. Daß das Gerüchte, die Würtemberger miſchen Obſtwein unter ihre Weine, dieſem ihrem ſo vortheilhaften Commerz auch einen Stoß gegeben habe, behaupten auch wenige: und die Eiferſucht und Bemühung einiger anderer, die im Verkaufen ihres Weins glüklicher waren, als ſie, aus dem Vortheil zu ſezen, ſoll vor etlichen Jahren eine Controvers, die in den wöchentlichen Intelligenzblättern ſehr beiſſend und bitter geführt wurde, zwiſchen ein paar Corrivalen des Weinhandels veranlaßt haben. Der Einfall war nicht ſchlau. Die Ausländer, die bisher dieſe Waare im Würtembergiſchen geholt hatten, und denen jene Vorwürfe gewis nicht unbekannt blieben, konnten ſich das merken,

und nicht nur keinem von beyden mehr Wein abkaufen, sondern sich überhaupt vor einem Lande hüten, dessen Innwohner, selbst vor den Augen des Publikums einander einer solchen der Treue und Glauben im Handel zuwiderlaufenden und unrühmlichen Vortheilhaftigkeit wechselsweise bezüchtigten. Ausländer übrigens, die das Herzogthum Würtemberg bereisen, und beynahe überall eine unglaubliche Menge von Obstbäumen antreffen, die man nicht nur auf Aekern und Wiesen, und in Gärten, so gar auch in Weinbergen, welches doch den obrigkeitlichen Verordnungen zuwider seyn soll, sondern auch an den Landstraßen siehet, könnte leicht auf die Gedanken gerathen, daß die Sache mit den Obsweinen nicht ganz leer seye. Allein da ich durch Personen, deren Einsicht und Redlichkeit ich sicher trauen durfte, von der eigentlichen Anwendung des zwar oft in grosser Menge wachsenden, sehr oft aber auch misrathenden Obstes belehrt worden bin, so bin ich beynahe gewiß, daß dieses Vorgeben ungegründet ist. Es ist wahr, aus dem Obs wird ein Getränke bereitet, das wenn die Gattungen der Baumfrüchte sorgfältig ausgelesen, und sonst genau

damit verfahren wird, manchen mittlern Weinen den Rang ſtreitig machen kann. Da aber neue, ſcharfe, landesherrliche Verordnungen wider dieſe Miſcherenen erſt ſeit kurzem vorhanden ſind, über denen von Beamteten, denen nicht nur an der Beobachtung der Herzoglichen Befehlen, ſondern auch an der Ehre des Landes, die freylich durch jene Sage nicht berathen wird, alles gelegen ſeyn muß, ſträflich gehalten wird: da dieſe Obſtweine von denen, die ſie verfertigen, groſſentheils ſelbſt getrunken, und für Arbeiter und Geſinde gebraucht werden: da vieles Obs gedörrt, und aus dem Lande geführt wird — auch ein, wiewohl kleiner Zweig, des Würtembergiſchen Aktivhandels — ferner auch vieles roh genoſſen, und aus einigen Gattungen, beſonders Steinobſtes ein Geiſt gebrannt wird: ſo iſt leicht zu erachten, daß nicht ſo viel Obsmoſt, wie man ihn hier nennt, übrig bleiben kann, daß man wegen der Verfälſchung der ächten Weine Sorge haben müßte. Eben um dem verfallenen Weincommerz ſo viel möglich wieder aufzuhelfen, iſt die hohe Landesobrigkeit und die Collegien ſehr aufmerkſam auf dieſen Umſtand. Die Zeit wird lehren

ob dieſe Vorkehrungen zureichend; oder ob nicht etwa die Urſache des Uebels an einem bisher noch unbekannten Orte zu ſuchen ſeye. Die Gegenden des Landes, die die meiſte und beſte fruchtbare Bäume haben — dadurch zeichnet ſich die Alb vorzüglich aus, daß ſie einen gänzlichen Mangel daran hat, und dies iſt der ſichtbarſte Beweis der Rauhe des Klima — ſind das Nekarthal, beſonders bey **Eßlingen**; die Gefilde einige Stunden von **Tübingen**, in dem ſogenannten Gow; bey **Stutgardt**, und **Leonberg**; und das **Uracher**, und **Leningerthal**, an dem Fuſſe der Alb. Man kann keinen angenehmern Anblik haben, als in einem fruchtbaren Jahre dieſe von der Laſt ihrer Früchte gedrukte unzählbahre Bäume; und der Nuzen, den ſich die Beſizer derſelben mit dieſem Ertrag ſchaffen, iſt ſehr groß; ſo wie ihnen auch der Miswachs deſto empfindlicher iſt, da arme Leute den Winter über faſt allein von dem Obſte leben, und dadurch manchen ſchönen Thaler für Brod erſparen. Nun muß ich **Ihnen** auch noch an dem Schluß meines Briefs diejenigen Gegenden des Herzogthums nennen, wo die edelſten Weine erzeugt werden. Dieſe ſind das **Remsthal**, und das

Nekarthal. Lezteres hat in Ansehung der Stärke und Haltbarkeit der Weine vor jenem den Vorzug. In Mühlhausen findet man rothe Weine, die blos Vorurtheil für das Fremde und Einbildung manchen ausländischen vorziehen kann. Man erzählt, daß einsten einem Herzog von Würtemberg solcher vorgesezt worden sey, der ihn als den vortreflichsten Burgunder getrunken und gerühmt habe. Da man ihm aber nachgehends gesagt, daß dieser in den Gränzen seines Landes gewachsen seye, so habe er sein im Anfang gefälltes Urtheil wieder zurükgenommen, und ihn nicht mehr versuchen wollen. So geht es mit vielen andern Dingen. So hat manches Land Kräuter von so angenehmen Geruche und Geschmak, daß man sie in vielen Rüksichten den Indianischen Gewürzen vorziehen sollte. Aber eben, als ob wir dazu verdammt wären, den Handel der Holländer aufrecht zu erhalten; eben als ob alles besser und köstlicher wäre, was kostbarer und theurer ist, als unsere Landesprodukte; eben als ob Mode über Vernunft zu gebieten hätte, sind wir blind zum Schaden unsers Vermögens und unserer Gesundheit, für die vorhin manche indianische

Gewürze, die wir mit schweren Gelde bezahlen müssen, nach der Versicherung der erleuchtesten Aerzte, nicht nur nicht vortheilhaft, sondern ein wahres Gift sind. Ich bin überzeugt, daß manche Nekarweine, wenn sie aus einem andern Europäischen Reiche, oder gar aus einem andern Welttheil herbengeführt würden, unvergleichlich heissen müßten, da man sie jezt unter die sehr mittelmäßigen rechnet; und in Schwaben kein kostbares Gastmahl gehalten werden kann, ohne daß die Tische unter der Last der fremden Weine, noch mehr aber der Beutel des Wirths, den die Mode zwingt, auch mit dem Strom fortzuschwimmen, unter dieser eingebildeten Gewohnheit seufzen muß. Pracht und Ueppigkeit ist, wie die Geschichte lehrt, zu allen Zeiten das Verderben der gröſten Reiche und Staaten gewesen: Was ist es Wunder, wenn diese Seuche auch kleine Länder in das Verderben stürzet, in denen vorhin die unseelige Begierde der Geringern, es den Gröſsern in allen möglichen, auch in den Thorheiten, und, leider! in diesen am ersten, nachzuthun, die eigene Krankheit ist. Ich habe dies auch im Herzogthum Würtemberg angetroffen, so sehr ich hoffte, daß da-

ſelbſt, eben weil ſich die Schwaben über ihren ſteifen Anhänglichkeit an das Alterthum ſo vieles müſſen nachſagen laſſen, auch die alte deutſche Einfalt in der Lebensart und den Sitten finden würde. Davon gebe ich Ihnen Nachricht in den folgenden Briefen, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

Der Vagante, **Maubert**, hat in ſeiner ehemal ſehr bekannten und nun glücklicher und verdienter Weiſe vergeſſenen Läſterſchrift Dinge über **Würtemberg, Stutgardt**, und den verehrungswürdigſten **Landesherrn** ſelbſt ausgekramt, die ihm nur diejenige boshaftige Gemüther glauben konnten, denen widrige und gehäßige Nachrichten allemal angenehmer ſind, als ſolche, die das Gepräge der Wahrheit haben, wenn ſie nicht zugleich Beleidigungen für andere enthalten. Er ſagt unter andern, **Stutgardt**, die Hauptſtadt des Herzogthums, und die erſte Reſidenz des Herzogs, enthalte Gaſthöfe, die kaum für einen reiſenden Metzgerknecht aus Paris gut genug wären. Man hat ihm darauf geantwortet, daß ſein Urtheil

auch nur deswegen nicht zuverläßig seyn könne, weil er gewiß nur diejenige Gasthöfe kennen gelernt habe, in die er etwa von andern, die sich das Mitleiden mit ihm reizen ließen, ihn nicht Hungers sterben zu lassen, zu einer Malzeit eingeladen worden sey. So ist es! Für einen Reisenden sind die Wirthshäuser hier zu Lande, vorzüglich aber in der Hauptstadt, so beschaffen, daß man sie anderwärts in Deutschland schwerlich besser findet. Es sind ihrer in Stutgardt mehrere, wo man in Absicht auf Zimmer, Bett, Tafel und Weine so gut und in so billigen Preisen bedient wird, daß man nur etwas vom Zaune brechen muß, wenn man durchaus klagen will. Ich wurde bey meiner Ankunft in den Gasthof gewiesen, wo vor einigen Jahren der Kayser Joseph logirte, und konnte mich nicht genug über die sehr gute Einrichtung verwundern, die da getroffen ist, um Fremden alle mögliche Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Nur Schade, daß das Haus nicht eine etwas bessere Lage hat, sonst würde ganz und gar nichts daran auszusezen seyn. Man erzählt, daß, da der Kayser einen Coffe hier getrunken, er dem Wirth befohlen habe,

ſich ſelbſt auch eine Taſſe einzuſchenken. Dieſer habe ſich ſo lang gewegert, dem Kayſer Folge zu leiſten, bis dieſer Mine gemacht, den Wirth zu bedienen, da er denn endlich nachgegeben habe. Dies ſoll die Weiſe des Kayſers in allen Gaſthöfen ſeyn. — Die Stadt iſt mehr volkreich als groß. Sie liegt faſt mitten im Lande in einer der geſeegnetſten Gegenden deſſelben, und iſt mit lauter Bergen, bis auf die Seite gegen Morgen, **Cantſtadt** zu, umgeben, die mit den beſten Weingärten angepflanzt ſind. Die Anzahl, der Einwohner wird auf 22000 geſchäzt. Man kann dieſes hier, ſo wie im ganzen Herzogthum, ganz genau wiſſen, da die Lebenden alle Jahre, auf Obrigkeitliche Verordnung, gezählt, und dieſe Rechnungen den Berichten der Generalſuperintendenten, unter denen die ganze Geiſtlichkeit des Landes ſteht, an das Herzogliche Conſiſtorium einverleibt werden. Dieſe Reſidenz hatte ehemal mehre Jahre hindurch das Unglük, den Hof nicht bey ſich zu ſehen. Eine Zeit, der ſich die Bürger, zu deren Nahrung der Hof und das Militär ein groſſes beyträgt, noch immer mit Schreken erinnern. Das Gewerbe litte dadurch einen

groſſen Stoß: die Miethen der Häuſer fielen ſehr, und die Einwohner bekannten, daß ſie ſich die Folgen dieſer Abneigung des Regenten vor ihrer Stadt vorher nicht ſo wichtig vorgeſtellt hätten, als ſie ſolche würklich gefühlt haben. Deſto mehr ſind ſie aber hernach durch die huldreiche Rükkehr ihres Landesherrn zu ihnen wieder getröſtet worden: und ungeachtet ſich dieſer den allergröſten Theil des Jahres nicht in Stutgardt, ſondern anderthalbe Meilen davon, in **Hohenheim**, einem neuerbauten prächtigen Schloſſe, aufhält, und ſelten auch nur in Stutgardt übernachtet, ſo haben ſie doch den Hof, und genieſſen das Glük, den Herzog alle Wochen wenigſtens ein paarmal zu ſehen. An ſchönen und anſehnlichen Gebäuden, breiten Straſſen, und allem, was eine Reſidenz für einen Reiſenden bemerkenswürdig machen kann, fehlt es der Stadt nicht. In dem Innern derſelben ſieht es allerdings finſter aus, und **Maubert** muß gut gefunden haben, ſich nirgends als in dieſen Winkeln bliken zu laſſen, weil er ſonſt vortheilhafter und der Wahrheit gemäßer davon würde geſprochen haben. Ein nahmhafter Theil der innern Stadt, wo es am finſterſten

aussahe, ist, wie man mir erzählte, vor ungefähr zwanzig Jahren durch einen unglüklichen Brand verzehrt worden. Diese Brandstätte ist aber nun wieder desto feiner überbaut worden: und wenn es nicht zu menschenfeindlich klänge, so möchte man wohl auch andern Revieren der Stadt ein solches Reinigungsfeuer wünschen, um sie aus ihrer Asche desto schöner wieder aufstehen zu sehen. Doch bedarf man vielleicht ein so gewaltsames und trauriges Mittel nicht einmahl, da der Herzog sonst auf die Verschönerung der Stadt mit Ernst bedacht seyn soll, wie denn würklich seit kurzer Zeit in der Gegend des alten und neuen Herzoglichen Schlosses bis zu dem Thore, das nach **Ludwigsburg**, der zweiten Residenzstadt des Herzogs, führet, eine neue sehr schöne Anlage gemacht worden ist, die ein Reisender nur sehen darf, um, bey seinem Eintritt durch jenes Thor in die Stadt, sehr vortheilhaft für Stutgardt eingenommen zu werden. Diese Verschönerung ist durch den Besuch des **Großfürsten** von Rußland und seiner **Gemahlin**, die eine Neffin des Herzogs von Würtemberg ist, veranlaßt worden. Vielleicht gelingt es den Einwohnern, wenn sich

von Zeit zu Zeit mehrere ſolche anſehnliche Beſuche an dem Würtembergiſchen Hofe ergeben, ihre Stadt nach und nach in einer erneuerten Geſtalt erbliken zu dürfen. Das alte Schloß, in dem übrigens Zimmer ſind, deren ſich kein groſſer Reichsfürſt ſchämen darf, und das immer noch bewohnt wird, legt bey dem erſten Anblik deſſelben einen Beweiß ſeines Alterthums ab. Es iſt mit einem Graben und Zugbrüke verſehen; ſezt aber eben dadurch und durch ſein übriges äuſſerliches Ausſehen, das nicht weit davon vor etlichen und dreyſig Jahren, kurz nach dem Regierungsantritt des würklichen Herzogs, in einem vortreflichen Geſchmak zu bauen angefangene, aber noch nicht vollendete neue Schloß in ein deſto beſſeres Licht. Die Einwohner der Hauptſtadt fanden für nöthig, hauptſächlich deswegen die Erbauung eines neuen und geſchmakvollern, als das alte iſt, zur Sprache zu bringen, damit nicht der neue Regent, unter dem Vorwand, eine ihm anſtändigere Wohnung genießen zu können, Hof und Canzley nach Ludwigsburg, das mit einem ſehr prächtigen Schloſſe verſehen iſt, ziehen möchte, wie ſchon einmal unter einer der vo-

rigen Regierungen, zum großen Mißvergnügen der Bürger von Stutgardt geschehen war. Ihre Wünsche wurden auch erhört, der Bau des neuen Schlosses angefangen, aber, wie der Augenschein würklich lehret, so wenig ernstlich betrieben, daß noch mehrere Jahre vergehen werden, ehe dieses, übrigens vortreflich angelegte, und bereits mit den schönsten Zimmern versehene Gebäude völlig und so zu Stande kömmt, daß es von einem großen Fürsten und einem glänzenden Hofe mit Anstand bewohnt werden kann. Dieses Schloß hatte gleichsam noch in seiner Wiege ein schauervolles Unglük; es gerieth, man weiß noch auf diese Stunde nicht, wie? unvermuthet in Flammen, die so wütend waren, daß ihnen ein großer Theil davon zum Raube werden mußte. Von jener Zeit an wurde mit dem Bauen wieder inne gehalten, doch nach einiger Zeit abermal fortgefahren, und nun, hofft man, werde nicht mehr ausgesezt werden, bis es endlich ganz zu Stande kömmt. Wenn Reisende, die nach Stutgardt kommen, dieses Schloß zu sehen verlangen, so weißt man sie vielmehr, um ihnen etwas recht merkwürdiges und in allem Betracht unterhalten-

des zu zeigen, an die **Militärakademie**, oder welchen neuen Namen dieſes berühmte und groſſe Inſtitut erſt vor zwei Jahren durch **Joſephs II.** Gnade, der es bey ſeiner Anweſenheit in Stutgardt ſelbſt ſchon geſehen und bewundert hatte, erhalten hat, **Carls Hohe Schule.** Und in der That, wenn auch **Würtemberg** und **Stutgardt** ſonſt nichts merkwürdiges enthielte, als dieſe einzige Anſtalt, ſo würde es der Mühe werth ſeyn, eine Reiſe dahin vorzunehmen, um ſich von dem, was das Gerüchte, das zwar viele und groſſe Dinge, aber doch immer noch zu wenig davon ſagt, mit eigenen Augen zu überzeugen. Das Gebäude ſelbſt, worinn die Zöglinge oder Studirende, die Aufſeher und andere zu dem Inſtitut gehörige Perſonen, auſſer den Profeſſoren und Lehrern, wohnen, iſt groß und einem Fürſtlichen Schloſſe ähnlich. Aber die innere Einrichtung, die ich Ihnen Kürze halber, nur überhaupt beſchreiben kann, verdient erſt wahre Bewunderung. Man hat mir in Stutgardt geſagt, der Herzog ſeye ohne Zweifel ehmal bey ſeinem etliche Wochen daurenden Aufenthalt in **Tübingen**, wo er ſich ſehr genau nach dem Zuſtand der hohen

Schule daselbst erkundigte, und auch das berühmte theologische Stift daselbst mehr als einmal besuchte, eben durch die Einrichtung dieses Stifts oder Stipendii, wie man es nennet, auf die Gedanken gebracht worden, eine ähnliche Anstalt zur Erziehung junger Leute zu errichten. Den alles umfassenden Geist dieses Herrn konnte kein Plan und keine Schwierigkeit zu groß seyn. Ehe man noch fast erfuhr, daß er den Entschluß dazu gefaßt, und den Entwurf gemacht hätte, wurde schon angefangen. Der Siz dieses bewundernswürdigen Instituts war anfangs auf der Solitude, einem auf einem Berge, eine Meile von Stutgardt, in einem Walde, schon vor mehr als zwanzig Jahren erbauten prächtigen Schlosse, von da aus ohne Zweifel die herrlichste und weiteste Aussicht im ganzen Herzogthum ist, da der Lieblingsaufenthalt des Herzogs und des Hofes war. Es waren auch sehr niedliche und bequeme Gebäude dazu zugerichtet. Es fügte sich aber in dieser Zeit, daß der Herzog zum unaussprechlichen Vergnügen der Bürger von Stutgardt mit seinem Hofe und der ganzen Akademie nach Stutgardt zu ziehen sich entschloß, da denn für

dieſe in der Nähe des neuen Schloſſes, wo vorher Cazernen waren, von Grund aus neue Gebäude aufgeführet worden, die man nur ſehen darf, um von der Einſicht des Herzogs in die Baukunſt groſſe Begriffe zu bekommen. Denn Sie müſſen wiſſen, daß von allem, was man in dieſer Art prächtiges und geſchmakvolles ſehen kann, der Herzog ſelbſt der einige Angeber iſt. Die Schlafſäle, die Speiſeſäle der Eleven, der ſogenannte Rangirſaal, wo ſie zuſammen kommen, um in der ſchönſten und vollkommenſten Ordnung zur Tafel zu gehen, die Lehrſäle, deren lezterer eine Menge ſind, die Kirche, die aber mehr einem Saal, als einem gottesdienſtlichen Verſammlungsort ähnlich ſiehet, das Bad, wo die Eleven auch im Winter baden können, der Bibliotheksſaal, die Krankenzimmer, alles zeuget von der vortreflichſten Einrichtung. Unten an dem Eingange der Akademie, in welche niemand ohne Vorwiſſen des Intendanten, der der Generaladjutant und Obriſte von Seeger, ein geiſtvoller, leutſeeliger und liebenswürdiger Mann, iſt, eingelaſſen wird, wozu man aber die Erlaubnis honnetten Perſonen niemal zu verſagen pflegt, muß man ſich melden, da denn

die Vergünstigung, die Akademie zu sehen, leicht zu erhalten steht. In den Schlafsälen hat jeder Zögling einen bestimmten, verschlossenen Plaz, worinn sein Bette, ein Bücherständchen, und ein Schränkchen ist. Hier halten sie sich in den Stunden auf, die von den Vorlesungen frey sind, und wenn sie nicht Lust haben, sich auf dem zu ihrer Erhohlung bestimmten großen Plaz oder Garten bey dem Akademiegebäude, mit Spaziergehen oder erlaubten und zur Leibesbewegung dienlichen Spielen und andern zu ergözen. Es sind besondere Schlafsäle für adeliche und bürgerliche Zöglinge; wie denn jene überhaupt vor diesen gewisse Vorzüge haben. Dem Speisen der Eleven wohnt immer der Obriste bey, um auf alles, Zucht und Ordnung, acht zu haben. Eben dieser hat nun auch den Auftrag, dem Herzog alle Tage Bericht von der Akademie zu erstatten. In der Küche und bey dem Essen herrscht Pünktlichkeit und Reinlichkeit im hohen Grade: und lezteres hat der Herzog mit Zuziehung der Aerzte so einrichten lassen, daß für die Gesundheit der jungen Leute aufs beste gesorgt wird. Sie sind den ganzen Tag über nie ohne Aufseher; und ein

jeder von ihnen kann darauf rechnen, daß sein Gutes und Böses dem Herzog ganz genau bekannt wird. Ausser der Gottesgelehrsamkeit, in welches Fach der Herzog, um des theologischen Stifts zu Tübingen willen, sich bey dieser Anstalt nicht eingelassen hat, können die Eleven hier in allen möglichen Kenntnissen und schönen Künsten unterrichtet werden. Diese hohe Schule unterscheidet sich von andern, theils dadurch, daß sie eine Facultät weniger, als andere, nämlich die theologische; aber dagegen mehrere, als andere hat. Z. E. eine ökonomische ꝛc., wovon ich Ihnen deswegen nichts ausführliches zu sagen nöthig habe, da Ihnen die von diesem Institut erst seit kurzem herausgekommene weitläuftige Beschreibung die nöthige Nachrichten zur Genüge geben kann. Die Anzahl der Zöglinge ist sehr groß; ich werde mich nicht betrügen, wenn ich sie auf zwey bis dreyhundert seze; man findet Jünglinge aus allen Gegenden von Deutschland, aus der Schweiz, aus den Niederlanden, aus Polen, England und Rußland, und noch dazu von den besten Häusern, darinnen. Mehrere hat der Herzog auch aus seinem Lande, unentgeltlich aufgenommen: und wenn

dieſe ſich durch Studiren und Wohlverhalten auszeichnen, ſo iſt ihr Glük auf ihre ganze Lebenszeit ſo gut, als gemacht; da bereits mehrere, auch ſogar Ausländer, mit einträglichen Stellen bey Hofe, in der Kanzley, bey dem Militär, und auf dem Lande bedacht worden ſind. Wie ſehr dieſe groſſe Anſtalt dem Herzog am Herzen liege, kann man theils aus den häufigen Beſuchen ſehen, die er in der Akademie macht, und ſich nach ihrem Zuſtand erkundigt, oft darinn Tafel hält, zu der alsdenn immer auch einige von den Profeſſoren und Officieren gezogen werden: theils aus den Profeſſoren, die erſt kürzlich auswärts hieher berufen worden ſind, und ſich glüklich geſchäzt haben, dieſen Ruf annehmen zu können. Die Profeſſoren ſind alle ſehr geſchikte und gelehrte Männer, zu deren Lobe es genug ſeyn kann, daß ſie der Herzog ſelbſt, den man, ohne Schmeicheley, einen ſcharfſichtigen Kenner nennen darf, erleſen hat. Es ſind mehrere aus dem theologiſchen Stifte zu Tübingen darinn. Die Akademie hat ihren eigenen Prediger, der noch auſſer dieſem die Verpflichtung hat, die Religion zu lehren. Auch Profeſſoren aus dem Gymna-

ſium in Stutgardt ſind bey der **Carls Hohen Schule** angeſtellt. Dieſe hat auch, wie andere Univerſitäten, auſſer dem **Intendanten**, einen **Prorektor und einen Canzler.** Leztere Würde iſt beſtändig. Erſterer aber wird alle halbe Jahre von dem Herzog, aus einer Facultät nach der andern, ernannt. Seitdem die Akademie zur Univerſität erhoben worden iſt, ſo haben diejenige, die die höhere Wiſſenſchaften, die Rechts, oder Arzneygelehrſamkeit hier ſtudiren, die freye Wahl, ob ſie in dem Akademiegebäude, oder in der Stadt wohnen und den Tiſch haben wollen. Einige haben ſich den Umſtand, daß dieſe Univerſität in einer Reſidenz ſey, die ſich zu der für die Muſen nöthigen Ruhe und Sitte nicht ſchike, wollen mißfallen laſſen. Eben als ob dieſes das einzige Beyſpiel wäre. **Paris** und **Wien** ſind ungleich größere Städte, als **Stutgardt**, und enthalten viel unruhigere Hoflager, als das Würtembergiſche iſt. Der Herzog, deſſen Nachdenken und ſcharfem Beobachtungsgeiſt nichts entgeht, es mag groß oder klein ſeyn, hat gewiß dieſen Punkt nicht aus der Acht gelaſſen. Er wird auch unſtreitig dafür ſorgen,

daß keines dem andern einen schädlichen Eintrag thue.

Eben diese neu errichte hohe Schule ist es auch, durch die die Bürger von Stutgardt wegen des ihnen mehrere Jahre nacheinander entzogenen Hofes nun desto reichlicher schadlos gehalten werden: und ich mußte mich eben um deswillen desto mehr wundern, da ich in Stutgardt hin und wieder über Theuerung der Lebensmittel um der Akademie willen Klagen führen hörte. Die Leute wissen einmal nicht was sie wollen. Haben sie den Hof nicht, so beschweren sie sich über den gänzlich daniederliegenden Nahrungszustand, über den Mangel des Verdiensts bey den Handwerkern, u. s. w. Ist der Hof wieder da, und noch eine Akademie dazu, wodurch die Einwohnerschaft um viel hundert Seelen vermehrt, und auch Fremde herbeygezogen werden, solche zu sehen, so ist Klage über den hohen Preiß der Lebensmittel. Das beste ist, daß diese Beschwerden nur von solchen geführt werden, deren kurzes Gesicht ihnen vieles in einem falschen Lichte vorhält: noch besser aber ist, daß auf solches Geschwäz gar keine Reflexion gemacht wird. Die Professoren und Lehrer ha-

ben ſchöne Beſoldungen, die in lauter baarer Münze beſtehen, und einen anſehnlichen Rang, ſo, daß ſie Veränderungen oder gar Beförderungen zu wünſchen keine Urſache haben. Die Kleidung der Eleven iſt eine Art von Uniforme; und ſie werden überhaupt in ihrem äuſſerlichen zur äuſſerſten Genauigkeit und Reinlichkeit angehalten. Von dem beträchlichen Wachsthum in ihren Kenntniſſen ſieht man alle Jahre an den Prüfungstagen die unläugbarſten Zeugniſſe, und alsdenn werden auch Belohnungen und Preiſe ausgetheilt. Die beſte Belohnung iſt der Beyfall und die Gnade des Herzogs, die ſich diejenige zuverläſſig erwerben, die ſich vor andern in den Künſten und Wiſſenſchaften und in der Aufführung auszeichnen, und wovon ſie die reellſte Früchte über kurz oder lang durch vortheilhafte Bedienung, die ſie erhalten, einernden. Die Philanthropine ſind eine Modeſache unſers Zeitalters. Dieſes Inſtitut aber muß ohne Anſtand, wo nicht allen, doch den meiſten derſelben den Vorzug ſtreitig machen: es wird auch nicht ſobald wieder in ſein voriges Nichts zurükkehren, wie verſchiedene von jenen, die nur ſo lange daureten, als gewiſſe Leute, de-

ren Ziel schändlicher Eigennuz war, ihre Rechnung dabey fanden. An dergleichen etwas ist hier nicht zu gedenken, da der Herzog die grösten Summen, die, wie leicht zu erachten ist hierzu erfodert werden, aus seiner eigenen Chatule hergiebt. † Der Obriste von Seeger hat eine eigene vortrefliche Wohnung in der Akademie, und ein sehr ansehnliches Gehalt das aber nicht zu groß seyn kann, wenn man die unbeschreibliche Mühe und aneinanderhangende Arbeiten bedenkt, mit denen dieses sein Amt verbunden ist, dem er sich aber willig aufopfert, da er weiß, daß er wohl nicht leicht seine Kräften zu etwas gemeinnüzigerem anwenden könnte. In der Nähe der Akademie haben ein paar Bürger von Stutgardt kostbare Häuser erbaut, deren jedes funfzehen bis zwanzig Tausend Rthlr. gekostet haben soll. Der Herzog nimmt dies sehr gnädig auf, weil es theils einen Beweiß, von dem Wohlstand seiner Unterthanen abgibt, theils weil dadurch die Schönheit der Gegend, in der die Akademie errichtet ist, einen Zuwachs bekömmt. In der Stadt auf dem Graben ist vor nicht gar langer Zeit ein sehr maßives Gebäude aufgerichtet worden, das ein Kaufmann in Stut-

gardt erbaute, und mit dem dazu nöhtigen Gelde von einigen Mitgliedern der Handlungsgesellschaft in Calwe unterstüzt wurde. Da das Haus fertig war, konnte er solches nicht behaupten, sondern seine Gläubiger zogen es, um sich ohne Weitläuffigkeit bezahlt zu machen, an sich, und machen nun, freylich nicht zum grossen Wohlgefallen der übrigen Kaufleute in der Residenz, wichtige Geschäfte. Das Haus ist so geräumig und bequem, daß mehrere Haushaltungen darinn Plaz finden, wie es denn würklich von angesehenen Standespersonen bewohnt wird. Das Haus, worinn sich die Landstände versammlen, ist ein sehr schönes Gebäude in einer der besten Gegenden der Stadt. In demselben wohnen nicht nur einige Officianten der Landstände, sondern auch einige Mitglieder dieses für den Fürsten und die Unterthanen sehr wichtigen Collegiums, welches nun seit mehreren Jahren, da es mit dem Herzog in einem mißlichen Kriege lebte, der aber durch den bekannten Erbvergleich vor ungefehr zwölf Jahren glüklich geendiget worden ist, in gutem Vernehmen mit dem Hofe steht. Glükliche Tage für Unterthanen, die bey Streitigkeiten mit dem Landesherrn nie

gewinnen, ſondern, wenn es noch ſo gut geht, am Ende die Zeche bezahlen müſſen! Die Einrichtung dieſer Landſtände iſt bekannt, wird aber doch von manchen Fremden, die etwa keine Gelegenheit haben, ſich von zuverläßigen Perſonen gründlich belehren zu laſſen, nicht immer richtig beurtheilt. So iſt es ein Irrthum, wenn man um dieſer Landſtände willen die Regierung dieſes Herzogthums für ariſtokratiſch hält. Nichts weniger! denn das wird doch keine Ariſtokratie ſeyn, wo der Fürſt die Landſtände ſchlechterdings keinen Antheil an der Regierung nehmen läßt: ſondern dieſe höchſtens hie und da ihre Nothdurft wenn ſie durch Verträge dazu berechtiget ſind; in gewiſſen Angelegenheiten an den Regenten bringen, und mit Anführung ſtandhafter Gründe unterthänigſt um Remedur bitten dürfen. Der ganze Verlauf des Rechtshandels, den dieſe Stände mit dem Landesherrn bey dem Kaiſerlichen Hofe führten, beweißt gewiß nichts ariſtokratiſches: und wenn einige Mitglieder dieſer Verſammlung ſich etwas von einer Theilnehmung an der Regierung in den Kopf ſezen ſollten, ſo ſind das ſüſſe Träume, die man ihnen laſſen kann, weil ſie keinen

Scha-

Schaden thun, und es mehr als einmal Gelegenheit giebt, daß sie in diesen ihren Einbildungen sehr nachdrüklich gestört werden. So richtig aber dieses ist, so sehr würden sich diejenige auf der andern Seite irren, die dieser das ganze Herzogthum vorstellenden und von demselben mit Vorwissen und Einwilligung des Regenten bevollmächtigten Versammlung zu wenig einräumen wollten. Dies beweiset der Erbvergleich, der an dem Ende des langwürigen Landtages abgeschlossen und durch den nun die Sammlung der Verträge zwischen dem Fürsten und den Unterthanen mit einer schönen Urkunde vermehrt worden ist. Der berichtigte Graf von **Montmartin**, dessen Angedenken bey dem Würtembergern nicht im Seegen ist, wurde zu seiner Verwunderung überzeugend belehrt, daß die Mitglieder der Würtembergischen Landstände die Leute nicht seyen, für die er sie ehmal aus stolzer Verachtung ausgab, und mit denen man um ihrer Unwissenheit willen, da sie nichts als alte und abgelebte Kirchen- und Schuldiener, Schreiber und Professionisten seyen, sich gar nicht einlassen sollte. Unter den Kirchen- und Schuldienern verstunde er die Prälaten, die

entweder vorher in Kirchenämtern, als Specialsuperintendenten, gestanden hatten, oder Professoren, z. E. auf der Universität, am Gymnasium zu Stutgardt, oder in den 4. wie man sie nennt, mit jungen Studierenden besezten Klöstern gewesen waren. Die Schreiber und Profeßionisten aber sind die Bürgermeister von den Haupt, und Landstädten die freylich nicht alle Gelehrte sind, auch nicht seyn müssen, aber aus denen man doch immer solche auswählen kann, die mit genugsamer Kenntniß der Geseze und des Landes einen warmen Eifer für das Beste des Herzogs und der Unterthanen verbinden. Die Wahl dieser Mitglieder beruhet auf dem engeren Collegium der Stände, und der erwählte muß dem Herzog presentirt und von ihm bestätiget werden. Da in beeden Collegien nur vier Prälaten, und hingegen zwölf Wekliche Beysizer, ausser den zween Consulenten und dem Sekretär, der von einigen, wiewohl ganz unrichtig, für den Direktor der ganzen Versammlung gehalten wird, sind; so sieht man, wie schief das Vorgeben ist, daß zu viele geistliche in diesem Collegium seyen. Warum sollen denn ihrer noch weniger seyn? Und ist es denn

zum verwerflich seyn genug, ein Geistlicher zu seyn? — Wenn ein Prälat oder weltlicher Besizer mit Tode abgeht, so wird, die drey Hauptstädte ausgenommen, nicht allemal jenes Nachfolger in der Abbtey, oder im Bürgermeisteramt der Stadt, woher jener war, zum Mitgliede der Landstände erwählt; sondern man richtet sein Absehen auf Wissenschaft und Verdienste, und es fehlt niemal an solchen, die sich zu diesen so wichtigen, und übrigens gar nicht einträglichen, aber eben, wenn sie rechtschaffen bekleidet werden, desto ruhmvolleren Posten qualificiren. Der durch ganz Deutschland durch seine ungeheure Menge von Schriften, nicht weniger aber durch seine grosse Verdienste und sonderbare Schicksaale berühmte Etats Rath von Moser, ein Vater des eben so berühmten Freyherrn von Moser, lebt gegenwärtig noch in Stutgardt, als ein ehrwürdiger Greiß von mehr als achtzig Jahren, und wird vermuthlich, da ihm das Arbeiten zu anderer Natur geworden ist, und er sich von dem Trieb, andern nüzlich zu seyn, und aufrichtig zu dienen, noch eben so sehr, als in seinen blühenden Jahren belebt fühlt, die Feder nicht bälder, als im Tode niederle-

gen, wenn ihm nicht die Beschwehrlichkeiten des Alters solche aus den Händen reissen. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit von ein paar vortreflichen Anstalten Nachricht geben, die diesem würdigen Manne sein Vaterland zu danken hat. Er lebt in der Stille, ohne ein öffentliches Amt zubekleiden: eine Ruhe, die ihm jeder dankbare Patriot, von ganzem Herzen gönnen wird. Das **Gymnasium Illustre in Stutgardt**, das von dem Großvater des würklich regierenden Herzogs, als damaligem Landesadministrator vor bald hundert Jahren, gestiftet worden ist, gehört nicht nur unter die Zierden der Residenzstadt, sondern auch unter die schöne Anstalten des Herzogthums, demselbigen Diener des Staats, der Kirche und der Schulen zu erziehen. Es hat einen Rektor, Professoren und Präceptoren. Jenem ist die Aufsicht über die lateinische Schulen des untern Theils des Landes aufgetragen, die er alle Jahre visitiren, von dem Zustand dieser Schulen dem Herzoglichen Consistorium Bericht geben, hauptsächlich aber bey jener persönlichen Untersuchung der Schulen auf diejenige junge Leute sein Augenmerk richten muß, die sich dem Dienst der

Kirche widmen, und in die Klöſter des Landes, in denen eben das, was in den oberſten, das iſt, der ſechſten und ſiebenten, Klaſſe des Gymnaſiums gelehrt wird, aufgenommen werden wollen. In dieſe Gebäude des Gymnaſiums, die auch dem Rektor zur Wohnung dienet, werden alle Jahre, drey Tage nacheinander, eben diejenige Knaben des Landes, die ſich angegeben haben, daß ſie dem Vaterlande, in der Kirche dienen wollen, von den Conſiſtorialräthen ſelbſt unterſucht, und alsdenn, wenn die Prüfungen vorbey ſind, eine Anzahl von zwanzig bis fünf und zwanzig der älteſten und tauglichſten, die nicht über funfzehn Jahre alt ſeyn dürfen, in eines der vier Klöſter, deren ich ſchon mehrmalen Meldung gethan habe, aufgenommen. Einer von den Profeſſoren an dieſem Gymnaſium iſt auch Prediger an der Stifts- oder Hauptpfarrkirche in Stutgardt, wo er jede Mittwoche zu predigen hat. In dieſer Kirche muß alle Tage, kraft einer alten Verordnung, Gottesdienſt gehalten werden. Man ſieht den meiſten Verſammlungen in dieſem Gotteshauſe das alte Herkommen an, da oft, beſonders in der Woche, nicht zehen Perſonen zugegen ſind.

Der Hauptprediger dieſer Kirche iſt immer ein Mitglied des Herzoglichen Conſiſtoriums. Eine Bedienung, die zwar ſehr mühſam, aber auch einträglich iſt. Der berühmte **Faber**, der vorher Profeſſor der Gottesgelehrſamkeit in Tübingen war, auch ehemal einen Ruf zum Seniorat in Frankfurt am Mayn erhalten hatte, aber ſolchen ausſchlagen mußte, weil ihn der Herzog und die Univerſität als einen Mann von ſeltener Gelehrſamkeit und Verdienſten nicht entlaſſen wollte, ſtunde auch als Stiftsprediger an dieſer Kirche, wurde aber bald zur Oberhofpredigerſtelle berufen, in der er auch geſtorben iſt.

Von **Privatbibliotheken**, die in Stutgardt angetroffen werden, iſt diejenige, die der Herzogliche Geheime Rath **Frommann**, Director des Conſiſtoriums beſizt, die zahlreichſte und koſtbarſte. Schade ſollte es ſeyn, wenn ſie nach ſeinem Tode nicht zu einer öffentlichen Bücherſammlung gekauft würde, wenn anders ſeine Erben ſolche nicht ſelbſt behalten wollen oder benuzen können. Die **Herzogliche** Bibliothek beſteht aus einem auſſerordentlich großen Vorrath, der erſt kurz durch Ankaufung einer nahmhaften und koſt-

haren Sammlung von Bibeln dergeſtalt vermehrt worden iſt, daß ſie unter den wichtigſten Deutſchlands einen vorzüglichen Plaz behaupten kann.

In Stutgardt wurde ich von einem Freund, mit dem ich in Leipzig bekannt worden war, und dem ich einige Meilen von dort aus Geſellſchaft auf der Reiſe geleiſtet hatte, in einem Gaſthof zum Abendeſſen eingeladen, wo ich eine ungewöhnliche Menge von Geiſtlichen des Landes antraf. Man ſagte mir, dieſer Gaſthof habe den Namen der geiſtlichen Herberge, weil die Mitglieder dieſes Ordens, wenn ſie Verrichtungen haben, nach Stutgart kommen, oder von den Obern dahin berufen werden, und nicht eben Freunde und Verwandte in der Reſidenz haben, von denen ſie aufgenommen werden könnten, hier gewöhnlich ihren Abſtand nehmen. Ich fand hier Gelegenheit, mit gelehrten und wakern Männern bekannt zu werden, ſo daß ich für die Geiſtlichkeit des Landes ſehr eingenommen wurde. Es waren auch Beamte des Landes in der Geſellſchaft, deren einer mit einem Paſtor bald, nachdem wir uns zum Speiſen niedergeſezt hatten, in eine etwas hizige Unterhaltung gerieth. Der

Gegenſtand des Wortwechſels waren Beſoldungs- und Zehntenſachen. Der Geiſtliche klagte über Gewaltthätigkeit und Unrecht; und der Beamtete, aus deſſen Händen, wie ich alsbald ſchließen konnte, jener ſeinen Gehalt empfieng, über Geiz und Eigennuz der Pfaffen. Bey dieſem Ausdruk, womit er ohne Zweifel ſeinem Beweiß eine beſondere Stärke und Nachdruk zu geben glaubte, wurde die übrige Geſellſchaft etwas aufmerkſam, und der **Pfaffe** wurde bald hernach mit dem **Schreiber** vergolten; Eine Benennung, die, wie mir mein Nachbar erklärte, dem Orden derer, denen ſie ertheilt wird, eben ſo wenig zur Ehre ſeyn ſoll, als jene eines Pfaffen der Geiſtlichkeit. Nun wurden die Antworten und Gegenantworten immer lebhafter und ſpiziger. Der Beamtete glaubte ſich beym Beſize des Rechts und der Wahrheit ſo ſicher, daß er kein Bedenken trug, der Ueberlegenheit der Geiſtlichen ungeachtet, allein auf dem Kampfplaze zu ſtehen, und wider eine Menge von Widerſachern ſeine Sache zu verfechten. Einige unter dieſen ſahen dem Auftritt, von dem ſie ſich einen dem Beamteten nicht ſehr günſtigen Ausgang verſprachen, mit heimlicher

Freude zu. Unter andern bezeugte der Geiſtliche, wie ärgerlich es für Gelehrte ſeyn müſſe, ſich von ſolchen bey allen möglichen Anläſſen neken zu laſſen, deren ganze Kunſt darinn beſtehe, Federn zu ſchneiden, Dinte anzuſezen, und etliche Bogen Papiers mit heilloſem Zeug zu beſchmieren, das ihm jeder Knabe nachmachen könne, und wofür er ſich doch, als wenn er das gröſte Verdienſt gemacht hätte, mit ſchwerem Gelde bezahlen laſſe; dies war freylich deutlich genug geſprochen. Wir wollen ſehen, hieß die Antwort, ob man ſich Injurien von Leuten gefallen laſſen muß, die weiter nichts leiſten, als alle Wochen eine Predigt aus zehen Büchern zuſammen zu ſtoppeln, und doch den Pabſt in ihrem Dorfe machen wollen. Ich kann würklich nicht ſagen, auf weſſen Seite ich war, ſo ſehr mißfielen mir die Anzüglichkeiten, mit denen man von beyden Seiten nicht ſparſam war. Doch zog ſich der Beamtete am erſten zurük, ohne jedoch ſeinem Widerpart die Wahlſtatt einzuräumen: und ich ſorgte würklich, dieſes Gefechte möchte in der Hauptſache dem Pfarrer in der Folge bey ſeinem Beamteten mehr geſchadet, als genüzet haben. Halten Sie

Friede, meine Herren, rief plözlich ein Reisender, der auch mit bey der Gesellschaft war: ich finde, daß jener Recht hatte, der das Würtemberger Land das Reich der Schreiber und der Pharisäer nannte. Damit konnten beyde Theile vorlieb nehmen. Er sagte es mit einem Tone, der Begierde zu scherzen, und nicht Absicht zu schaden verrieth. Ich ließ mich nachgehends genauer über diese ganze Materie belehren, und erfuhr, daß bey allen den Vorzügen, die die Würtembergische Geistlichkeit vor der in andern Ländern hat, die sich aber doch Ausländer noch größer vorstellen, als sie würklich sind, ihr Schikal nicht sehr beneidungswürdig ist. Es soll Pfarrer geben, deren Einkünfte sehr genau, und die Naturalien, die sie beziehen, nicht einmal in niedrigen Preisen gerechnet, kaum 300 Rthlr. betragen, und die ihnen noch dazu, wenn der Beamtete, von dem sie solche einzunehmen haben, von böser Laune ist, wie das der Fall ordentlich seyn soll, so bald diese mit einem Geistlichen zu thun haben, den sie ihre Uebermacht über ihn wollen empfinden lassen, mehrmalen schwer gemacht werden. Sind Zehenden von Früchten, Erbis, Linsen, Bohnen,

Flachs, Hanf, Obſt, u. d. g. unter dieſem Gehalt, ſo haben ſie mit den Bauern zu kämpfen, die, gewöhnlich aus angeborner Ungeſchliffenheit und Abneigung vor dem Mann, den ſie für ihren Feind halten, weil er ihnen die Wahrheit ſagen, und Zucht und Ordnung handhaben muß, noch mehr aber, weil ſie von den Beamteten, die jenen aus Bosheit weis machen, der Pfarrer fordere mehr, als ihm gebühre, dazu gereizt werden, wenn ſie nur könnten den Pfarrer lieber mit den Seinen am Hungertuche nagen, als im Wohlſtand ſehen möchten. Wie unangenehm dieſes für die Geiſtlichkeit dieſes Landes ſeyn müſſe, läßt ſich auch nur daraus ermeſſen, daß die Kirchengüter in dieſem Herzogthum, die ſehr anſehnlich ſind, und ſich auf einige Tonnen Goldes belaufen, keine andere Beſtimmung haben, als zur Erhaltung derer, die ſich dem Dienſte der Kirche und der Schulen widmen: und daß nur das, was hievon übrig bleibt, zu andern, aber auch in Landesgeſezen und Verträgen deutlich beſtimmten Ausgaben, verwendet werden darf. Ob die Klagen, daß dem zuwider gehandelt werde, die die Geiſtlichkeit erhebt, gegründet ſind, weiß ich nicht. Anek-

doten iſt nicht allemal zu trauen, mit denen man ſich trägt. Die Verwaltung der Kirchengüter iſt einem eigenen Collegium in der Herzoglichen Kanzley anvertraut, das man die geiſtliche Kammer nennt, und deſſen Räthe Expeditionsräthe heiſſen. Dieſes hatte ehemal in der Perſon des durch allerhand Gerüchte gegangenen **Wittleders** einen Direktor, von deſſen Kenntniſſen und Wiſſenſchaft man ſeltſame Dinge erzählt, und von dem gewiſſe Ausdrüke noch im Lande, wenn man ſcherzen will, im Schwange gehen. Er ſtieg mit ſchnellen Schritten, von ſo niedriger Herkunft er war, zu dieſer höchſt einträglichen und angeſehenen Stelle. Die Landſtände waren ſeine Freunde nicht. Er quittirte endlich, und ſoll nach ſeinem Tode, der ihn auſſer dem Herzogthum dahingeraft hat, ein erſtaunendes Vermögen hinterlaſſen haben.

Um **Stutgardt** herum ſind ſchöne Gärten und angenehme Spaziergänge. Vor dem ſo genannten Büchſenthor iſt eine artige Allee angelegt, in der man bey angenehmer Witterung ſehr gute Geſellſchaft antreffen kann. Die Luft in der Stadt und der Gegend iſt geſund: aber mit dem Waſſer wollen die Aerzte

nicht recht zufrieden seyn. Wenn nur durch die Menge des Weins, der daselbst wächßt, diesen Mangel abgeholfen werden könnte. In einem gewissen Quartier der Stadt sollen vor Zeiten alle Jahre faule Fieber graßirt und grosse Niederlagen angerichtet haben. Die Aerzte seyen endlich auf den Gedanken gerathen, daß dieses Uebel einem nahe an der Stadt gelegenen stehenden Wasser zuzuschreiben sey. Man habe alsdenn diese Gegend ausgetroknet, und seit dieser Zeit zeigen sich nun diese Fieber nicht mehr. Die schrökliche Epidemie, die vor einem halben Jahre hier gewütet hat, soll auch eine Vorstellung der Aerzte an die Landesherrschaft veranlaßt haben, daß man die Gottesäker, deren einige innerhalb der Mauren sind, vor die Stadt hinausschaffen soll, und es soll gewillfahret worden seyn. Die Lebensart in Stutgardt ist angenehm und ungezwungen, mehr, als man in einer Residenz, die einen so glänzenden Hof hat, erwarten sollte. Pracht und Ueppigkeit sieht man hier, wie aller Orten, doch scheint dieses den Grad noch nicht erreicht zu haben, wie in andern Ländern. Der Herzog hat der Stadt auch durch die Errichtung einer neuen Messe aufzuhelfen gesucht.

auf die leztere sollen Französische Kaufleute auch Hüte à la Montgolfier mitgebracht haben. Der Herzog erfuhr es kaum, so schikte er darnach. Sie waren aber bereits bis auf einen oder zween alle verkauft. Darüber solle er sich geärgert und auf der Stelle erklärt haben: es müsse eine Kleiderordnung zu Stande kommen, damit dem schädlichen Muthwillen seiner Unterthanen, die ohne Rüksicht auf ihre Vermögensumstände sich alle neue Moden anschaffen, eingeschränket werde. Man solle schon lange mit einer solchen Verordnung, die für ein Land, das ungleich mehrere Waaren einkauft, als von ihren Produkten an andern Nationen abgiebt, und also offenbaren Schaden an baarem Geldvorrath leiden muß, nicht anders, als sehr heilsam seyn kann, umgehen. Da die Kaufleute aber scheel dazu sehen, und man dem Commerz noch mehr dadurch zu schaden glaubt, so ist es bisher unterblieben. Etwas ähnliches ist aber doch bereits zu Stande gekommen, nämlich ein Gesez, wordurch der bisher im Schwang gegangenen Uebermasse Leichenbegängnissen und in Absicht auf die Kleidung, wodurch manche Familien, oftmahlen mehr als durch den Verlust der ihnen durch

das Absterben der Ihrigen entzogenen Personen, in Betrübnis versezt werden, abgeholfen werden soll. Ich hörte darüber urtheilen, und die landesväterliche Absicht sehr rühmen, zugleich aber auch die Besorgnis äussern, daß es mit diesem, wie mit vielen andern eben so guten und heilsamen Gesezen gehen dürfte; daß sie nicht gehalten werden. Es wäre Schade, wenn diese Furcht gegründet wäre. Eine gröſſere Thorheit ist doch wohl nicht zu gedenken, als die in Ansehung dieses Gegenstandes begangen wird. Weder die lebendige, noch die verstorbenen haben von dem eingebildeten Staate, der bey den Begräbnissen, und mit Kleidern getrieben wird, den mindesten Vortheil: jene noch empfindlichen Schaden dazu. Die Frau, die einen Ehegatten verliert, ist schon geschlagen genug, daß ihr gemeiniglich ihr Unterhalt entgeht: um das Maaß des Jammers voll zu machen, muß aber nun noch so viel aufgewendet werden, daß man von dieser höchst tollen Ausgabe wohl einige Wochen oder Monate leben könnte. Man sagte mir, da von dieser Sache in einer Gesellschaft gesprochen wurde, daß die Ehegattin eines Kanzleybedienten, da dieser

mit Tode abgieng, und sie in den dürftigsten Umständen hinterließ, seinen Sarg mit rosinrothem Taffent habe ausschlagen lassen. Man hätte ihr, da sie nachgehends mit ihren Kindern hungerte, rathen sollen, den so vornehm zur Erde bestatteten Sekretär, oder wer er war, wieder ausgraben zu lassen, den Taffent aus der Baare herauszunehmen, wieder, und sollte es auch mit Schaden geschehen, zu verkaufen, und sich Brod dafür anzuschaffen. Würmer füttern, die doch nicht dafür danken, und hingegen sich selbst in Noth versezen, ist doch fürwahr nicht Klugheit, und eben so wenig Liebserweisung gegen den Verstorbenen, der wie die Würmer, auch nicht dafür dankt, und mit weit geringern auf ihn verwandten Kosten vorlieb genommen hätte. Bediente und Dienstboten werden am meisten mit der neuen Trauerordnung unzufrieden seyn. Bey diesen Leuten solle es würklich vorhin weit gegangen seyn. Mägde, z. E. durften nicht einmal ohne schwarze Handschuhe über die Gasse gehen, und auf dem Markte einzukaufen, oder Wasser zu holen. Wurde ein Haus fleißig mit Todesfällen heimgesucht, so waren das glükliche Zeitpuncte für den Bedienten,

oder

oder die Magd, die ſich ein fein Capitälchen, weil nur das erſtemal Kleider, alsdenn aber baares Geld für die Trauer mußte gegeben werden, zu ſammlen wußten: und Perſonen, die ihre Dienſte verändern wollten, oder überhaupt Dienſte ſuchten, ſahen ſich ängſtlich um ſolche Häuſer um, in denen die Aerzte einen täglichen Zutritt hatten; oder wo die Hand des Todes einen Raub nach dem andern einſammlete. Sie wiſſen mein Liebſter, daß ich ein Freund vom Beobachten bin; und daß oft die unbedeutendſte und in andrer Augen armſeeligſte Dinge Stof zu Anmerkungen, beſonders über die Sitten und Gewohnheiten andrer Länder, hergeben. Sezen Sie was ich Ihnen jezt ſage und ſagen will, in dieſe Claſſe. Wenn es Ihnen nicht auffällt, ſo fiel es mir auf, und wenn ich Unrecht habe, ſo will ich mich zurecht weiſen laſſen. Im Würtembergiſchen iſt hie und da die Mode im Trauern ſo ſtreng, daß man ſogar keine andere Geſang- und Gebetbücher in die Kirche nehmen darf, als die mit ſchwarzen Schnitten verſehen ſind. Zugleich aber erfodert die Sitte, daß man, bis die nach Geſtalt der Sachen und nach dem Grade der Verwandſchaft mit dem verſtorbe-

nen verflossene Trauerzeit vorüber ist, ja nicht singen soll. Ob die neue Würtembergische Trauerordnung auch über diese zween Umstände Maße und Erläuterung giebt, weiß ich nicht. Weil es auf die Ersparnis unnöthiger Unkosten angesehen ist, so verdiente der erste wohl, nicht übergangen zu werden. Den andern aber, der mehr die Religion anbetrift, kann man den Geistlichen überlassen. Den besten Vorschub zur Haltung dieses heilsamen Gesezes können wohl angesehene Leute geben, wenn sie sich genau darnach richten, und sich selbst keine Ausnahmen gestatten, oder solche höherer Orten ausdrüklich suchen. So bald es vornehm und ausgezeichnet läßt, den alten lächerlichen und schädlichen Schlendrian fahren zu lassen, so bald werden es die geringere den größern nachmachen, und denn hat man gewonnen. Eben dies wäre auch das einfachste und leichteste Mittel, andere dem Nahrungsstand verderbliche Unordnungen abzustellen, wenn die, auf die jedermanns Augen gerichtet sind, mit ihren Beyspielen vorangiengen. Die thörichte Nachahmungssucht stiftet unzähliges Unheil. Solte man ihr nicht auch die Richtung geben können, daß sie gutes stiftete?

Die Kaufleute, sagt man, murren sehr wi der die Einschränkung des Trauerns in Kleidern. Aber die Kaufleute sind ja doch nicht das Publikum. Und ist denn das so schwer zu begreifen, daß ihr Handel doch fortgehen wird, weil man sich immer kleiden muß, ob die Farben, in die man sich einhüllet, nun grün oder schwarz sind? Der Geistlichkeit und den Schulbedienten soll dieser neuen Verordnung gemäß nichts entgehen; es kann auch nichts billiger seyn, da diese Leute immer die lezte sind, die sich über ihre Glüksumstände freuen dürfen. Hätte der Beamtete, von dem ich Ihnen oben erzählte, das neue Gesez entwerfen müßen, wie übel würden die Pfaffen weggekommen seyn! Dieser wird gewiß, wenn er auf das Sterbebette hingestrekt wird, seinem Pfarrer keine Mühe mit dem Krankenbesuche machen, so sehr er es vielleicht bedürfte. Erklären Sie mir doch die Frage, warum Politici und Geistliche so selten gute Freunde sind? In der Katholischen Kirche ist das Räthsel bald aufgelößt. Aber in der Evangelischen ist es ein anders. Luther hat dafür redlich gesorgt, daß die Geistliche seiner Bekenntnis sich nirgends zuviel herausnehmen

dürfen. Sie sind also in keinem Stük beneidungswürdig. Rang und Einkünfte sind ihnen so mäßig zugeschnitten, daß sie den größten Theile nach mehr Mitleiden, als Mißgunst verdienen. So ist z. E. die Bedienung eines geistlichen Inspektors, oder, wie man sie nennt, Specialsuperintenden, im Herzogthum Würtemberg zwar eine mühsame und ehrenvolle, aber eben nicht desto einträglichere Stelle. Die beste soll sechzig Rthlr. oder etwas darüber betragen. Wie gar nicht reizend sind also die Aussichten für die, die sich in diesem Lande der Gottesgelehrsamkeit widmen! Und zu diesem Amte gelangen erst die wenigsten, und diese nicht bälder, als wenn sie sich dem Alter nähern, und vorher ihre besten Jahre in noch kärglicher besoldeten Aemtern, auf Pfarrn und Diakonaten, kümmerlich hingebracht haben. Ausser diesem stehen sie im Range den Stabsbeamteten der Städte nach, wo der Siz ihrer Superintendentur ist, und dies vermöge einer neueren Verordnung erst unter dem jeztregierenden Herzog, der ihren alten Amtsnamen, da sie schlechtweg Vögte, wie noch auf diese Stunde die Schultheissen auf den Dörfern im obern Theile des Her-

zogthums, auf dem Schwarzwalde, hiessen, in den Namen der Oberamtleute umschuf, und damit ihnen auch den Vorsiz vor den geistlichen Inspektoren einräumte. Die Klügere unter diesen bescheideten sich, daß der Fürst der Münze, die er präge, einen Werth geben könne, welchen er welle, und schikten sich in die Zeit. Hingegen die nunmehr erhobene überliessen sich einer ausgelassenen Freude, und glaubten daß nun erst Gerechtigkeit im Lande sey, seitdem ihnen dieser ihnen so unläugbar gebührende Vorzug zugestanden worden sey, ungeachtet viele untern ihnen, von ihrem Gewissen überzeugt wohl wußten, daß Vorrang nicht allemal Kennzeichen des Verdienstes sey, und sich erinnerten, daß sie ehmal auf der Universität von denen, auf die sie nun so stolz herabschauen, einen Unterricht genossen hatten, ohne den sie so gar in ihrem jezigen Amte sehr mittelmäßig, bey aller in Händen habenden Gewalt, figuriren würden. Die Gemahlinnen der neuen Oberamtmänner sollen sich besonders bey der Standeserhöhung ihrer Herren Gemahle wohl befunden haben. Man erzählt, daß eine von ihnen die Kinder, die sie nachher geboren, den ältern weit vorgezogen,

diese, wenn es Knaben waren, blos zu Professionisten und Handwerkern, jene aber zum Studiren, und zwar mit Ausschlus der Theologie und Medicin, bestimmt, und sich hoch vermeßen habe, ihre ältern Töchtern gleichwohl höchstens an Geistliche, die jüngere aber durchaus an niemand anders, als Oberamtleute, zu verheurathen. Sonst sollen die Superintendenten, die den Lauf der Dinge wissen, jenen ihre Vorzüge, gar gerne gönnen, und sich daran begnügen, daß sie ihre Bedienungen auf einem Wege erhalten, worüber sie mehr Neider als Mitleider haben.

Der Herzog hat übrigens, die Medisance mag sagen was sie will, und, was nur etwa von einigen oder wenigen gilt, auf alle ausdehnen, trefliche Beamtete auf dem Lande, die, wie denn dieser Fall, besonders bey den Beamtungen an den Kränzen öfters vorkommt, wenn sie mit Beamteten fremder Gebiete zu thun haben, ihrem Fürsten und Vaterlande, durch ihre vorzügliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Lebensart und Aufzug Ehre machen. Die verstorbene Oberamtmänner, **Faber**, von Nürtingen, und **Müller**, von Sulz am Nekar, haben sich durch kameralistische Vor-

schläge zu Verbesserung des Commerzes und Nahrungsstandes, zur Abstellung des Gassenbettels, auch durch würkliche Ausführung einiger derselben ausgezeichnete Verdienste um ihre Amtsuntergebene, ja um ihr ganzes Vaterland erworben. Und man rühmt noch auf diese Stunde als etwas sehr nachahmungswürdiges besonders den rühmlichen Eifer des ersten, jeder der ihm untergeordneten Bürger, auf die er alle ein wachsames Auge hatte, wenn er erfuhr, daß er auf unordentlichen, und für sich, seine Familie, und andere, verderblichen Wegen gienge, auf alle mögliche Weise zu retten, und vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, welches ihm auch dergestalt gelungen ist, daß noch sehr viele, die ihm ihre Erhaltung zu danken haben, seine Asche mit Thränen seegnen. Das sind wahre Väter ihrer Bürger; und diese können auch auf den Beyfall der Fürsten, der jeden seiner Diener ganz genau kennt, sicher rechnen. Nicht alle glauben freylich, diesen würdigen Beruf zu haben, und halten es für bequemer, es beym nächsten bewenden zu lassen. Andere fehlen, aus Mißkenntnis ihres Amts, daß sie gar zu pünktlich führen wollen. So war eben

in den Tagen, da ich mich in Stutgardt aufhielt, ein gewisser erst kurz ins Amt gekommener Oberamtmann der Gegenstand oder Gespräche in allen Gesellschaften, in die ich kam, der die Aufsicht über seine Bürger so weit trieb, daß er den Einfall hatte, das Vermögen eines jeden, auch solcher, die im besten Rufe, als gute Haushälter waren, vom Amtswegen durch den Stadtsekretär aufschreiben zu lassen. Die Operation wurde würklich angefangen, und entweder traf es gerade einen, bey dem die Ausführung dieses Unternehmens, als einem Verschwender, anschlug und nothwendig war; oder einen, der die Befehle und Vorkehrungen seines Oberamtmanns für Orakel hielte, denen man sich ohne eine der Gotteslästerung, oder wenigstens dem Laster der beleidigten Majestät ähnliche Sünde zu begehen, nicht widersezen dürfe. Kurz durch den glüklichen und erwünschten Fortgang, seiner genommenen patriotischen Maßregeln aufgemuntert, fuhr er fort, um das wichtige Geschäfte, auf dem er nun, als auf einem sichern Grunde, das grosse Gebäude der Beglükung seiner Amtsuntergebenen aufführen wolte, je bälder, je lieber zu Ende zu bringen. Aber

die Sache gerieth zum Unglük plözlich ins Steken. Ein Bürger, der Einsicht in den Umfang des Amts seines Vorgesezten, und ein gures Gewissen in Ansehung seiner häuslichen Umstände, hatte, war so kühn, sich diesem allzugeschäftigen Manne zu widersezen, und da er der Gewalt nicht widerstehen konnte, sich an den Landesherrn zu wenden. Der Herzog, der weit entfernt ist, seine Unterthanen den ihm und seinen hohen Collegien nachgesezten Obrigkeiten zur Willkühr und zum Raube zu überlassen, säumte nicht, Gerechtigkeit zu administriren: der allzu geschäftige Oberamtmann wurde zur Verantwortung gezogen, und ihm unter derben Verweisen auferlegt nicht über das Ziel seiner ihm anbefolnen Amtlichen Verrichtungen hinauszugehen, indem er auch ohne selbsterwählte Anordnungen, jede Stunde, um seiner Pflicht getreu zu seyn, etwas nüzliches zu thun vor sich finden würde. So geht es, der eine thut zuviel, der andere, um sich keine Verantwortung zuzuziehen, zu wenig: macht sich lieber vergnügte Tage, hängt sein Amt an andere, und läßt sich doch dafür bezahlen, als ob er der geschäftigste wäre — Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Wer Ludwigsburg, die in öffentlichen Schriften die zweyte Residenz des Herzogs, und dritte Hauptstadt des Herzogthums genannt wird, gesehen hat, und mit Stuttgardt vergleicht, wird sich über die Eifersucht dieser zwo Städte gegen einander nicht wundern, welche von beeden den Landesherrn am meisten reizen könne, sein Hoflager bey ihr aufzuschlagen. Der ersten ist es schon unter zween Regenten gelungen, über ihre Mitbuhlerin zu siegen, und je nachdem sich die Umstände ändern, könnte sich der Fall unter folgenden Regierungen noch öfter zutragen. Die Stadt selbst hat ungezweifelte Vorzüge in Ansehung der Anmuth der Lage, der Regelmäßigkeit der Bauart, der Breite der Strassen, der Schönheit der Gebäude im Ganzen genommen, vor Stuttgardt. Und Eberhardt Ludwig, der Erbauer derselben, von dessen Absichten bey dieser Unternehmung die geheime Geschichte, so wie von seinem Schwager, dem Marggrafen von Baden-Durlach, Carl Wilhelm, der Carlsruhe erbaut hat, vieles zu erzählen weiß, würde

ſich ſehr verwundern, wenn er wieder aufſtehen und ſehen ſollte, welch einen Zuwachs an Schönheit dieſe ſeine Geliebte unter ſeinem Nachfolger, dem gegenwärtig regierenden Herzog, erhalten hat. Sie liegt eine ſtarke Meile von Stuttgardt, und ein großer Theil dieſes Weges iſt zu der Zeit, da Ludwigsburg noch der Lieblingsſiz des Herzogs war, zu beyden Seiten mit Lindenbäumen beſezt worden. Sie hat ungefehr 8000 Einwohner, von denen ein großer Theil ſich vom Feldbau nährt, denn das Land um die Stadt herum, und in der Nähe derſelben, iſt ungemein fruchtbar und mit Gärten, Wieſen, Aekern, Weinbergen recht beſäet, und ſie haben deſto mehr Urſache zu dieſer Lebensart, da durch die Entziehung des Hofes ihnen auch die Mittel, ihre Nahrung auf andere Weiſe zu ſuchen, entgangen ſind. Die Stadt iſt an den meiſten Orten ſehr gut gepflaſtert, und es iſt auch angefangen worden, ſie mit einer Mauer zu umgeben, die aber, bis ſie fertig iſt, groſſe Summen koſten wird, weil der Umkreiß der Stadt nicht ſo wohl viele Häuſer, als ſehr viele noch unbebaute Pläze in ſich ſchließt. Der Stifter that alles, ſie anſehnlich zu ver-

gröſſern, und wuſte ſogar viele von den Kanzleybedienten in Stutgardt dahin zu vermögen, daß ſie Häuſer bauten, da denn ein groſſer Theil der Collegien der Kanzley dahin verlegt würde. Da die Stadt im Geſchrey war, daß Luft, Waſſer und Erde daſelbſt nicht geſund ſey, ſo gieng dieſes nicht ohne groſſe Widerſprüche ab: die meiſten aber entſchloſſen ſich doch, theils aus Furcht vor der Herzoglichen Ungnade, theils in der Hofnung, ſich deſto angenehmer zu machen, zu dieſer Wanderung. Allein die Herrlichkeit währte nicht lange. Der Herzog ſtarb in wenig Jahren, und der neue Landesherr wollte den Antritt ſeiner Regierung zum Wohlgefallen der Innwohner von Stutgardt damit auszeichnen, daß er die Sache gröſtentheils in den alten Stand ſtellte. Deſſen älteſter Prinz und Nachfolger, der jezt regierende Herzog, vollendete, was jener angefangen hatte. Doch nach einigen Jahren hatte Ludwigsburg, da Stutgardt die Gnade des Herzogs verſcherzt hatte, abermal das Glük, der Siz des Hofes zu ſeyn. Der Herzog machte ſichs zur gröſten Angelegenheit, dieſe Stadt zu erweitern und zu verſchönern. Er legte eine eigene Straſſe an, die er nach

ſeinem Namen die Carlsſtadt nennte: forderte, unter Anbietung groſſer Vortheile, die Bürger aus allen Gegenden des Landes auf, Häuſer daſelbſt zu bauen. Es gerieth, und die Stadt erhielt dadurch einen anſehnlichen Zuwachs. Allein es fehlte doch an Nahrung. Und da noch die Erbauung von Grafeneck, von der Solitude und von Hohenheim dazu und dazwiſchen kam, ſo verſchwand die Hofnung je länger je mehr, Ludwigsburg in einem recht blühenden Zuſtande zu ſehen, und die Einwohner müſſen ſich nun an dem, das da iſt, begnügen laſſen, und auf beſſere Zeiten hoffen, die ihnen, bey der unaufhörlichen Abwechslung der menſchlichen Dinge nicht abgeſprochen ſind, und kommen können, wenn man es am wenigſten vermuthet.

In Ludwigsburg iſt ein Waiſenhaus, ein Zucht- und Arbeitshaus, eine Porcellan- und Bijouterie-Fabrike. Das Waiſenhaus iſt ein anſehnliches und ſchönes Gebäude; nur Schade, daß es dem löblichen und menſchenfreundlichen Inſtitut an genugſamen Einkünften fehlt, woran ihm das in Stutgardt, das ſehr wichtige Zuflüſſe hat, weit überlegen iſt. Das Zuchthaus iſt immer ſehr wohl beſezt,

und beſſer, als man in einem ſo wohl eingerichteten Staate, als das Herzogthum Würtemberg iſt, erwarten ſollte. Zu dem Waiſen-, Zucht- und Arbeitshauſe müſſen von allen Orten des ganzen Landes jährlich gewiſſe Gelder eingeſandt werden, z. E. das, was an den Buß- und Beträgen, die alle vier Wochen des Freytags im Herzogthum gehalten werden, von denen, die aus der Kirche gehen, in die vor die Thüren der Kirchen geſtellte Beken gelegt wird: von jeder Hochzeit, die gehalten wird, muß ein gewiſſes abgegeben werden: ein jeder, der ein Amt bekömmt, muß vor dem Antritt deſſelben ein gewiſſes dahin bezahlen. In der Tuchmanufaktur werden unter andern auch diejenige Tücher verfertiget, die zu den Kleidungen der Stipendiaten in den vier Klöſtern des Landes gebraucht werden; da ein jeder derſelben alle Jahre einen Rok, Beinkleider und eine Kutte, alles von ſchwarzer Farbe, erhält. Es werden aber auch hier etwas feinere, beſonders Halbtücher verarbeitet, bey denen man ſchönen Verſchluß hat, und wozu eine beſſere Wolle, als man im Lande hat, auswärts gekauft wird. In der ſogenannten Bijouterie-

Fabrike, die erſt vor ein paar Jahren hier errichtet worden iſt, werden allerhand artige Dinge, Ringe, Ohrengehänge, Sakuhren, u. d. gl. in ſehr annehmlichen Preiſen verfertiget, und man ſoll Mittel und Wege gefunden haben, vieles davon ins Ausland zu verſchließen. Die Porcellanfabrike iſt ſehr ſehenswürdig. Man trift daſelbſt Arbeiten an, die in Anſehung der Malerey große Vorzüge haben. Nur heißt es, fehle es den Arbeitern noch an gewiſſen Handgriffen, um es auf einen noch höhern Grad der Schönheit zu bringen. Vielleicht liegt der Fehler an der Erde. Wenn es aber ſchon von dem Meißniſchen Porcellan in manchem Betracht übertroffen wird, ſo iſt es doch immer von der Art, daß Würtemberg Ehre davon hat.

Die Häuſer ſind ſeit geraumer Zeit, beſonders, ſeitdem der Hof wieder in Stutgardt iſt, im Preis ungemein gefallen; und im ganzen Lande iſt ohne Zweifel nirgends wohlfeiler zu leben, als hier. Auf den Straſſen ſieht man ſelten einen Menſchen. Auch ſogar die Miliz, die noch da iſt, giebt der Stadt wenige Lebhaftigkeit. Die Stadtkirche iſt ein artiges Gebäude, an der ein Superintendent und

zween Diakoni stehen. Vor einigen Jahren sollte auch eine Art von Gymnasium hier errichtet werden. Es wollte sich aber damit nicht schiken. Der Professor, der angestellt ist, hat oft nur einen oder zween Auditores. Uebrigens ist die Schule in gutem Rufe, wie denn eben in dieser Rükſicht, wie ich Ihnen in einem andern Briefe sagen werde, Würtemberg einen groſſen Vorzug vor andern Ländern hat.

Das Herzogliche Schloß, das viel tiefer liegt, als die Stadt, ist zuverläßig eines der schönsten Gebäude in Deutschland, und man mag an das in Stutgardt wenden, was man will, so wird es jenem nicht gleich kommen. Zween Italiänische Baumeister, **Retti** und **Frisoni**, haben ihre Kunst daran gezeigt, und alles daran erschöpft, was nur, um es zu einem vortreflichen und bewundernswürdigen Schlosse zu machen, erfordert werden konnte. Man findet in demselben die schönsten Gemälde von den besten Meistern. Hauptsächlich ist die Gemälde-Gallerie zu rühmen, die wenige ihres gleichen hat. Der Garten ist von groſſer Schönheit. Je genauer ich die ganze Anlage und die Theile des Schlosses betrachtete,

deſto mehr verwunderte ich mich, daß es nun ſo verlaſſen da ſtehen ſollte. Eine kleine Meile von Ludwigsburg iſt auf einem ziemlich hohen Berge die Veſtung Aſperg; unten aber am Fuße des Berges ein ſehr ſchöner Fleken gleiches Namens. Auf jenem hat der berühmte vor nicht gar langer Zeit verſtorbene General-Major **von Rieger**, ein Mann, deſſen Schikſaale ſehr ſonderbar waren, indem er von einer hohen Stufe des Glüks, auf die er als ein Günſtling des Herzogs erhoben wurde, plözlich herunter ſank, ein langwüriges Gefängnis ausſtehen mußte, alsdenn aber doch wieder zu Gnaden kam, und die Commandantenſtelle in Aſperg, bald darauf auch den Charakter als Generalmajor erhielt, viele ſchöne Einrichtungen gemacht hat, ſo daß ſich die Veſtung gegen vorigen Jahren nicht mehr gleich ſieht. Er hat ein kleines Comödienhaus daſelbſt errichten laſſen, bey dem der durch ſeine ſchöne Gaben und Wiſſenſchaft in der Dicht- und Tonkunſt, aber auch durch ſeine nicht allzumoraliſche Lebensart in Schwaben bekannte **M. Schubart**, der ein Gefangener auf der Veſtung iſt, gute Dienſte thut. Das mag ihm eine erwünſchte Gelegenheit ſeyn, ſich

seinen Arrest erträglich zu machen, von dem er übrigens, wie man behaupten will, bälder nicht, als nach seinem Tode, befreyet zu werden, Hofnung hat. Hier hat er endlich, da er vorher immer unstät und flüchtig war, eine bleibende Stätte gefunden, zu der ihm der Herzog verholfen hat, der sich, man weiß eigentlich nicht, um was für eines Verbrechens willen, durch einen seiner Beamteten an der Gränze des Landes seiner zu bemächtigen wußte. Wenn alles wahr ist, was man von ihm erzählt, so darf er nicht über die Strenge seines Schiksaals klagen. So ein vortreflicher Meister er auf dem Klaviere und der Orgel ist, und selbst auch komponirt; so eine glükliche Anlage und grosse Talente er zur Dichtkunst besizt, wovon er Beweise in seinen Todesgesängen gegeben hat, so zweydeutig sollen seine Grundsäze und seine mit diesen ganz harmonische Lebensart gewesen seyn, ehe er durch seinen Arrest Veranlassung bekam, über sich selbst nachzudenken. In Ludwigsburg war er Direktor und Organiste, gab Unterricht auf dem Klaviere, und hielt sogar auch Officieren in den schönen, in den historischen und philosophischen Wissenschaften Vor-

leſungen, in denen er aber auf gut Glük manches deklamirte, das nicht Stich hielt, und gelegenheitlich mit unter Lehrſäze einfließen ließ, die für Religion, Tugend und gute Sitten gefährlich waren. Sein Wandel war nicht der unanſtößigſte, beſonders in einem gewiſſen Punkt; am meiſten aber machte er ſich mit ſeiner loſen Zunge jedermann fürchterlich. Seines Bleibens war nun nicht mehr in Ludwigsburg. Er wandte ſich alſo nach Ulm, und ſchrieb daſelbſt die **deutſche Chronik**, eine Zeitung, die ſehr vielen Beyfall gefunden hat. Und von Ulm aus wurde er dem Herzog von Würtemberg in die Hände geſpielt, der ihn nun ſehr wohl aufgehoben, und ihm genugſame Friſt verſchaft hat, nüchtern zu werden. Man kann dieſen Mann nicht ſehen, wenn man weiß, wie viel er bey weiſerem Gebrauch ſeiner treflichen Gaben leiſten könnte, ohne wahres Mitleiden mit ihm zu haben, nicht deswegen, weil er ſeiner Freyheit beraubt iſt: wenn er ſie zu gebrauchen gewußt hätte, ſo würde er in dieſen großen Verfall nicht gerathen ſeyn — ſondern weil er das gemeine Weſen um einen Mann gebracht hat, der ihm bey einer regelmäßigern Aufführung hätte un-

gemein nüzlich werden können. Der Herzog hat seine Frau und Kinder versorgt, so, daß sie nun weit glüklicher sind, als da sie noch Ehegatten und Vater hatten.

Die Gegend um **Asperg** ist auch eine von denen, die sehr guten Weinwachs hat. Da ich **Ihnen** oben von dem Weinbau im **Würtembergischen** schriebe, so vergaß ich das als einen Beweis der Güte der Nekarweine anzuführen, daß ehemal manche Fässer davon an den Beichtvater Kaiser **Ferdinands II.** den P. **Lamormain**, von Würtemberg aus zum Präsent gemacht worden sind, und daß man große Ehre damit eingelegt hat. In Wien versteht man gewiß, was gute Weine sind, da nicht nur Oesterreich selber zeuget, sondern die Ungarische Weine dort gut zu haben sind. Eine kleine halbe Meile von **Asperg** liegt das Städtchen **Gröningen**, das an und vor sich, ausser seiner anmuthigen Lage und Fruchtbarkeit nicht viel bedeutet, aber der Schäferzunft im Lande desto wichtiger ist, die alle Jahre nach der Ernde daselbst sich versammelt, und eine Feyerlichkeit anstellt, bey der es nie an Zuschauern, die aus allen Eken herbeyeilen, fehlet. Die Schäfer halten einen

Tanz in dem Schloßhofe, oder dem Hofe des Beamteten. Ein Frauenzimmer aber, das nicht Luſt hat, mitzutanzen, ſolle ſich ja dabey nicht bliken laſſen. Denn wenn einer von den anweſenden Schäfern Luſt hätte, ſie zu einer Parthie aufzufordern, ſo dürfte ſie es, ohne ſich großen Unannehmlichkeiten auszuſezen, nicht abſchlagen. Wollen Sie genauere Nachrichten von dieſer Feyerlichkeit haben, ſo leſen Sie den kleinen Roman: **Hartmann, eine Kloſtergeſchichte**, und Sie werden reichlich befriediget werden. Mir werden Sie wohl die Güte haben, es nicht zuzumuthen, Ihnen alles bis auf das geringſte zu beſchreiben. Ich wollte von **Ludwigsburg** nach **Vaihingen an der Enz**, einer artigen Landſtadt reiſen. Der Weg führte mich über **Gröningen**, und das Schikſal wollte, daß ich ein Augenzeuge von dem Gewühle in dieſem Städtchen ſeyn mußte, wobey ich mich doch nicht genug verwundern konnte, Leute anzutreffen, deren Stande ich eine beſſere Gedenkungsart, als an ſolchen kleinſtädtiſchen Dingen eine Freude zu haben, zugetraut hätte. **Vaihingen** hatte wenige Tage vorher, ehe ich daſelbſt ankam, das Unglük gehabt, eine ſehr gefährliche

Feuersbrunst zu sehen, die nun in keinen zwey vollen Jahren die vierte in diesem Lande ist. Die Würtemberger sind in desto größerer Verlegenheit über diese gehäufte Unglüksfälle, da die Abgaben der Einwohner an die Brandassecurationscasse, die vor zehen oder zwölf Jahren errichtet worden ist, zu häufig vorkommen, und also dem Publico sehr zur Last fallen müssen. Vor zwey Jahren wurde **Göppingen**, eine der besten Würtenbergischen Landstädte, durch einen Feuerstral in wenig Stunden bis auf wenige Häuser in die Asche gelegt. Der Schade wurde an Häusern, die Meublen ausgenommen, auf 400 — 500000 fl. geschäzt. Gerade ein halb Jahr darnach kam durch Achtlosigkeit in **Neuenburg**, einem an den Gränzen von Marggrafthum Baden gelegenen Städtchen, Feuer aus, das gegen siebenzig Gebäude verzehrte. Nicht gar lange nach diesem brannte beynahe ein ganzer ansehnlicher Marktfleken, eine Meile von Tübingen, **Gükstein** ab: und nun kommt dieser Schade in **Vaihingen** dazu. Man hat mich versichert, daß dieses alles zusammen wohl mehr, als acht Tonnen Goldes ausmachen könne, die die Besizer eigener Häuser, und

die Landesherrliche Cassen, weil auch diese, um der herrschaftlichen Gebäude willen, zu dieser Anstalt etwas beyzutragen haben, bezalen müssen. Die Einrichtung ist, um es Ihnen so kurz als möglich zu sagen, diese: Die Brandversicherungscasse, wenn man sie anders so nennen will, hat keine beständige Baarschaft, sondern sie existirt gleichsam nur, so oft ein Fall existirt, daß man ihrer bedarf. Alle Häuser der Einwohner, die herrschaftliche und öffentliche Gebäude, die den Gemeinen zugehören, die Kirchen ausgenommen, sind nach ihrem wahren Werthe geschäzt. Im Anfang hienge es von dem Besizer ab, sie nach eigenem Belieben zu tariren. Allein, da man merkte, daß Eigennuz und Vortheilhaftigkeit sich gerne darein mischten, und der eine Bürger sein Haus zu geringe anschlug, um bey einem vorkommenden Brand einem andern nicht so viel bezalen zu dürfen; oder zu hoch, um wenn sein Haus im Rauch aufgienge, eine desto größere, und den wahren Werth seines abgebrannten Hauses übersteigende Summe von andern zu beziehen; so ist die Verfügung getroffen worden, um allen Unlauterkeiten vorzubeugen, daß der Anschlag der Häuser

von den Ortsobrigkeiten gemacht werden muß, die dazu angewiesen sind, daß sie hierin pflichtmäßig und nach bessern Wissen und Gewissen verfahren sollen. Brennt nun z. E. ein Gebäude ab, das auf 3000 Rthlr. geschäzt ist, so werden dem Eigenthümer diese 3000 Rthlr. bezahlt, die auf alle Einwohner des ganzen Landes, überhaupt auf alle diejenige derenGebäude versichert sind, und zwar so umgelegt werden, daß jeder ein gewisses von hundert Rthlrn, je nachdem sein Haus einen höhern oder geringern Werth hat, bezalen muß. So tragen die landesherrliche Cassen, z. E. bey der Rentcammer, bey der geistlichen Cammer, die Cassen der Gemeinden, auch das ihre dazu bey, weil, wenn Gebäude, die diesen zugehören, Wohnungen des Beamteten, der Geistlichen, der Orts Vorsteher, abbrennen, abermal die Bürger das ihrige zu Wiederaufbauung dieser concurriren müssen. Die Anstalt ist vortreflich, und die Hülfe, die den Unglüklichen auf diese Weise wiederfährt, erwünscht und preiswürdig. Aber, da dergleichen Gelder nur eingezogen werden, wenn würklich Feuersbrünnste vorkommen, und, wie ich Ihnen bereits gemeldet habe, keine

beſtändige, mit Baarſchaften verſehene Caſſe hierzu vorhanden iſt; ſo iſt leicht zu erachten, wie drükend dieſe Abgabe für die Contribuenten ſeyn müſſe, die nun auf einmal bezalen ſollen, was ſie natürlicher Weiſe in zehen bis zwölf Jahren, ohne Beſchwernis hätten abtragen dürfen, weil es nach und nach geſchehen wäre. Man hätte Urſache, es um des gemeinen Beſten willen ſehr zu bedauren, wenn dieſes auf die Berathung derer, die von einem ſolchen Unglüke betroffen werden, abgeſehene Inſtitut ſcheitern ſollte. Der Pöbel ſolle freylich, eben um der gehäuften Beyträge willen, die ihm abgefordert werden, ſehr aufgebracht ſeyn. Die Obrigkeit wird aber hoffentlich ins Mittel zu treten, und ſolche Verfügungen zu machen wiſſen, daß die heilſame Anſtalt eher recht feſte gegründet und aufrecht erhalten, als unterbrochen oder gar zerſtöret werde. Die Beſorgnis, die einige der Landes Einwohner, ſo wie auch Auswärtige, haben, daß durch dieſe Aſſecuration der Eifer im löſchen des Feuers geſchwächt, und nur auf die Rettung der Meublen, weil dieſe keine Vergütung erhalten, geſehen werden möchte, gehet, dünkt mich, etwas zu weit. Wenn

die Feuerlöschungsanstalten, die an und für sich sehr gut sind, von den Vorstehern so, wie es seyn soll, vollzogen werden, — und daß das geschehe, dies hangt ja nur von dem Landesherrn ab, der nicht nur befehlen, sondern auch seinen Befehlen durch scharfe Strafen im Uebertretungsfall Nachdruk geben kann, — so ist man auf dieser Seite gesichert. Bey allen, auch den besten Anstalten, giebt es Einwürfe und Schwierigkeiten. Wollte man auf diese zu viel achten, so würde manches unterbleiben müssen, das von unläugbar grossem Einfluß auf das gemeine Beste ist. Genaue Wachsamkeit, und, so viel in menschlichen Kräften steht, sorgfältige Verhütung der Feuersgefahr, steht freylich auch hier oben an: und hieher möchte ich wohl auch die Wetterableiter rechnen, die doch nach und nach mehr Beyfall finden, je mehr sich das Vorurtheil verliert, daß es etwas sündliches seye, weil man dadurch der Vorsehung gleichsam die Hände binden wolle. Es ist in gewisser Masse damit, wie mit der Einpfropfung der Poken. Manche werden sich wohl nicht wollen belehren lassen, wie es auch hierinn geschehen ist. Was liegt aber daran? Man lasse sie murren und

ſchreyen, und thue, was geſunde Vernunft und zuverläßige Erfahrung anrathen. Die Brandverſicherungsanſtalt fand im Anfang auch Widerſpruch. Man ließe ſich ſolchen aber nicht irren. Daß ſie bey vernünftigen Leuten Widerſpruch ſolle gefunden haben, glaube ich nicht: und der Reiſende, der im Ausland verſichert hat, daß, da die Sache bey den Landſtänden des Herzogthums Würtemberg in Ueberlegung genommen worden ſey, ein Prälat aus dieſem Grunde ſich der Errichtung dieſer Anſtalt widerſezt habe, weil ja ſonſt der liebe Gott nicht mehr ſtrafen könne, wollte entweder denen, denen er dies aufheftete, etwas zu lachen geben; oder er hat die Einwendung mißverſtanden. Wenn die Sache an ſich ihre Richtigkeit haben ſollte, welches aber noch nicht erwieſen iſt, ſo war der Sinn dieſer verneinenden Stimme ohne Zweifel kein anderer, als dieſer: Der Prälat hatte gewiſſe Gründe wieder die Brandverſicherung, die er offenherzig zu ſagen, eben nicht für rathſam hielt. Da man ihm die Wohlthätigkeit des Inſtituts entgegen ſezte, ſo wendete er ein, daß wenn es auch durchgeſezt werden ſollte, man doch der göttlichen Strafge-

rechtigkeit nicht überall würde entgehen können. Klingt nun diese Erklärung, in ihrem ganzen und wahren Zusammenhange noch abgeschmakt und so, daß man daraus den Erweiß herleiten dürfte: es seye ein Unglük für eine Provinz, worinn die Landstände auch etwas zu sagen haben, und wo also die Regierungsform aristokratisch seyn; noch mehr aber wo auch Geistliche Theil an dieser Regierung haben?

Es wurde mir in Stutgardt erzählt, daß, nachdem die Brandversicherungsanstalt zu Stande gekommen, Vorschläge geschehen seyen, ähnliche Anstalten bey Wetterschlag, Ueberschwemmungen, Erfrieren der Weinberge, u. d. gl. vorzukehren. Die Schwierigkeiten seyen aber bey genauerer Untersuchung so groß befunden worden, daß man nun nicht weiter daran denke. Dies ist auch sehr begreiflich. Es ist mit den Grundstüken, nicht, wie mit den Häusern. Der Werth dieser bleibt immer festgesezt, da hingegen Aeker, Wiesen, Weinberge nicht alle Jahre im Ertrag gleich sind. Dieser müßte also jedes Jahr aufs neue berechnet werden, und, anderer Bedenklichkeiten nicht zu gedenken, welche

groſſe Koſten, dies verurſachen würde, läſſet ſich leicht erachten. Ich weiß nicht, ob Würtemberg ſeinem groſſen und würdigen Landsmanne, dem Herrn **Etats Rath Moſer**, den Vorſchlag der Brandaſſecuration zu danken hat; aber dis iſt zuverläßig, daß er den vortreflichen Gedanken gehabt hat, eine allgemeine Wittwen- und Waiſencaſſe zu errichten, durch die bey nicht ſehr hohen Beyträgen, die Männer und Väter jährlich zu bezalen hätten, für ihre Wittwen und Waiſen nach jener Tode, wo nicht möglich — wenn die Beyträge, nicht groß ſind, ſo kann man auch keine groſſe Abgaben erwarten — doch in etwas geſorgt würde. Die Wittwen der Geiſtlichen des Herzogthums haben eine ſolche Caſſe, die vor etwa hundert Jahren ihren Anfang genommen hat. Zur Nachahmung dieſer brachte man in Vorſchlag, eine ähnliche für die Wittwen der weltlichen Beamten zu veranſtalten, die es eben ſo ſehr bedürfen, als die der Geiſtlichen. Sie wurde aber, da ſie zu Stande kam, noch allgemeiner, und ſo, daß nun jeder Einwohner, vom höchſten bis zum niedrigſten ein Mitglied derſelben werden kann, wie denn den je und je gedrukten Ver-

zeichnissen zu Folge, Geheimeräthe und Generalspersonen, aber auch Handwerker Antheil daran haben. Es sind verschiedene Klassen nach dem Alter derer, die in die Gesellschaft eintreten. Wer über 61. Jahre alt ist, wird nicht angenommen. Bey dem Eintritt muß er einen Taufschein und ein medicinisches Zeugnis beybringen, daß er gesund sey. Da es einstens geschah, daß ein Medicus einem sehr kränklichen Manne, der kurz, nachdem er sich in die Gesellschaft begeben hatte, mit Tod abgieng, ein Zeugniß ausgestellt hatte, daß er einer vollkommenen Gesundheit genieſſe, so ist höherer Orten verfügt worden, daß solche nun von den Stabsbeamteten und den Superintendenten unterschrieben werden müssen, wodurch sie erst die rechte Gültigkeit erhalten. Die Wittib, und nach deren Tode die Kinder, bis sie 18. Jahre zurük gelegt haben, bekommen nach dem Hintritt des Ehegatten oder Vaters jedes Jahr zwanzig Rthlr. oder, wenn sie die jährliche Einlage doppelt oder dreyfach bezahlen, vierzig bis sechzig Rthlr. Jene ist dieser Abgabe vollkommen angemessen. Wer zwanzig Jahre alt ist, bezalt einen oder wenn die Seinige vierzig bis sechzig Rthlr. bekommen sollen, zwei bis drei Rthlr. die von sie-

den und dreißig Jahren zwei bis vier Rthlr. die von fünf und funfzig Jahren sechs Rthlr. oder dieses doppelt und dreifach. Wer sechzig Jahre alt ist, zwanzig Rthlr.

Sie sehen aus dem, mein Liebster, was ich Ihnen hier in der Kürze schreibe, daß die Anstalt sehr einfach ist. Die jährliche Abgabe muß schlechterdings innerhalb des Jenners an den hiezu besonders aufgestellten Cassier, der ein Rath der herzoglichen geistlichen Cammer ist, eingesendet werden: den ersten Hornung wird das Geld schon nicht mehr angenommen, und man hört auf, ein Mitglied der Gesellschaft zu seyn. Diese Genauigkeit, oder Strenge, wenn man es so nennen will, ist heilsam. Sie kann unordentliche und achtlose Leute zur Aufmerksamkeit gewöhnen. Sie ist aber, um im Stande zu seyn, den Wittwen und Waisen ihre Gebühr abtragen zu können, höchst nothwendig. Ich gestehe, daß, da diese Anstalt im Würtembergischen so gut von statten geht, wie sich denn die Zahl der Liebhaber alle Jahre noch vermehrt, wie es in der That ein Räthsel ist, warum man in öffentlichen Schriften die Möglichkeit solcher Institute in Zweifel ziehen kann, und sich mit mühsamen

und immer mißlichen und höchst unzuverläßigen Berechnungen der Sterblichkeit abgeben mag. Diese leztern fallen hier gänzlich weg. Schon manche Wittwe, für die dreyßig bis funfzig Reichsthaler zu ihrem eigenen ad ihrer Kinder Unterhalt von nicht geringem Belange sind, hat dem Erfinder dieser so wohlthätigen Anstalt mit Thränen gedankt. Wollte man sich daran stoßen, daß manche bey langem Leben beträchtliche Summen von 100 Rthlrn. und darüber beytragen müssen, so dürfen sich diese ja nur mit dem Gedanken beruhigen, daß sie auf diesem Wege manche Wittwen und Waisen unterstüzen helfen; und daß sie ja glüklicher bey dieser Abgabe sind, als wenn sie durch einen frühzeitigen Tod ihre Gattinnen zu Wittwen und ihre Kinder zu Waisen machten. Ich habe mir sagen lassen, daß einige Männer sogar nach dem Tode ihrer Ehegattinnen mit der jährlichen Einlage in diese Societätscasse noch fortgefahren haben, wenn sie auch nicht einmal Kinder hatten. Eine desto rühmlichere Handlung, da sie ganz uneigennüzig ist, und nur darauf geht, auch in ihrem Theil ein so gemeinnüziges Institut aufrecht zu erhalten. Die Gesellschaft ist, wie ich aus

den bemeldeten Verzeichniſſe geſehen, zwar ſehr zahlreich: doch verwunderte ich mich, daß ſie nicht noch gröſſer iſt. Mißtrauen in die Dauer derſelben mag wohl nicht die Urſache ſeyn, da es Wittwen und Waiſen genug bezeugen können, daß pflichtmäßige Ordnung gehalten werde. Aber einige ſoll ein übelverſtandener Stolz abhalten, weil ſie nicht dafür angeſehen ſeyn wollen, daß ihre Frauen und Kinder dergleichen Beyträge bedürfen. Vielleicht wollen ſie ſich dieſes auch noch eher nachſagen laſſen, als die wahre Urſache bekennen, die ohne Zweifel, wenigſtens bey einigen — Sparſamkeit iſt. Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.

Bey wenigen Städten in Schwaben habe ich die Lage ſo anmuthig und reizend gefunden, als bey Tübingen, wohin ich von Stutgardt aus in Geſellſchaft eines Studierenden aus dem Naſſauiſchen, der eben die Univerſität beziehen wollte, gegangen bin. Die Stadt liegt zwiſchen drey der angenehmſten und fruchtbarſten Thäler, hart am Nekar. Es

sind sehr viele Weinberge in der Gegend, von denen aber die Einwohner selbst bekennen, daß die Rebstöke in denselben nicht zu den besten des Landes gehören. Die Stadt selbst ist nicht groß, aber weit volkreicher, als ihr Umfang vermuthen läßt: und die Strassen und Gebäude, die man darinn erblikt, tragen den Beweis des Alterthums und der Verschonung von Feuer an der Stirne. Ich habe viel geringere Städtchen in Schwaben und im Herzogthum Würtemberg gesehen, die weit besser gebaut sind, als Tübingen. Die Stadt hat der Universität, die eine der ältesten in ganz Deutschland ist, ihren ganzen Werth und Vorzug zu danken; und um jene sehr herabzusezen, dürfte nur der Regent sich in den Sinn kommen lassen, diese anderswohin zu verlegen. In der Revier, in der die Universitätsgebäude sind, nahe bey der Stadtkirche, einem alten und finstern Gotteshause, sieht sie noch am erträglichsten aus. Diese Schönheit aber ist etwas noch ganz neues, und ihr aus Gelegenheit der großen Feyerlichkeit des dreyhundertjährigen Jubelfestes, das vor wenigen Jahren gehalten wurde, mitgetheilet worden. Das Universitätsgebäude, in welchem, in den obern

Zimmern ſich der akademiſche Senat verſammlet, weiter unten die Diſputationen, Promotionen und öffentliche Reden gehalten werden, ganz unten aber ſich die Bibliothek befindet, fällt ſehr gut in die Augen, hat aber dieſe Verſchönerung von auſſen und die beſſere Einrichtung von innen erſt in jenem Zeitpunkt erhalten, da man um der vielen Fremden willen, die man bey der Jubelfeyer zu ſehen hoffte, vorzüglich aber wegen der Anweſenheit des Herzogs, der ſich mit einem anſehnlichen Hofſtaat einſtellte, auch diesfalls für die Ehre der Univerſität zu ſorgen ſich genöthiget fand.

Die Profeſſoren, deren in allen vier Facultäten, ohne die auſſerordentliche, ſiebzehn ſind, ſtehen hier ſehr gut, wenn ſie ſich auch mit Collegien nicht überhäufen, wozu ſie an andern Orten, um nur leben zu können, gewiß nicht immer zum Vortheil der Wiſſenſchaften und des Studirenden, gezwungen ſind. Die Univerſität iſt reichlich dotirt, und ſie haben dieſe ihnen zum Fond angewieſene Güter ſelbſt in der Verwaltung, ſo, daß ſie alſo hierinn ganz vom Hofe unabhängig ſind: ein Vorzug, deſſen ſich wenige hohe Schulen in Deutſchland rühmen können. Eben aus

jener Quelle leiten auch einige den Umſtand her, daß unter dieſen Männern, die übrigens überall in verdientem Ruhme ſtehen, die Schreibſeeligkeit keine herrſchende Leidenſchaft iſt, ſo wenig ſie es von Zeit zu Zeit an gelehrten und nüzlichen Schriften fehlen laſſen, weil bey ihnen die Urſache wegfällt, die die Federn anderer ſo oft in Bewegung ſezt, und der die gelehrte Welt ſehr oft Bücher zu danken hat, derer ſie ganz bequem und ohne allem Nachtheil entbehren könnte. Deſto mehr Zeit und wahren Fleiß wenden ſie auf ihre Vorleſungen; und, ich denke, diß iſt der Abſicht, warum ſie da ſind und ihren Gehalt genießen, weit gemäßer, auch ihren Zuhörern weit vortheilhafter, als wenn ſie, um bloß von den Verlegern gröſſe honoraria zu ziehen, mit Hintanſezung ihres eigentlichen Berufs, ſich mit Bücherſchreiben abgeben wollten.

Die Bibliothek wird von Zeit zu Zeit anſehnlich vermehrt; und es iſt, um ſolche auch den Studirenden zugänglicher und brauchbarer zu machen, nun auch ein Subbibliothekar angeſtellt, da derjenige Profeſſor, der Oberbibliothekar iſt, nicht ſo viele Muſſe hat, ſich, wie es nöthig wäre, damit abzugeben. Man

behauptet, daß ſie durch den großen Bücher-vorrath des ehemaligen Canzlers Pfaffen, der in ſeinen alten Tagen, nachdem er dieſes Amt in Tübingen 36 Jahre bekleidet hatte, erſt noch nach Gießen gieng, einen feinen Zuwachs hätte erhalten ſollen. Er wäre ihr allerdings zu gönnen geweſen; doch, da die Hofnung, wenn es anders nicht eine leere Sage war, am Ende fehlſchlug, ſo war der Verluſt auch nicht ſehr beträchtlich. Ich habe den Catalog davon in Frankfurt zu Geſichte bekommen, und verwunderte mich, daß er, da D. Pfaff einen ſehr großen Reichthum beſaß, keine Kinder hatte, noch überdiß, wie man erzählt, ſehr ſparſam gelebt hat, auch von ſeiner Bibliothek bey ſeinen Lebzeiten viel Rühmens war, vieles nicht enthielt, das man in der Sammlung eines Theologen von dieſem Range billig erwarten konnte. In einem Landſtädtchen des Herzogthums Würtemberg, in welchem er auf ſeiner Reiſe nach Gießen übernachtete, wird der Umſtand noch als eine wichtige, einem ſo großen und reichen Mann betreffende Anekdote, aufbewahrt, daß er in dem Gaſthofe acht Groſchen verzehrt habe.—

Die Universität hat nicht so viele Studirende, als **Halle, Göttingen** und **Leipzig**; aber doch gewiß mehrere, als einige andere in Deutschland, denen in der bekannten unterhaltenden Schrift: **Räsonnement über die protestantische Universitäten in Deutschland** ein sanfter Tod gewünscht wird. Daß die Stiftung von **Halle, Göttingen** und **Erlangen**, gewiß aber am meisten, von **Göttingen** der Celebrität von **Tübingen** geschadet habe, ist wohl zu begreifen: doch hat sie bey ihrer Verfassung, von allen Seiten betrachtet, diesen Abgang der Studirenden, die sich nun auf eine von jenen zu begeben pflegen, nicht sehr empfinden könne. Und doch zählt sie immer auch noch gelehrte Mitbürger aus solchen Gegenden, die Göttingen viel näher sind, als Tübingen, das sie entweder ihren berühmten Lehrern, oder auch der wohlfeileren Lebensart, oder beydem zugleich, zu danken haben mag: wiewohl lezteres doch von einigen nicht sehr gerühmt, sondern unter andern **Jen** i Tübingen hierinn noch vorgezogen wird. Die Lehrstüle werden gemeiniglich mit lauter Landeskindern besezt. Nur einige wenige haben in vielen Jahren Ausnahmen von dieser Regel ge-

macht. Aber von Lehrern, die auf andern hohen Schulen geſtanden, keine Würtemberger geweſen, und hieher berufen worden wären, hat man kein Beyſpiel, ſo wie auch davon nicht, daß hieſige Profeſſoren auf andere Univerſitäten gegangen wären; D. Förtſch, der nach Jena gieng, war ein Ausländer: Und die Laune des Canzler Pfaffs, der, nachdem er vierzig Jahre auf der hohen Schule ſeines Vaterlandes geſtanden, und das Glük gehabt hatte, in den Jahren, in denen andern kaum eine Profeſſorsſtelle anvertraut zu werden pflegt, zu der Würde eines Kanzlers erhoben zu werden, die in Tübingen überdies noch von gröſſerer Bedeutung iſt, als auf andern Univerſitäten, doch Würtemberg verlaſſen konnte, wird wohl ohne Beyſpiel bleiben. Sogar haben Tübingiſche Profeſſoren ſchon den ehrenvollen Ruf nach Göttingen ausgeſchlagen. Die vier Profeſſoren, die gegenwärtig aus Würtemberg in Göttingen ſtehen, bekleideten dieſes Amt in Tübingen nicht, den einzigen Gmelin ausgenommen, der aber nur auſſerordentlicher Profeſſor hier war. Tübingen darf ſich beydes allerdings zur Ehre rechnen. Jenes, weil es immer ein Beweis iſt, daß es

dem Herzogthum niemal an Männern fehlt, mit denen ihre hohe Schule so gut, als mit auswärtigen, berathen werden kann: und dieſes, weil diejenige, die einen Ruf ins Ausland angenommen haben, mit ſolchem Ruhme ſtehen; daß man ſie, wenn das Vaterland ſein Recht an ſie geltend machen wollte, nur ungern entlaſſen würde. Dieſen glüklichen Ueberfluß hat Würtemberg ohne Zweifel den guten Anſtalten zum Unterrichte der Jugend von den niedern Schulen an zu danken, die man, auch nichts von dem Gymnaſium in Stutgardt, den vier Klöſtern und dem theologiſchen Stifte in Tübingen zu gedenken, in andern Ländern nicht in dieſer Menge und von dieſer Güte antrift. In allen, auch ſehr kleinen Landſtädten, ſind wohl eingerichtete lateiniſche Schulen, an denen meiſtens zween, in gröſſeren Städten aber auch drey bis vier Lehrer ſtehen. Auf dieſe wird nicht nur von dem Conſiſtorium, das alle Jahre durch einen Profeſſor aus der philoſophiſchen Facultät in Tübingen, und durch den Rektor des Gymnaſiums in Stutgardt, der der erſte Profeſſor iſt, ihren Zuſtand unterſuchen läßt, ſondern auch von den geiſtlichen und weltlichen Vor-

ſtehern der Städte ſelbſt, die alle Jahre zwey-mal, im Frühling und Herbſte dieſe Schulen unterſuchen, ſehr genau geſehen. Viele unter denſelben ſind ſo gut beſtellt, daß ſie recht wohl zubereitete junge Leute der Univerſität überliefern können. Das Conſiſtorium macht ſich auch ſeit einigen Jahren beſonders eine eigene rühmliche Angelegenheit daraus, den Zuſtand derſelben durch ſorgfältige Wahl tüchtiger Lehrer, durch Verordnung beſſerer Methoden und Einführung nüzlicher Bücher, je länger, je mehr zu verbeſſern. Nur ſcheint die höchſt unvernünftige und unbillige Verachtung, in der auch in dieſem Lande, wie in andern, die Vorſteher der Schulen, ſogar bey ſolchen, von denen man richtigere Einſichten erwarten könnte, ſtehen, noch eine Hindernis zu ſeyn, daß es nicht noch beſſer iſt. Man findet eben aus dieſer Urſache nicht immer Männer, die die Verläugnung äuſſerer Vorzüge in ſo hohem Grade beſizen, daß ſie ſich gern zu einer Lebensart entſchlöſſen, bey der Geringſchäzung und Armuth ihr Antheil iſt. Wenige, die ausgenommen, die etwa in Schulen der beſten und gröſten Städte des Landes lehren, ſtehen ſo gut, als ſie auf einer ſehr

mittelmäßigen oder gar vielleicht ſchlechten Pfarre ſtehen würden. Dies und die wenige Ehre, die ſie genießen, macht, daß ſie nicht lange in der Schule außharren wollen, ſondern ſich zum Predigtamte drängen, und ſich glüklich ſchäzen, wenn ſie erhört werden; ſo wenig ſie auch in dieſem Fall, wenn man ſie nicht recht gut bedenkt, eine ihrer Bedürfnis recht angemeſſene Veränderung treffen. Die Schulen würden unfehlbar dabey am meiſten gewinnen, wenn der Fall umgekehrt wäre, und es eine Beförderung heiſſen könnte, von der Kanzel auf den Schulkatheder verpflanzt zu werden. Doch der frommen Wünſche iſt kein Ende, und unter dieſe Klaſſe mag auch dieſer gehören, bis günſtigere Zeitpunkte eintreten.

In Nürtingen, einem ſehr artigen Landſtädchen, iſt vor wenig Monathen auch, nach dem Plan der in Berlin, ſo viel es ſich thun lieſſe, eine Realſchule, hauptſächlich auf Angeben des Superintendenten Klemm daſelbſt, der eine Freude an der Erziehung und Bildung der Jugend hat, angelegt worden. Da ſie noch in ihrer Wiege iſt, ſo laßt ſich gegenwärtig nicht viel davon ſagen. Man

verſpricht ſich vieles nüzliches davon, da ſie nicht nur unter der Direction eines Mannes ſteht, dem es weder an Einſicht, noch an Betriebſamkeit fehlt; ſondern da ſie auch, in Abſicht des dazu nöthigen Geldverlags, keine Unterſtüzung hat, ohne die freylich die beſten Abſichten und die ſchönſten Einrichtungen fruchtlos ſind.

In Tübingen verdient vorzüglich das **theologiſche Stift** die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden, da man auswärts dergleichen nicht findet, und dieſe Anſtalt in der langen Zeit, da ſie beſtehet, nicht nur dem Herzogthum, ſondern auch andern Ländern eine ſchöne Anzahl brauchbarer Männer, und zwar nicht nur im geiſtlichen, ſondern auch in andern Ständen gegeben hat. Man weiß Generalsperſonen, Miniſter, Geſandte, geheime Räthe, Leibärzte, aufzuzählen, die es in ihrem ganzen Leben rühmten, in dieſem Hauſe erzogen worden zu ſeyn, wenn ſie auch ſchon von ihrer erſten Beſtimmung zum Kirchendienſte abgegangen ſind. Das Gebäude ſelbſt, worinn die Studirende die man zum Unterſchied der andern, die ſich auf ihre eigene Koſten auf der Univerſität aufhalten, Stipendiaten nennt, wohnen, und

das vor der Reformation ein Augustinerklo-
ſter war, hat gar wenige äuſſerliche, und für
die, die nur das für wichtig halten, was in
die Augen fällt, anſehende Vorzüge. Es iſt
alt, rauchigt, finſter und nicht bequem ge-
baut; auch ſo eng, daß die Studirende ſich
oft auf einem Zimmer, hauptſächlich des Win-
ters, bey zwanzig aufhalten müſſen. Von
Zeit zu Zeit wird zwar darinn gebaut: aber
dem Hauptmangel läßt ſich ſo bald und ſo
leicht nicht abhelfen, und man muß ſich da-
mit tröſten, daß, da man ſich an der bisheri-
gen Einrichtung ſchon ſo viele Jahre begnügt
habe, es auch in Zukunft ſeyn könne. Die
Stipendiaten ſtehen unter der Aufſicht zweyer
Profeſſoren der Theologie, und eines Profeſ-
ſors der Philoſophie, welche alle nahe bey
dem Stifte wohnen, und wovon allemal zween
bey dem Eſſen der Stipendiaten zugegen ſind,
um durch ihre Anweſenheit Ordnung zu erhal-
ten, Befehle zu ertheilen, oder überhaupt diß
und jenes nöthige zu verfügen. Bey jeder
Malzeit die in drey Gerichten, unter denen al-
lemal Fleiſch iſt, beſteht, und wobey den äl-
teren, das iſt, den Magiſtern der Philoſophie,
eine halbe Kanne Wein, den Jüngern aber,

die erſt aus den Klöſtern in das Stipendium gekommen ſind, nur die Helfte gegeben wird, wird von einem aus der lezten Ordnung das Gebet geſprochen; alsdenn von einem aus einer höhern Klaſſe ein Stük aus der Bibel, nach der Ordnung, und denn eine Stelle aus den ſymboliſchen Büchern der Evangeliſch lutheriſchen Kirche, auch nach der Ordnung vorgeleſen: Worauf einer von den Magiſtern die Kanzel beſteigt und eine Predigt hält, über die ihm, wenn das Eſſen vorbey iſt, von den Vorſtehern mündlich die Kritik ertheilt wird. Es wird ſehr darauf gehalten, daß ſie die Vorleſungen der Profeſſoren ohne Abbruch beſuchen: und die Verſaumniſſe werden beſtraft. Auſſer den Stunden, die ihnen, nach jedem Eſſen zwo, zu ihrer Erholung vergönnt ſind; und auſſer den Vorleſungen, ſind ſie verbunden, die Zeit nirgend anders, als in dem Stifte zuzubringen. Sie dürfen ohne Vorwiſſen und Erlaubnis der Vorſteher nicht über Nacht auſſer dem Kloſter ſeyn, nicht verreiſen, und ſich überhaupt keiner derjenigen Freyheiten bedienen, in deren Genuß ſonſt freylich manche Jünglinge das ganze Glük des akademiſchen Lebens ſezen: welches nun zwar

einem groſſen Theile ſehr beſchwerlich vorkömmt, aber doch, wenn man auf den Grund der Sache ſieht, nicht unbillig iſt, da der Landesherr, der ſie auf Koſten der geiſtlichen Kammer unterhält, und ſie dereinſt in ſeine Dienſte bey der Kirche ſeines Landes nehmen will, befugt ſeyn muß, ſolche Anſtalten vorzukehren, bey denen die Abſicht, brauchbare und tüchtige Männer zu erziehen, und die Unkoſten nicht umſonſt an ſie zu verwenden, am beſten erreicht werden kann. Auſſer den Vorleſungen der Profeſſoren der Theologie, werden alle Wochen theologiſche Prüfungen in Gegenwart der Vorſteher des Stifts durch die **Repetenten** angeſtellt. Dieſer Name zeigt hier etwas anders an, als in **Göttingen**. Sie ſind Subalternvorſteher des Stifts, die gleichſam, als die erſte Inſtanz, da ſie auch im Kloſter wohnen, über die Sitten der Stipendiaten zu wachen, und von bedeutenden Vorfällen den obern Vorſtehern Nachricht zu geben haben. Sie haben mit den Studirenden der zwo jüngſten Klaſſen, die noch nicht Magiſtri der Philoſophie ſind, Wiederholungen der philoſophiſchen Vorleſungen der Profeſſoren anzuſtellen: alle Vierteljahre Prü-

fungen mit diesen vorzunehmen, und auch die Zeugnisse, die den Stipendiaten alle Vierteljahre an das Consistorium gegeben werden, zu verfertigen. Dafür genießen sie einige Vorzüge vor den andern Stipendiaten in Absicht auf weit geringere Einschränkung der Freyheit; auch in Ansehung des Essens; und es geschieht ihnen auch die Zusage, daß sie zu seiner Zeit vor den übrigen mit bessern Bedienungen sollen versehen werden. Zu dem Studium der Theologie sind drey Jahre bestimmt; nach deren Verfluß eine ganze Klasse, die aus 25 — 30 bestehen kann, nach Stutgardt vor das Consistorium gefordert wird, um sich daselbst einer ernstlichen Prüfung ihrer Gaben und Gelehrsamkeit zu unterwerfen. — Sie müssen über einen, ihnen nur kurze aber doch zureichende Zeit vorher, gegebenen Text in der Kirche predigen; worauf in der Consistorialstube eine Unterredung mit ihnen angestellt, und von ihrer wohl oder übel auf der Universität angewandten Zeit Kundschaft eingezogen wird. Sie erhalten nach diesem Erlaubnis, bey den Geistlichen des Landes, deren keiner, ohne vorhergegangene Vergünstigung des Consistoriums, wenn er ihn schon selbst bezahlen muß, einen

solchen Gehülfen annehmen darf, in der Kirche Dienste zu thun. Einige gehen auch ausser Lande, als Hofmeister oder Informators. Denjenigen, die sich durch ausnehmende Gaben und treffliche Studien hervorthun, werden auch von der geistlichen Kammer Gelder verwilligt, um gelehrte Reisen zu machen, die aber auch von andern, ohne einen solchen Beytrag, auf eigene Kosten, doch abermal anders nicht, als wenn sie Erlaubnis dazu von dem Consistorium erhalten haben, vorgenommen werden. Ich habe mich nach verschiedenen Umständen dieses theologischen Stifts genau erkundiget, und gefunden, daß man auswärts diesfalls hin und wieder falsche und ungegründete Nachrichten hat. Man macht dieser Anstalt den Vorwurf, daß sie zu **mönchisch** seye. Ein gewisser Schriftsteller sagt es gar deutlich, daß **Tübingen** überhaupt **noch zuviel vom Kloster** habe. Durch den Augenschein bin ich vom Gegentheile belehrt worden. Genaue Aufsicht auf die Studien und das Betragen derer, die der Kirche zu dienen entschlossen sind, ist ohne Zweifel mehr Lob, als Tadel: und es haben schon grosse Männer gewünscht, daß auch in andern Ländern

dern die Kirchengütter eine so nüzliche Bestimmung möchten erhalten haben, als im Würtembergischen. In dem theologischen Stifte zu Tübingen habe ich nichts Mönchisches gefunden. Und vielleicht ist am Ende etwas Möncheren, wenn es ja so heissen kann und soll, doch noch besser, als wilde Ausgelassenheit bey jungen Theologen auf andern Universitäten, die unter dem Namen der akademischen Freyheit von manchen vertheidiget wird. Ich habe sehr artige, und gesittete junge Leute unter diesen Studirenden in Tübingen kennen gelernt, die, wenn sie schon in der feinsten Lebensart noch etwas zurüke sind, doch noch alle Tage weiter kommen können; vielleicht aber gar einen so hohen Grad derselben, als man fordern will, nicht bedürfen, und bey ihren künftigen Aemtern mehr Beschwernis, als Vortheil davon haben würden. Ein anderes Vorurtheil, mit dem man sich im Ausland von dieser Anstalt trägt, ist das, daß man glaubt, es seye eine Art von Armeninstitut, so wie die Freytische in dem Waisenhause zu Halle. Der Unterschied ist aber sehr groß und der Vorzug ist sicher auf der Seite des theologischen Stiftes. Jene sind

allerdings Arme, die ohne diese Beyhülfe den Entschlus, zu Studiren aufgeben müßten, vielleicht auch wohl mit solchen untermischt, die ohne diese Aussicht sichs nicht würden haben einfallen lassen zu studiren, weil es ihnen an Gaben und Anlage dazu fehlt, der also die gelehrte Welt auch ohne Fehl wohl entbehren könnte. Hingegen im Würtembergischen ist es ganz anders. Bey der Aufnahme in die Klöster und in das Stipendium wird bey diesen jungen Leuten ausser der Hauptsache, die freylich auf genugsamer Tüchtigkeit beruht, auch nach den Vermögensumständen der Eltern, gefragt, und von den Magistraten der Städte deswegen ein zuverläßiges Zeugnis ertheilt; da denn keine von zeitlichen Mitteln entblößte aufgenommen werden, es müßten denn ausserordentliche Köpfe seyn, die ausserdem Neigung und Trieb zum Studium der Theologie haben, und für die denn von Seiten der Obrigkeit Sorge getragen wird, daß sie durch milde Stiftungen, derer im Herzogthum fast in allen Städten zum Behuf der Studierenden, und zum Theil recht ansehnliche, vorhanden sind, unterstüzt werden. Auch sind die Söhne gemeiner Leute, z. E. der

Handwerker und Bauern, vermöge eines von nicht gar langer Zeit ausdrüklich ergangenen Rescripts aus dem Consistorium, von der Hofnung der Aufnahme in die Klöster ausgeschlossen worden, es müßten denn, wie oben von den Armen gemeldet worden, um ausgezeichneter Talente willen, auch hierinn billige Ausnahmen gemacht werden. Man findet also unter der Anzahl dieser Stipendiaten Söhne von Geheimen- und Regierungsräthen, von Prälaten, Professoren, Superintendenten, und andern in angesehenen Aemtern stehenden Personen. Und alle diese schäzen sich glüklich, ihre Söhne bey dieser Anstalt nicht nur versorgt zu sehen, sondern machen sich auch eine Ehre daraus, solche dieser Lebensart zu widmen. Es ist auch ganz ausser Zweifel, daß jeder Vater, dessen Sohn den Gesezen gemäß wandelt, und seinen Zwek vor Augen hat, ihn von dem ersten Eintritt an, in eine dieser Anstalten auf seine ganze Lebenszeit für würklich versorgt ansehen kann. Die Unkosten, die man aufzuwenden hat, sind sehr mäßig. In den niedern vier Klöstern haben die Studirende Unterricht, Wohnung, Essen, Trinken, Frühstük, Holz, Lichter, Papier, verschie-

dene Kleidungsstüke, einen Theil der Wäsche, einen Theil der Kosten, wenn sie krank werden, für Arzt, Apotheker und Chirurgum, eine Zeitlang den Unterricht in der Musik, auch sogar etwas an den Reisekosten, wenn sie in den zweymaligen Ferien des Jahrs zu den ihrigen reisen, frey. Einiges hievon fällt in dem theologischen Stifte in Tübingen weg, z. E. das Frühstük, wofür sie aber doch des Jahrs zween Rthlr. erhalten, die Kleidung, die Wäsche, Holz und Lichter. Und da mancher noch oben darein von seiner Vaterstadt, oder Familie, Stipendien genießt, ohne daß er unter die Armen gehören müßte, auf welchen Umstand bey jenen Stipendien bey weitem nicht allemal gesehen wird, so sind manche unter ihnen, die ganz feine Summen auf Bücher und gelehrte Reisen verwenden können, und weit davon entfernt sind, den Armen zu machen, und sich auf diesen oder jenen niederträchtigen Weg ihren Unterhalt zu verschaffen. Nur nimmt die Anzahl dieser jungen Leute immer noch, aller Vorkehrungen ungeachtet, solche zu vermindern, dergestalt zu, daß sie ziemlich viele Jahre erreichen, ehe sie in Aemter gesezt werden. Sie können fünf

und dreyſig bis ſechs und dreyſig Jahre alt werden. Eine Urſache hievon iſt, daß auch viele Landeskinder Theologie ſtudiren, die keine Stipendiaten ſind. Was ſoll das Conſiſtorium mit dieſen anfangen? Am Ende werden ſie doch auch bedacht, wenn ſie ſchon jenen zurükſtehen ſollten. Die Zahl der geiſtlichen Bedienungen im Lande iſt freylich groß. Man berechnet ſie, Prälaturen, Superintendenturen, Profeſſorate in Tübingen, im Gymnaſium, an der Carls hohen Schule in Stutgardt und in den Klöſtern, Pfarren, Diaconaten, Präceptoraten und Collaboraturen in den niedern Landſchulen zuſammengenommen, auf bennahe 800. Hingegen enthalten die Seminarien, in Tübingen, im Gymnaſium, in den Klöſtern, die auf den Vicariaten auf dem Lande, und die auſſer Landes auf Reiſen, oder ſonſt angeſtellt ſind, und die Rükkehr in ihr Vaterland auch nicht vergeſſen, mit gerechnet, auch nicht wenigere, als 500., und unter dieſen ſind noch nicht einmal diejenige, die aus eigenen Mitteln ſtudieren. Alle Jahre werden, ein Jahr ins andere gerechnet, durch Todesfälle 18 — 20 geiſtliche Stellen vacant; hingegen oft 25 — 30 junge Studirende in die Klöſter

und in das theologische Stipendium aufgenommen. In zehen Jahren ist der Ueberschuß schon hundert. Da kann es dann nicht fehlen: die Anzahl derer, die in geistliche Stellen gesezt werden wollen, sind zu groß; und das Ende ist, daß sie ihre besten Jahre weg haben, ehe sie berufen werden. Aus eben diesem Grunde macht auch die Landesherrschaft keine Schwierigkeit, den Stipendiaten die Erlaubnis, einen Beruf ausser Landes anzunehmen, zu ertheilen; auch eben so wenig denenjenigen, die noch in den Klöstern, oder in dem theologischen Stifte sind, unentgeldlich herauszugehen, und, wenn die Bestimmung zum geistlichen Stande nicht nach ihrem Geschmake ist, eine andere Lebensart zu ergreifen: da sonst, wenn sich diese Zöglinge durch einen schlechten Lebenswandel, oder durch Unfleiß Untüchtigkeit zuziehen, in einer Bedienung gebraucht zu werden, man sie, auch wider ihren Willen, von der übrigen Gesellschaft trennt, und sie ihrem eigenen Schikfale überläßt; in welchem Fall sie für jedes Jahr, da sie von der geistlichen Kammer unterhalten worden sind, 40 Rthlr. an eben dieselbe wieder zurükzahlen müssen. Bey ihrer Aufnahme in eine

von diesen Anstalten müssen sie sich selbst, nebst ihren Eltern und Pflegern, schriftlich gegen den Herzog verbindlich machen, die Gnade, die ihnen durch diese Aufnahme erwiesen wird, zu erkennen, sich den Unterricht, der ihnen ertheilt wird, möglichst zu Nutzen zu machen, durch gute Sitten und einen anstößigen Lebenswandel solche nicht zu verscherzen, jeden Beruf, er gehe wohin er wolle, anzunehmen, und bey der evangelischen Religion zu verbleiben: im widrigen Fall aber das auf sie verwandte wieder zu vergüten. Auf diese ausgestellte schriftliche Versicherung gründet sich das Recht des Landesherrn, diejenige, die etwa auswärtige Dienste genommen haben, wenn er es für gut findet, auch wider ihren Willen zurük zu berufen: und der Herzog soll solches würklich bey dem vor etlichen Jahren in Tübingen als Amtsnachfolger des berühmten D. Pfaffs verstorbenen D. Reussen, der vorhin als Professor der Theologie und Hofprediger in Copenhagen, und nachher als Generalsuperintendent der beeden Herzogthümer Schleßwig und Holstein in Rendsburg gestanden hatte, da er ihn zum Kanzler nach Tübingen haben, der König von Dännemark

ihn aber nicht entlassen wollte, mit Nachdruk geltend zu machen gewußt haben.

Die Universität hat das Recht, ihre Professoren selbst zu wählen; und das Geheimde Rathscollegium, dem sie allein, und sonst keinem Collegio in der Canzley in Stutgardt, unterworfen ist, bestätiget die Wahlen, das Cancellariat und die übrige Professorate in der theologischen Facultät ausgenommen, die von der Geheimden Rathsstube ersezt werden, doch so, daß der akademische Senat das Recht der verneinenden Stimme hat, welches aber selten ausgeübet wird. Doch entstunde der Fall einmal, und zwar gerade bey einem Mann, der mehrere Jahre vorher Mitglied der Deputation in Stutgardt wurde, die die Angelegenheiten der Universität zu besorgen hat, und aus Geheimen- und Consistorialräthen besteht, und der es zu rechter Zeit nicht vergaß, die ehmal an ihm bewiesene Sprödigkeit zu ahnden.

Der berühmte Geheimde Rath Bilfinger, einer von den ersten Gelehrten Würtembergs, hatte in jüngern Jahren, als ein heftiger Anhänger und Vertheidiger der damals, wie an vielen Orten, also auch in Tübingen nicht

wohl angeschriebenen Wolfischen Philosophie, das Schikſal, daß es ihm nicht gelingen wollte, ein Professorat zu erhalten. Er konnte nur wenige Zuhörer erhalten, da er endlich mit genauer Noth zum ausserordentlichen Professor, vom Hofe, der diese allein sezen kann, ernannt wurde: und auch diese lebten sehr unter dem Druke mit ihrem Lehrer. Endlich gieng er nach Petersburg: wurde aber von dem neuen Regenten, **Carl Alexander**, einem Vater des gegenwärtig regierenden Herzogs, nach wenigen Jahren nach Tübingen, als Professor der Gottesgelahrheit und Aufseher des theologischen Stiftes zurükberufen: blieb aber in dieser Stelle nur kurze Zeit, und gieng alsdenn als würklicher Geheimder Rath und Consistorialpräsident nach Stutgardt, und wurde Curator eben der Universität, die ihn zuvor nicht unter ihre Lehrer hatte aufnehmen wollen. So ändern sich die Zeiten! Eben dieser **Bilfinger** ist es, dem sein Vaterland, während der Minderjährigkeit des jezt regierenden Herzogs, und in den ersten Jahren seiner Regierung, in verschiedenen Rüksichten sehr vieles zu danken hatte. Das Collegium illustro, eine von dem Herzog Ludwig vor bald zwey-

hundert Jahren für Standespersonen, die die Univ-rsität besuchen wollen, gestiftete Anstalt, ist eingegangen. Doch hat es noch einige Professoren in gewissen Wissenschaften, die einen Gehalt davon beziehen. Das Gebäude ist so, wie es sich von dem Geschmake der Zeit, da es errichtet wurde, erwarten läßt. Der Herzog hält sich darinnen auf, so oft er nach Tübingen kommt.

Der Prorektor wird alle halbe Jahre, am ersten May und ersten November, von dem akademischen Senate durch die meiste Stimmen erwählt. Der Herzog ist seit sechzehn Jahren Rector Magnificentissimus, und hatte geraume Zeit die Gewohnheit, diesen Prorektorswahlen in Person beyzuwohnen. Er läßt sie nun aber wieder ohne seine Gegenwart vornehmen.

In Tübingen hat man Gelegenheit treffliche musikalische Concerte zu hören, die von Studirenden aus dem herzoglichen Stifte und von denen in der Stadt angestellt werden. Ein Mitglied dieser Gesellschaften ist der Regierungsrath Huber, der vorhin Oberamtmann in Tübingen war, aber aus Gelegenheit der Irrugen zwischen dem Herzog und seinen

Unterthanen seine Bedienung verlor, und nun ganz in der Stille lebt. Dieser Mann behauptet eine der ersten Stellen unter den Würtembergischen Dichtern, und ist einer von den wenigen, denen das Ausland Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wie sich die Würtemberger ausdrüken; die sich sonst sehr über die partenische und harte Urtheile der Ausländer über die Gelehrte Arbeiten ihrer Amtsleute beschweren, da es, um zur Verdammung zu schreiten, genug seye, daß diese oder jene Schrift sich von einem Schwaben, oder Würtemberger herschreibe. Haben diese Beschwerden Grund, so ist es würklich sehr seltsam. Die Würtembergische Gelehrte werden auswärts gesucht und berufen. Woher kennt man sie aber, als aus ihren Schriften, die doch unfehlbar sicherere Beweise der Kenntnisse und der Verdienste eines Mannes um die Gelehrsamkeit sind, als blosse Empfehlungen, die nicht immer aus den lautersten Quellen fliessen; oder Lobeserhebungen der Studirenden, die ja oft das scheinbare von dem Gründlichen nicht zu unterscheiden wissen. Erst vor zwey Jahren behauptete Tübingen sein Recht wiederum an einem seiner ehmaligen gelehrten

Mitbürger, dem an die Stelle des Professor Kies berufenen Professor Pfleiderer der vor ihn in Warschau als Director des Königl. Cadetencorps mit einem grossen Gehalt gestanden hatte, und vor seiner Abreise nach Tübingen von dem König mit einem kostbären Ring und ihm zu Ehre geprägten goldenen Münze begnadiget wurde. Er ist Professor der Naturlehre und Mathematik, ein Mann, der schon als Stipendiate wegen seiner tiefen Kenntnisse in diesen Wissenschaften allgemein bewundert und geschäzt wurde.

Der bekannte tiefsinnige Metaphysiker, Plouquet, einer der ältesten Professoren bey der Universität, der vor etlichen und dreißig Jahren von einer sehr geringen Pfarre auf dem Schwarzwalde ganz unverhoft zum Professorat berufen wurde, und bisher seiner Stelle Ehre gemacht, und sich nicht nur durch Schriften, sondern besonders auch durch seinen ungemein deutlichen Vortrag auf dem Katheder vielen Ruhm erworben hat, ist an dem Rande des Grabes. Der Herzog selbst schäzt ihn sehr hoch, so daß er vor einigen Jahren nicht nachließ, bis er sich entschlos, mit Beybehaltung seiner Stelle in Tübingen in der Mi-

litärakademie die Logik und Metaphysik eine geraume Zeit zu lehren, wofür er ihn grosmüthig belohnt hat.

In Tübingen ist auch der Siz des Oberappellations- oder Hofgerichts, wie man es hier nennt, daß alle Jahre einige Wochen hindurch auf dem Rathhause gehalten wird, und dessen Mitglieder Adeliche, Regierungsräthe, andere Gelehrte, Professoren aus der Juristenfacultät und einige Assessoren der Landschaft des engeren Ausschusses sind. Von diesem Gerichte findet keine Appellation Statt, ausser daß in besondern Fällen, die aber sehr bestimmt sind, bey dem Herzogl. Würtembergischen Justiz- oder Regierungsrath Collegio in Stuttgardt die Revision nachgesucht werden kann. In diesem Fall wohnt der Herzog den Sizungen gewöhnlich selber bey: und man erzählt, daß die Assessoren, schon mehrmalen die dabey geäusserten grossen Einsichten und Scharfsinn des Herzogs zu bewundern Ursache gefunden haben.

Die Würtemberger preisen sich überhaupt unter der Regierung, ihres Fürsten glüklich, die sie nun schon 40. Jahre geniessen, und der sie in der Erkenntniß und Gefühl dessen

was sie haben, eine noch weit längere Dauer wünschen. Die traurigen Zeiten des Kriegs der Landstände mit ihm sind vergessen; sie werden auch, zur Ehre des Regenten und der Unterthanen so bald nicht wieder kommen.

Die Lottosucht hatte die Würtemberger ehmal auch angestekt. Diese Raserey war unter Hohen und Niedern, auch so gar unter Dienstboten, allgemein. Man erzählt, daß es bey nicht gemeinen Leuten so weit gekommen sey, daß sie Kleider und Betten verkauften, und sich noch dazu auf das jämmerlichste in Schulden stekten. Die Landstände lagen dem Herzog an, diesem verderblichen Unwesen durch ein strenges Verbot zu steuren. Der Herzog erkannte die Rechtmäßigkeit und Billigkeit dieser Vorstellung, und hub nicht nur die Lotterien in seinem Lande plözlich auf, sondern verbot auch bey hoher Strafe, an Ausländischen Theil zu nehmen; die auch, weil manche vermuthlich, um wieder zu ihrem Verlohrnen zu kommen, oder noch mehr zu gewinnen, sich von dieser Seuche mit Gewalt nicht wollten heilen lassen, zum grossen Schreken der übrigen an einigen würklich genau vollzogen wurde. Die Liebhaber des Lotto haben

aber nun wieder aufs neue Gelegenheit, ihre Luſt zu büſſen und ihr Heil zu verſuchen, ſeitdem zum Beſten der Armen eine Herr- und Landſchaftliche Lotterie errichtet worden iſt, bey der man nicht viel verlieren und deſto nahmhaftere Summen gewinnen kann, von denen zehen vom hundert abgezogen und für die Arme verwendet werden. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

In Tübingen wurde ich veranlaßt, mit einem gewiſſen Cavalier, mit dem ich daſelbſt in dem Gaſthofe zum Adler bekannt worden war, nach Balingen, einer der beſten und nahrhafteſten Städte im Herzogthum zu reiſen. Er ſagte mir, daß wir unterwegens Gelegenheit haben würden, eine Reſidenz eines deutſchen Fürſten zu ſehen, über der ich Stutgardt und Ludwigsburg nicht vergeſſen würde. Ich vergnügte mich abermal ungemein über die anmuthige Gegenden, die wir auf dieſer Route zu ſehen bekamen, die man mir doch geſagt hatte, daß es über Tübingen hinaus, Süden zu, ſchon rauheres Land wäre. Die Wege ſind großen-

theils in diesem Lande sehr gut, und man trift beynahe überall Chausseen an, auf denen man freylich nur bey allzutrokenem Wetter nicht reisen sollte, weil man da vom Staube fast erstikt wird. Doch ziehe ich diese Unbequemlichkeit einer noch gröſsern, der man sich, wo keine geschlagene Weege sind, ausgesezt sehen muß, weit vor, da man in Gefahr steht, mit Wagen und Pferden im Morast zu versinken, wenigstens nicht anders, als mit langem Aufenthalt und oft ziemlich starker Ausgabe für Vorspannpferde, sich wieder heraushelfen zu lassen. Von Stutgardt nach Tübingen kann man bequem in drithalb Stunden kommen: und der Postknecht, der mich führte, versicherte mich, gehört zu haben, daß man ehemal, ehe der neue Weeg gemacht worden, bey etwas schlimmerer Witterung, im Herbste oder Frühling, wohl zehen bis zwölf Stunden auf dieser Strasse habe zubringen müssen. Der ehemalige verdiente Geheimde Rath von Hardenberg, der aus Würtembergischen Diensten in Hannöverische getreten ist, hat angefangen, diese Wege machen zu lassen; und man hat Ursache, es zu bedauren, daß er abgieng, ehe noch sein ganzer Plan ausgeführt war. Es

ist

iſt zwar indeſſen waker fortgefahren worden; doch trift man im Würtembergiſchen noch Straſſen genug an, durch die Reiſende in Verlegenheit geſezt werden, und keine gute Begriffe von den Vorſtehern derjenigen Orte bekommen, in deren Nähe dieſe ſchlechte Weege ſind. Ich wünſche, daß es mehr Spaß als Ernſt ſey, was man einer gewiſſen anſehnlichen Stadt in dieſem Lande nachſagt, daß ſie den Vorſchlag, der von jemand gemacht worden, nur eine gewiſſe Streke weit von der Stadt einen jämmerlichen Weg ausbeſſern, und nach Art einer Chauſſee anlegen zu laſſen, aus dieſem Grunde verworfen habe, weil ſonſt die Bürger, die Pferde und Karren haben, dieſe müßig ſtehen laſſen müßten, und nichts mehr verdienen könnten, wenn jener Weeg auf einmal gut gemacht würde; da ſie hingegen, wenn er im alten Stand bliebe, von Zeit zu Zeit, ſo oft er gar zu tief und moraſtig ſeye, Steine zuführen, und alſo etwas verdienen dürften. Dieſe Betrachtung habe auch Eindruk bey den übrigen gemacht, und es ſeye einmüthig beſchloſſen worden, die gründliche Verbeſſerung des Weeges, ſo wenig ſie Unkoſten gemacht haben würde, nun ein, für allemal auf ſich

beruhen zu laſſen. — Eine andere Landſtadt habe ſich dagegen geſezt, zu der Anrichtung einer Chauſſee etwas beyzutragen, die ganz in ihrer Nähe hätte errichtet werden ſollen. Ein Mitglied der Verſammlung habe eingewendet: dieſe neue Weege, von denen die klugen Alten nichts gewußt haben, und doch glüklicher geweſen ſenen, als wir, die wir alle Augenblike neue Erfindungen auf die Bahn bringen, ſeyen Pferden und Wagen, Schiff und Geſchirr der Fuhrleute höchſt ſchädlich: wie man bisher auf den alten Weegen fortgekommen ſeye, und Handel und Wandel getrieben habe, und noch beſſer als in dieſen unſern neuerungsſüchtigen und verderblichen Zeiten, ſo könne es auch in Zukunft geſchehen. Ein anderer habe behauptet, da man bey den neuen Weegen Chauſſeegeld werde bezahlen müſſen, ſo werden die Fuhrleute und Reiſende ſolche meiden, und die alten Straſſen vorziehen, auf denen man zwar etwas Weggeld, aber doch nicht ſo viel, als auf den neuen geben dürfe. Dies iſt noch lange nicht alles, und bey weitem nicht das wichtigſte, habe ein dritter geantwortet: Aber denke man an Kriegszeiten! Da ſind die Orte, auf die Chauſſeen zugehen, immer die erſten,

wo sich die Armeen hinwenden: Ich gebe meine Stimme wider die Chaussee, und wenn alle Ja dazu sagen wollten. Wie gesagt, so geschehen! Der neue Weeg unterblieb aus diesen wichtigen Gründen. Das Städtchen siehet aber nun selten mehr einen Reisenden: und die Nachkommen jener patriotischen und klugen Vorfahren können sich nicht genug ärgern, daß das nichtswürdige und pöbelhafte Räsonnement ihrer Vorfahren ein so heilsames Vorhaben solle gehindert haben. So oft ich Chausseegeld zu bezahlen habe, so oft fallen mir diese an das Alterthum angeklammerte und auf ihrer eigenen Einsicht versessene Schwaben ein. Doch, da sie nicht viele Brüder haben, sondern ihre Anzahl die geringere ist, so will ich durch diese Benennung der ganzen ehrwürdigen Nation nicht zu nahe getreten haben.--

Eine sehr gute Chaussee führte uns nach **Hechingen**, der Residenz des Fürsten von **Hohenzollern-Hechingen**; die Residenz einer andern Linie dieses Hauses ist **Sigmaringen**. Beede Städte glänzen nicht sehr. Aber desto rühmlicher ist es, daß die Regenten, da vorhin der Zustand am Hofe und auf dem Lande nicht der beste war, nun ganz andere Einrich-

tungen und Verbesserungen gemacht haben, so daß gegenwärtig gegen die vorige Zeiten eine solche Wirthschaft getrieben wird, die den Fürsten und den Unterthanen die beste Aussichten verspricht. Sie haben auch aus der Ursache Veranlassung gehabt, andere Maasregeln diesfalls zu ergreifen, um dem Brandenburgischen oder Preußischen Hofe nachzuahmen, der ein Muster einer rechten Staatswirthschaft abgeben kann, da Hohenzollern das Stammhaus des Königlich Preußischen Hauses ist. Die Einkünfte sind nicht groß und beträchtlich: der Umfang der Lande ist sehr gering, die Fruchbarkeit könnte auch größer seyn, wird es aber vermuthlich werden, wenn auf dem rühmlich angefangenen Weege fortgeschritten und der Grundsaz in Ausübung gebracht wird, daß die Einkünfte nur alsdenn zum wahren Vortheil des Fürsten und des Staats erhöhet werden, wenn sich diese Erhöhung auf mehreren und besseren Ertrag der Grundstüke, die die Unterthanen haben, gründet. Der Fürst von Hechingen läßt es sich sehr angelegen seyn, den Vorschlägen genau zu folgen, die ihm die beede Geheime Räthe, von Frank und Schwalb, wovon dieser

Reichsritterschaftlicher Consulent ist, und in Tübingen wohnt, gemacht haben. Die Viehzucht ist im Hechingischen Gebiete sehr in Aufnahme, und die Unterthanen, die sonst grossentheils nicht in den besten Vermögensumständen sind, gewinnen durch den Handel mit ihren Ochsen an Auswärtige manchen schönen Thaler. Ein Kleinod dieser Gegenden sind die Fasanen. Einer der ehmaligen Regenten war auf das Regale der Fasanenjagd so eifersüchtig, daß er manchen seiner Bauren, der ihm ins Gehäge gieng, ohne Barmherzigkeit aufhängen ließ. Man schmälte nun zwar sehr über diese Strenge, und hielte sie deswegen für übertrieben, weil doch ein Bauer und Unterthan den Werth eines Fasanen weit aufwiege. Es ist wahr, diese zwey Dinge stehen in sehr ungleichem Verhältniß. Wenn aber der Fürst bey Lebensstrafe verbietet, sich an seinen Fasanen zu vergreifen, und zum Beweis, daß er nicht leer drohe, ein Exempel statuirt; so hat es der erste und die folgende auf ihrer Verantwortung, wenn sie sich die Drohungen und Strafen nicht abschröken lassen.

Von Hechingen giengen wir nach Balingen, eine der wohlgebautesten und größten Landstädte des Herzogthums, die nicht nur, wenn sie schon ein etwas rauheres Clima hat, als man weiter unten im Lande antrift, doch in einer sehr fruchtreichen Gegend liegt; sondern deren Einwohner auch um der sehr starken Gewerbe willen, die sie treiben, in ungemein guten Vermögensumständen sind. Die Bürger — vermuthlich trift das Sprüchwort auch bey ihnen ein: Gut macht Muth — stehen in dem Credit, daß sie sehr republikanisch gesinnet seyen, und sich wider ihre Vorrechte und Privilegien nicht gern etwas zumuthen lassen; wovon sie ehedem, in den mißlichen Zeiten, da der Herzog und die Landstände nicht wohl zusammen sahen, und jener ernstliche Verfügungen machte, sie zum Gehorsam zu bringen, sehr nachdrükliche Proben abzulegen im Begriff gewesen seyen. Der Superintendent aber habe durch eine kluge und eindringende Vorstellung die Gemüther wieder zu stillen gewußt, welches ihm auch nachher eine sehr ansehnliche Beförderung zuwegegebracht haben solle. In der Gegend von Balingen ist ein Amtsort und Dorf, Pfeffingen,

von dem man eine seltsame Gewohnheit erzählt. Wenn Eheleute zänkisch leben, so werden sie zur Nachtzeit durch einen starken Stokschlag an ihre Thüre, und den Zuruf: **der Datte kömmt**, gewarnt, und zum Frieden erinnert. **Datte** ist ein nur unter dem niedern Pöbel in Schwaben, und besonders in dem Herzogthum Würtemberg, gewöhnliches Wort, das so viel, als Vater, sagen will. Den unfriedlichen Leuten wird eine kurze Frist gegönnet, sich zu bessern, um den Datte die Bemühung, sein Amt an ihnen zu verrichten, zu ersparen. Fruchtet dieser erste Wink nichts, so wird der Stokschlag nach zwo oder drey Nächten mit Nachdruk wiederholt, und der Zuruf verstärkt. Trägt es sich aber zu, daß auch dies ohne Nuzen abläuft; so brechen zween oder drey verkleidete, oder sonst unkennbare Männer in das von dem Asmodi besessene Haus mit Gewalt ein; und nun geschieht das, was vorhin an der Hausthüre geschah, auf dem Rüken der Kazbalger mit solcher Energie, daß man des auf diese Operation erfolgenden Hausfriedens beynahe allemal mit vollkommener Zuverläßigkeit versichert seyn kann. Man behauptet, diese Sitte sey nicht nur in diesem Dorfe, son-

dern auch in andern Fleken der daſigen Gegend eingeführt. Die Obrigkeit ſieht durch die Finger, und kann ſich dieſe Art von Demokratiſcher Verfügung vielleicht deſto eher gefallen laſſen, da ihr dadurch manche verdrüßliche Bemühung, ſolche Eheleute vor Amt zu fordern, erſpart, und die Abſicht doch, und vielleicht noch beſſer, als durch Zureden des Geiſtlichen, nach dem, als nach einem wehrloſen Mann, rohe Bauern ohnehin ſelten viel fragen, oder durch die Strafen des weltlichen Vorſtehers erreicht; hingegen auf dieſe Weiſe der Proceß ganz kurz und ſummariſch, und zwiſchen vier Wänden abgethan wird. Der Wiederherſteller des Friedens verlangt auch durchaus keine Belohnung für dieſe Dienſtleiſtung: und Uneigennüzigkeit iſt ja überall eine gute Seite.

Das feine Landſtädtchen **Sulz**, das nur wenige Meilen von Balingen am **Nekar** liegt, hielte ich nicht für unwerth, auch zu ſehen. Es hat zwey ſehr einträgliche Salzbrunnen. Der Vorrath von Salz aber, der hier erhalten wird, reicht zur Verſorgung des ganzen Landes bey weitem nicht zu; ſondern etwa nur zwey bis drey Aemter des Herzogthums, wie

die Amtsstädte samt den dazu gehörigen Flecken und Dörfern heissen, können mit so viel Salz, als sie brauchen, versehen werden. Uebrigens ist doch dieser kleine Vortheil nicht zu verachten, da das Salz ein Artikel ist, für welchen große Summen an Ausländer bezahlt werden müssen. Es sollen im Würtembergischen noch hie und da Salzquellen entdekt worden seyn, deren man sich aber, um des Mangels des Holzes willen, das in großer Quantität dazu erfordert wird, nicht annehmen kann. Vor mehreren Jahren klagten die Würtemberger sehr über ein Salzmonopol, das ihnen zum großen Schaden, dem Landesherrn aber nicht zum Vortheil gereicht habe. Die Unterthanen mußten mehr Salz annehmen, als sie brauchten, und es theurer bezahlen, als sie es sonst haben konnten: und nur gewisse zogen ansehnlichen Gewinnst davon. Der Erbvergleich hat auch diesem abhelfliche Maße gegeben: und man arbeitet nun seit mehreren Jahren daran, einen für Bayern und Würtemberg gleich vortheilhaften Handel mit Salz gegen Nekarweine zu Stande zu bringen. Viele wollen aber an einem solchen

Erfolg zweifeln, wie er für die Würtemberger erwünscht wäre.

An dem verstorbenen Oberamtmann **Müller** hatte der Herzog nicht nur einen sehr einsichtsvollen und tüchtigen Beamteten; sondern auch die Stadt Sulz einen für ihr bestes äusserst besorgten und rechtschaffenen Vorsteher. Er hat sich nicht nur durch Schriften über die Landwirthschaft und das Manufakturwesen verdient gemacht; sondern es sind auch sonsten unter ihm Anstalten zu Stande gekommen, die für das ganze Land von grossem Nuzen seyn müßten, wenn sie in den Gang gebracht und erhalten würden. Der Strassen- und Gassenbettel nahm in dem Herzogthum zusehens überhand; und so gut evangelisch das Land ist, so sahe es doch in diesem Stük darinn nicht besser, als in einem erzkatholischen aus, wo man nicht zehn Schritte gehen oder reisen kann, ohne von heillosen Gesindel, Vaganten, und Bettlern schaarenweise belagert zu werden. Da das auf der einen Seite ein Beweiß einer schlechten Policey ist, und auf der andern einen schädlichen Einfluß in vielen Rükſichten auf die Einwohner hat; auch unter diesen Bettlern manche bedenkliche Leute sind, deren

man sich nicht eben allemal auf der Strasse zu erfreuen hat, wenn man sie zu sehen bekömmt; so wurde von dem Herzog ernstlicher Bedacht darauf genommen, diesem Unwesen zu steuren. Bemeldter Oberamtmann erhielt den Auftrag, in alle Städte des Landes zu gehen und sich mit den Vorstehern zu besprechen, wie hierinn bessere Ordnung eingeführt werden könnte. Jeder Ort sollte sich anheischig machen, seine Arme und Nothleidenden selbst zu versorgen, welches aus den Einkünften der Gemeinden, der Hospitäler und anderer frommen Stiftungen; oder auch, wo es an solchen fehlte, durch Beyträge der Einwohner selbst am bequemsten geschehen könne, die sich auch um desto williger dazu entschliessen könnten, weil sie nun des Anlaufs der Bettler loß würden. Fremde Bettler sollten ab, und, wenn es Landskinder seyen, in ihre Heimath; auswärtige aber gar vor das Land hinausgewissen werden. Um diesen Endzwek desto besser zu erreichen, sollen an den Thoren der Städte, und vor den Dörfern Stöke errichtet, und an denselben die Drohung angeschrieben werden: daß hier das Betteln bey harter Leibesstrafe verboten seyn. Die Drohung

solle auch an solchen, die sie doch auf dem Betteln betreten lassen, genau vollzogen; zugleich aber auch jedermann auf das ernstlichste bey Strafe verboten werden, keinem Bettler ein Allmosen zu geben. Zu noch mehrerer Erleichterung dieser in der That guten Anstalt sollten Häuser errichtet werden, worinn man Nothleidenden Arbeit geben könne, z. E. Wollen-, Garn-, Brumwollenspinereyen und dergl. In verschiedenen Städten des Landes geht diese Einrichtung gut von statten: es sollte aber überall geschehen. Die Ober- und Staabsbeamtete haben auch würklich den gemessensten Befehl von dem Landesherrn, alle Vierteljahre an ihn unmittelbar zu berichten, ob dieser Verordnung in den ihnen untergebenen Orten nachgelebt werde. Ob es von allen geschieht, weis ich nicht. Ist es so, so nehmen sich viele von ihnen ohne Zweifel die Freyheit, dem Herzog etwas zu sagen, wovon sie keine Verantwortung haben, unbekümmert, ob sie die Wahrheit schreiben, oder nicht. Ich bin in Gegenden des Landes gekommen, wo des Bettels kein Ende war, und ich wurde oft hart an den zum Schreken der Bettler errichteten Stöken um eine milde Gabe

angerufen: auch selbst in einigen Städtchen, deren äusserliches Ansehen mit Ordnung und Wohlstand zu verrathen schien, sahe ich Leute herumziehen und Allmosen einfordern, die gewiß in eben dem Orte zu Hause waren. Da ich in den Gasthöfen meine Verwunderung hierüber bezeugte, weil ich doch wüßte, daß Geseze wider diesen grossen Uebelstand vorhanden seyen; so antwortete man mir; daß man es mit manchen Gesezen im Würtemberger Lande so genau nicht nehme: auch haben sich hie und da die Geistlichen wieder diese Verordnungen gesezt, und behaupten, daß es wider das Christenthum seye, das Allmosen geben zu verbieten, und daß eben deswegen ein rechter Christ hierinn Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, oder Obrigkeit. Endlich sagte man mir auch in einem gewissen Städtchen, das ich um eben dieser Anekdote willen nicht nennen will: Unser Herr Oberamtmann ist ein Herzguter Mann, der allem Verdruß feind ist, und ein gut Glas Wein liebt. Was soll er sich um die Bettelordnung scheeren? Sie mag ihren Weg fortgehen, oder nicht, wenn er nur keine Müze und Anlauf hat. Ihm ist alles recht — das ist sicher eine

bequeme Lebensart: wenn sie nur auch dem gemeinen Wesen so verträglich wäre! — **Sulz** hat auch eine **Cottonmanufaktur.** Sie ist eine von den nicht zalreichen im Herzogthum überhaupt: und diejenige, die auch etwas scheinbares zur Vertheidigung der nicht so, wie es seyn sollte, im Schwang gehenden Verordnungen wider den Gassen- und Strassenbettel sagen, behaupten, daß der Mangel hieran, hauptsächlich an jenen schuld sey. So lange man den armen Leuten und Kindern, die arbeiten können, nicht zu arbeiten giebt: so lange man fremde Bettler nicht in Arbeitshäuser stekt, so lange werden diese und jene dieses ganz bequeme Handwerk fortsezen; einige werden sich auch, um sich des Hungers zu erwehren, dazu gezwungen sehen. Aber sobald man die gut gesinnten in Stand sezt, ihr Brod selber zu verdienen; die, die es nicht können, versorgt; die unartigen dazu zwingt; und die auswärtige Vaganten, so bald sie sich nur blikken lassen, von der Strasse wegnimmt, so wird diese Landplage gewiß aufhören; und die Herumstreicher werden ein Land fliehen, in dem man die Kunst so gut versteht, ihnen ihre faule Lebensart nieder zu legen.

Als etwas besonders habe ich mir in Sulz erzählen lassen, daß der Superintendent daselbst alle Jahre ein Kartenspiel zum Geschenk erhält. Ob es in Natura abgegeben und angenommen, oder in Geld verwandelt wird, weis ich nicht. Ich glaube das leztere. Man ist im Würtembergischen in Ansehung dieses Puncts, des Spielens, bey der Geistlichkeit sehr delikat, und hält ihr vieles nicht zu gute woran man in andern Ländern nicht denkt. Anderwärts kann man den Geistlichen des Orts bey Hochzeiten, in Wirthshäusern, am Spieltische, mitten unter seinen Pfarrkindern sizen sehen. Diese ärgern sich daran nicht. Hier zu Lande ist es anders, und ich denke zum Vortheil der Prediger und der Zuhörer. Ueberhaupt hat die Geistlichkeit dieses Landes, wenn schon einige Mitglieder derselbigen, wie ich schon berührt habe, sich mit sparsamen Einkünften behelfen müssen, und mehrentheils unter dem Druke der Weltlichen stehen, vieles vor der in andern Evangelischen Ländern voraus. Sie dörfen nicht von der Gnade ihrer Zuhörer leben, sondern haben ihre bestimmte Besoldungen. Das einzige Unbequeme sind bey einigen noch die Zehenden, bey deren

Einzuge, je nachdem die Pfarrkinder wohl oder übel geartet ſind, ſie manchen Strauß auszuſtehen haben. Sind ſie biegſam und gelinde, und verfahren nicht nach dem ſtrengſten Rechte, ſondern laſſen lieber um des Friedens, und um Aergerniß und Vorwürfe des Eigennuzes, den man den Geiſtlichen vorhin gemacht, zu vermeiden, etwas nach, ſo machen die Bauern ein Recht daraus, und beſchuldigen wohl gar den Seelſorger einer Nachläßigkeit in ſeinem Hausweſen. Will er aber genau haben, was ihm gebührt, und weiß er den Bauern bey ihren Keiffen und Betrügereyen in die Ränke zu fahren, ſo erheben ſie ein lautes Geſchrey über die Hartherzigkeit und den Geiz des Pfaffen, dem alles, was er habe, nicht genug ſey. Man verſichert, daß die Beyſpiele ſelten ſeyen, daß in Dörfern, in denen die Bauern zehnten zu entrichten haben, ein gutes Vernehmen zwiſchen Predigern und Zuhörern ſtatt finde. Sollte die Obrigkeit hier nicht helfen können, der ja doch daran gelegen ſeyn muß, daß einem jeden werde, was ihm gebührt; und daß eben ſo wenig der Ungeſchlieſſenheit der Bauern, wenn ſie den Einfall haben, den Pfarrer zu näken; als der

Habsucht des Pfarrers, wenn er in seinen Forderungen über die Schnur haut, aufgeholfen werde? Aber, wenn, wie dieser Fall würklich je und je eintreten soll, die weltlichen Vorsteher mit den Bauern, für die Gebühr, unter der Deke liegen, so ist da guter Rath theuer, und für den Pfarrer nichts übrig, als bessere Zeiten abzuwarten, und, wenn diese nicht kommen sein Schiksaal mit Geduld zu ertragen —. Von **Sulz** gieng ich zurük nach **Rothenburg am Nekar**, einer sehr feinen Stadt in der Oesterreichischen Grafschaft **Hohenberg**, die nur eine kleine Meile von Tübingen entfernt ist. Sie liegt in einer sehr angenehmen und fruchtbaren Gegend, und wird fleißig von den Studirenden in Tübingen besucht, die sich hier manche vergnügte Stunden machen. Die **Jesuiten** hatten ehemal ein sehr schönes Collegium daselbst, das nun seit der Aufhebung ihres Ordens zu etwas anders gebraucht wird. Die Stadt wird durch [2] den Nekar in zween Theile getheilet, wovon der Theil disseits des Nekars Rotenburg, der andere aber **Ehingen** heißt. In **Ehingen** ist die Stiftskirche, deren Canonici ein paar Würtembergische Pfarren, nahe bey Tübin-

gen zu besezen das Recht haben. Dieses Ehingen muß mit einer andern Stadt gleichen Namens, die in der obern Grafschaft Hohenberg, ein paar Meilen von Ulm, liegt, nicht verwechselt werden. Ich hatte in Rotenburg Gelegenheit, verschiedene Urtheile der Einwohner über die Reformationen des Kaisers, ihres Landesherrn, anzuhören, und verwunderte mich, daß die Leute so frey hievon sprachen. Besonders fand ich, daß das, womit ich glaubte, daß der Kaiser die meiste Ehre bey seinen Unterthanen aufheben würde, beynahe am wenigsten nach ihren Geschmake war; ich meine, die Einziehung der Klöster, und vorzüglich derer von den Bettelorden. Da diese durch ihr Terminiren meiner Meinung nach dem Volke nicht angenehm seyn können, so hätte ich gedacht, man würde sie für die entbehrlichste halten, und ihr Schikfal ganz und gar nicht bedauren. Aber ich hörte gerade das Gegentheil. Diese Mönche, hieß es, sind die frömmste, sie beten für uns, und wir haben uns ihrer Verdienste auf mehr, als eine Art, zu erfreuen. Was wir ihnen gaben, gaben wir von Herzen gerne, und es ist uns mehr leid, als ihnen, daß wir ihnen nichts

mehr geben können. Wir hatten es reichlich zu genießen, je milder wir gegen sie waren. Wo nun Seegen und Gedeyen für das Land herkommen werde, da man diese gute Leute aus ihren Gotteshäusern getrieben, und ihnen erst nicht einmal reichlich zu leben gegeben hat, wissen wir nicht. Sie giengen gar so weit, daß sie den König von Preußen zum Beweise anführten, daß man nicht so mit diesen Leuten verfahren sollte, weil er, da er doch ein Protestante sey, und von dem Nuzen dieser heiligen Anstalt nicht so überzeugt seyn könne, als der Kayser es seyn müsse, sie in ihren Klöstern dulde, und ruhig in denselben absterben lasse. — Es war mir höchst unerwartet, solche Urtheile zu hören, noch mehr über die Gesinnungen der Katholiken gegen den König von Preußen, so sehr verändert zu sehen. Ich schloß daraus, daß die so sehr gerühmte Aufklärung bey den Unterthanen der österreichischen Monarchie so groß noch nicht seye, als diejenige vielleicht glauben, die sich nicht in der Nähe von der wahren Beschaffenheit der Sache belehren. Denn, wo man noch glaubt, daß man den Bettelmönchen vieles Glük und Seegen zu danken habe, ihr Schiksal bedau-

ret, und sie wieder in ihre verlassene Klöster zurük wünscht, da muß die Aufklärung, der sonstigen sehr guten Schulanstalten, die man auch in Rotenburg antrift, ungeachtet, noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen haben. —

In Rotenburg wurde ich von einem Geistlichen aus dem Reichsstift **Elchingen** aufgefordert, ihn über **Tübingen** nach **Stutgardt**, und von da nach **Ulm** zu begleiten: und ich entschloß mich, um so eher ihme zu Willen zu werden, da mein Aufenthalt im Herzogthum Würtemberg, wozu eine weit kürzere Zeit bestimmt war, bereits zu lange gewährt hatte. Den Tag vor meiner Abreise nach Stutgardt wollte ich auch das nur eine halbe Meile von Tübingen gelegene Kloster **Bebenhausen** sehen. Es ist eines von den vieren, worinn die dem Kirchendienst gewidmete junge Leute von einem Prälaten und zween Professoren auf die Universität vorbereitet werden. Das Kloster hat nicht die angenehmste Lage, und ist mit Bergen und Waldungen umgeben. Die Einkünfte desselben sollen sehr groß seyn. Sie werden aber vermuthlich sehr sparsam auf die Unterhaltung der Gebäude und anders, das dem Kloster zur Zierde gereichen kann, ver-

wendet. Davon wurde ich ganz gewiß versichert, daß unter allen Klöstern im Würtembergischen keines seye, das nicht noch bis auf diese Stunde seinen katholischen Prälaten habe. Das sind Abbteyen, wie man in der katholischen Kirche zu reden pflegt, in partibus infidelium, so, wie der Pabst noch immer Bischöffe und Erzbischöffe zu Thessalonich, Bethlehem, Nazareth und Ephesus ernennt. Der Nuzen hievon ist nicht abzusehen: denn die geistliche Cammer in Stutgardt nimmt vermuthlich kein Notiz von diesen Aebbten im Ausland: und daß die Katholiken geheime Absichten dabey haben sollten, und nur auf Zeit und Umstände warten, wie einige behaupten wollen, ist ein Einfall, den nur Leute haben können, denen es von Religionskriegen träumt. Daß jene übrigens die ihnen im Würtembergischen entrissene schöne geistliche Güter mit scheelen Augen ansehen, ist nicht zu verwundern; und der, der ihnen einen ausführbaren Vorschlag thäte, sich derselben wieder zu bemächtigen, würde ihnen sehr willkommen seyn. Dahin reicht aber jenes nicht. Also wird die Sache wohl auf sich beruhen. — Auf dem Wege von Tübingen nach Stutgardt, wohin

es drey ſtarke Meilen ſind, lernte ich vorzüglich den Werth der geſchlagenen Weege recht ſchäzen, und begrif, wie wahr es ſeyn müſſe, daß man vorhin zu dieſer Reiſe wohl einen ganzen Tag brauchen konnte. Da iſt unaufhörliche Abwechslung von ſteilen und ebenen Weegen, die auch ſogar auf der Chauſſee nicht angenehm iſt. Mitten auf dieſer Straſſe iſt ein elendes Städtchen, **Waldebüch**, wo ein Poſthaus iſt. — Den Namen hat es ohne Zweifel von dem Wald, mit dem es beynahe umgeben iſt, und der aus Tuchen beſteht. Eine Meile von Stutgardt kommt man in die Gegend des Landes, die man die Gefilde, oder die Filder nennt, eine der fruchtbarſten und angebauteſten, die man ſehen kann, wo alle Arten von Getraide, Obſt, und Kraut, in Menge angetroffen werden. Hier ſind die beſten Pfarren des Landes, und man ſagt, daß ein Paar davon ihre Einkünfte, beſonders aus dem Krautzehnten, bis auf 800 — 1000 Rthlr. bringen können. Da ſie in der Nähe von Stutgardt ſind, ſo kann man leicht ſchlieſſen, daß ſich dieſe ihre Früchte gar bequem und mit Vortheil zu Gelde machen laſſen. In dieſer Revier iſt auch das berühmte Landhaus des

Herzogs, Hohenheim, wovon ich Ihnen aber keine Nachricht geben kann, weil Fremde nicht leicht Erlaubnis erhalten, es zu sehen, und nur je und je diejenige von Stutgardt, die von dem Herzog ausdrüklich eingeladen werden, den Zutritt erhalten. Man versichert, daß dies eines der schönsten und merkwürdigsten Werke des Herzogs seye. Es war vorhin ein geringer Hof nahe bey dem Dorfe Plieningen. Der Herzog kaufte ihn an sich, richtete allerhand Gebäude auf, deren Anblik schon in der Ferne etwas groſses verspricht; kaufte immer mehrere Grundstüke dazu, und legte eine Landökonomie da an, deren Einrichtung von allen, die es gesehen haben, bewundert wird. Nicht weit davon ist ein anderes Dorf, Biekach, wo erst vor zwey Jahren eine Kirche erbaut, und eine eigene Pfarre gestiftet wurde, welches beedes der Herzog aus seiner Chatoulle bestreitet. Eine halbe Meile von Stutgardt kömmt man auf die sogenannte Weinstaige, die ihren Namen von der Menge von Weinbergen, womit sie zu beeden Seiten umgeben ist, erhalten hat; und oben an derselben ist der Prospekt nach Stutgardt vortreflich. Die Einwohner von Stut-

gardt, auſſer denen, die von dem Weinbau leben, beſizen Weinberge zum Vergnügen, und wenden zur Zeit der Weinleſe, ſie mag ergiebig ſeyn, oder nicht, in denſelben ſo vieles Geld auf Ergözlichkeiten, daß manchmal der Ertrag des Guts, die Unkoſten des Bauens mitgerechnet, rein darauf geht. Ein vor einigen Jahren verſtorbener Kaufmann kaufte einen Weinberg, legte oben an denſelben einen ſchönen Garten an, und baute ein ſo niedliches und koſtbares Haus darein, daß dieſe Anlage jedermanns Augen auf ſich zog. Das Gartenhaus wurde, nach dem verjüngten Maßſtabe, wie das Herzogliche Luſtſchloß, die Solitude, gebaut: der Herzog ſelbſt gieng einsmals dahin, es zu beſehen. Er bewunderte den guten Geſchmak und den reichen Aufwand des Bauherrn; und die ganze Einrichtung hatte ſeinen vollkommenen Beyfall. Das ſchäzbarſte iſt die höchſt reizende Ausſicht nach Stutgardt.

Die Straſſe von dieſer Stadt nach Ulm, wohin es gegen neun Meilen iſt, iſt eine vortrefliche Chauſſee, die im Lande ihres gleichen wenig hat: der Weg iſt faſt durchaus eben, bis nach Geißlingen, einer kleinen Ulmiſchen

Stadt, wo man eine hohe Staige, wie man die Wege von dieser Art hier zu Lande nennt, zu paßiren hat. Von Stutgardt aus bis nach Eßlingen sieht man die fruchtbarste und vortreflichste Gegend, und es kann nicht fehlen, sie muß eine der besten des ganzen Herzogthums seyn. Der Wein, der da gebaut wird, gehört unter die besten, besonders derjenige, der zu Untertürkheim, einem sehr ansehnlichen und großen Dorfe, und in Uhlbach gepflanzt wird. Hier wächst das beste Obst; und die Bäume formiren ganze Wälder. Nur ist der Mangel des Holzes für die Einwohner dieser sonst paradiesischen Landschaft eine empfindliche Beschwerde. Einigermassen wird demselben durch die Weidenbäume, die hier in großer Menge auf großen Grasplätzen gepflanzt werden, abgeholfen; und die Bauern sind auch sonst aus Noth sinnreich genug, sich durch allerhand Dinge aus ihren Weinbergen, die die Stelle des Holzes vertreten können, diesen Abgang erträglich zu machen. Eßlingen ist eine nicht große Reichsstadt, die unter dem Schuz des Herzogs von Würtemberg steht, und deren Gebiet ein paar artige Dörfer begreift. Sie hat eine glükliche, angenehme

und höchst fruchtbare Lage. Unter den Gebäuden ist das Rathhaus das schönste. Der Hospital daselbst hat große Einkünfte. Um noch an eben den Tag nach Göppingen zu kommen, konnten wir uns hier, da wir spat angekommen waren, nur kurze Zeit aufhalten. Der Anblik dieser Stadt, die würklich aus ihren traurigen Ruinen sehr schön wieder aufzustehen anfängt, war schauervoll für mich, wiewohl ich sie vor dem großen Brande nicht gesehen hatte. Sie soll eine der besten, größten und wohlgebautesten Städte des Landes gewesen seyn. In ihrem künftigen Zustande wird sie nun wohl eine noch bessere Figur, als vorhin, machen: es wird aber eine sehr theuererkaufte Schönheit seyn. Das Elend, in das die Einwohner durch diesen unglüklichen Zufall versezt worden sind, muß, den Erzählungen nach, die man nicht ohne die größte Empfindung anhören kann, beynahe unaussprechlich gewesen seyn. Ein Wetterstral zündete an; zum Unglük war der Wind gleich im Anfang des Brandes heftig, und wurde nachgehends durch die Wuth der Flammen noch heftiger. Das Feuer breitete sich, der guten Anstalten ungeachtet, in wenigen Augenbliken immer

weiter aus: der Herzog, von dem alle Beamtete genau angewiesen sind, ihm von jedem Brande augenblicklich und auf das geschwindeste Nachricht zu geben, eilte herbey; und da er schon mehrmalen bey so traurigen Gelegenheiten durch die vortreflichste Anordnungen und den bewundernswürdigsten Eifer sich zum besten der Unglüklichen verwendet hatte, so waren doch die Anstalten vergebens, und in nicht gar 24 Stunden lagen etliche hundert Gebäude in der Asche. Wie es allemal in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, so gieng es auch hier. Einige wollen bemerkt haben, daß die Anstalten noch besser seyn, wenigstens besser hätten befolgt werden sollen und können. Man wollte die Ursache der Unordnung in der Brandassecurationsanstalt suchen, auf die man sich in Absicht auf die Häuser zu viel verlassen habe, und nur auf die Rettung der Meublen bedacht gewesen seye. Dies glaube ich nicht; theils weil das immer, ehe noch eine Brandkasse war, die Gewohnheit des Pöbels gewesen ist, wenn man nicht von Seiten der Vorsteher zu wehren wußte; theils, weil der Herzog selbst, der seinen Befehlen Nachdruk zu geben weiß, fast bey dem ganzen Brande zu-

gegen gewesen ist. Die Kirche wurde gerettet; aber das schöne Rathhaus hatte gleiches Schiksaal mit den übrigen Häusern. Der Verlust ist wohl weit gröſſer, als man sich solchen vorstellen kann; und der vielen milden Gaben unerachtet, die ausserdem, was den Bürgern zur Wiederaufbauung ihrer Häuser aus der Brandcasse gegeben wird, welche Summe ich Ihnen schon gemeldet habe, den Unglüklichen von den Einwohnern Würtembergs, die keine eigene Wohnhäuser besizen, auch häufig ausser Landes her, mitgetheilt worden sind, und sich sehr hoch belaufen, ist doch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die allermeiste jemal zu dem Ersaz nur der Hälfte dessen, was sie verlohren haben, wieder kommen werden. Der Brand fiel in die unglüklichste Zeit des Jahres, da die Speicher und Kornböden schon angefüllt waren. Die Stadt hatte sehr viele Handwerker, und besonders Zeugmacher und Weber, denen der Erkauf neuen Handwerkszeugs und Stühle hart fallen wird. Der Winter war vor der Thüre: eine Menge Brennholz war auch im Rauch aufgegangen. Auf dem Rathhause und in andern Wohnungen der Beamteten und Vorsteher wurden eine Menge

Akten und anderer wichtigen Urkunden dem Feuer zum Raube, deren Verlust würklich unersezlich ist.

Je schröklicher aber N dieses Unglük war, desto mehr mußte ich über die Erzählung, die mir in einem gewissen Dorfe nicht weit von Göppingen, wo wir uns eine kleine Weile aufhielten, gemacht wurde, erstaunen. Die Einwohner wurden in den benachbarten Dörfern aufgenommen, und so lange beherberget, bis sie wieder an Behörde Dach und Fach fanden. Man konnte nicht beschreiben, wie ausgelassen sich viele dieser Leute, besonders an Sonn- und Feyertägen, in den Wirthshäusern, bezeugt haben. Ich entschuldigte sie mit dem Sprüchwort, daß auf einen bösen Markt ein guter Muth gehöre, und daß man mit diesen Unglüklichen Mitleiden haben müßte, die sich des Todes Bitterkeit auf alle mögliche Art zu vertreiben suchten. Die Nachwehen würden schon kommen, ꝛc. Ich merkte dem Eiferer an, daß es ihn vielleicht schwer angekommen seyn mochte, seine milde Hand aufzuthun, und daß er in diesem allerdings tadelswürdigen Betragen eine Entschuldigung seiner Sparsamkeit zu finden glaubte.

Der Grundriß der neuen Stadt muß dem Herzog vorgelegt werden. Sie wird, in Ansehung der grossen und breiten Strassen und der Regelmäßigkeit der Gebäude in Zukunft die erste unter den Landstädten seyn, von ihren Schwestern aber wohl über diesem Vorzug nicht beneidet werden, als vielleicht in so ferne, als auch diese Theil daran, durch ihre Beyträge, nehmen mußten. Doch ist es auch in diesem Falle gewiß tausendmal wahr, daß es besser sey, Geben als Nehmen. Im Vorbeygehen gesagt, habe ich bey meiner Reise durch dieses Land die Gutthätigkeit der Einwohner als einen Zug in ihrem Nationalcharakter wahrgenommen. Ich las die wöchentlich in Stutgardt herauskommende Intelligenzblätter, so oft ich sie haben konnte, und fand darinn Stoff zu verschiedenen Betrachtungen. Das, was Stutgardt allein angeht, z. E. verlorne Dinge, Vermiethungen der Häuser u. s. w. so wichtig es dem Einwohner ist und seyn muß, konnten mich nur wenig interessiren. Aber auffallend waren mir die Bankerotte der Bürger, Bauren und Handwerker, die ich darinn ausgekündigt, bey den meisten aber die trostreiche Nachricht angehängt fand, daß nur

wenige Gläubiger ſich bey den ſchlechten Vermögensumſtänden des Schuldners Hofnung machen dürften, auch nur zu einem Theil ihres ausgelehnten Geldes zu kommen. Da ich mich dieſes, weil faſt kein Blatt wenigſtens ohne eine ſolche Nachricht war; manche aber deren mehrere enthielten, bey dem mir ſonſt bekannten Wohlſtand der Würtemberger, ſehr befremden ließ; ſo ſuchte ich hierüber von Perſonen, die Kenntniß davon haben konnten, und denen ich Unpartenlichkeit zutrauen durfte, Belehrung zu erhalten. Ich ſollte bedenken, hieß es, wie ſtark die Einwohnerſchaft im Herzogthum ſey: und da alle dergleichen Vorfälle in den Intelligenzblättern angezeigt werden müßten, ſo würde ich leicht einſehen, daß die Anzahl derſelben nach Verhältniß der Menge der Familien doch nicht zu groß ſey; ja, daß ſie noch gerade mehr abnehme, je mehr den neuern Verordnungen des Herzogs von den Ortsobrigkeiten nachgelebet werde, worauf der Herzog ein ſehr wachſames Auge habe. Unter andern hörte ich, daß einem ſolchen neuern Geſez zu Folge, diejenige Ortsobrigkeiten, die bey einer Geldaufnahme zur Sicherheit des Gläubigers die

auf dem Schuldbriefe diesem verpfändete Grundstüke unterschreiben, im Fall der Schuldner so tief in den Verfall käme, daß er nicht bezalen könne, in die Stelle des Schuldners treten und bezalen müssen. Man führte mir Beyspiele an, da dieses Gesez förmlich nach aller Strenge vollzogen worden sey. Dies dünkt mich, eine sehr heilsame Schärfe zu seyn. Die Vorsteher werden dadurch klug, und suchen den gänzlichen Verfall eines Mannes, der auf dem Sprung steht, Bankeroute zu machen, noch zu rechter Zeit zu hindern; und dies kommt diesem, dem Gläubiger, der ohne diese Vorsicht Schaden leiden würde, den Vorstehern, und am Ende dem ganzen Publikum selbst, auf mehr als eine Weise, zu statten. Je vorsichtiger die Obrigkeit bey den Geldaufnahmen ihrer Bürger ist, und nicht jedem schlechten Haushälter in seinem Leichtsinn, eine Summe Geldes nach der andern bey andern zu borgen, unter die Arme greift, desto mehr werden diese auf ihre Haushaltung aufmerksam, und weil sie nun nicht mehr überall Gelder borgen können, genöthiget, von dem Weg des Verderbens umzukehren. Vergeben Sie mir diese Digreßion. Sie

dient

dient auch zur Kenntniß dieſes Landes und ſeiner inneren Verfaſſung in einem nicht unbedeutenden Punkte. — Ich komme auf die Gutthätigkeit der Würtemberger. In eben dieſe Intelligenzblätter müſſen auch notable Unglüksfälle geſezt werden. So häufig dieſe vorkommen, eben ſo häufig finde ich auch milde Gaben, entweder für dieſe Verunglükte ſelbſt, wenn ſie noch am Leben ſind, oder für ihre Hinterlaſſene, Wittwen oder Weiſen, angezeigt. Sie ſind zwar nicht alle von groſſem Belange, aber doch ſo zalreich, daß den Elenden doch manche thätige Hülfe dadurch wiederfährt. Und wie viele Gutthaten werden an dieſe Verunglükte — denn die in dem Intelligenzblatt bemerkte kommen alle von ſolchen her, die nicht genannt und bekannt ſeyn wollen, und dieſe Anzeigen ſind nur für den Gebenden eine Art von Empfangſchein — ſonſt abgeſchikt und übergeben, die nicht öffentlich aus der eben angezeigten Urſache, bekannt gemacht werden! Gewiß eine Sitte, die ſo rühmlich, als vielleicht anderer Orten ſelten iſt. Auch fand ich in dieſen öffentlichen Blättern hin und wieder, daß auf Landesherrlichen Befehl an ſolche Perſonen, die mit groſſer Gefahr ihres eigenen Le-

bens andere der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, z. E. des Ertrinkens, u. d. gl. entriſſen und ſie gerettet hatten, gewiſſe Belohnungen aus herrſchaftlichen und den gemeinen Caſſen ausgetheilet worden. Dies iſt in der That der Sache ſehr angemeſſen. Wenn alle Federn im menſchlichen Gemüthe, ſonderlich des Pöbels, matt ſind, ſo iſt es der Eigennuz nicht. Kann man wohlthätige Abſichten auf keinen andern Weege erreichen, ſo muß man ſich dieſen gefallen laſſen, und froh ſeyn, daß man ihn nur haben kann. Sie wiſſen ſelbſt, mein Liebſter, daß ſchon vor einigen Jahren der Herzog eine ſehr ſchöne und ſeiner würdige Verordnung hat ergehen laſſen, daß man den Ertrunkenen, Erſtikten vom Bliz getroffenen und andern dergleichen verunglükten Perſonen zu Hülfe kommen ſolle: es ſind zugleich die Mittel vorgeſchrieben, die man anzuwenden, und unter der Aufſicht der Aerzte, und mit Zuziehung der Wundärzte zu gebrauchen habe. Der Befehl muß alle Jahre zu gewiſſen Zeiten öffentlich vorgeleſen und aufs neue eingeſchärft werden. Und zu der Zeit, da er das erſtemal publicirt wurde, mußten die Geiſtliche eine dieſem Gegenſtand angemeſſene feyer-

liche Predigt halten, hauptsächlich aber dem schändlichen unter dem gemeinen Volke sehr eingewurzelten Vorurtheile begegnen, daß derjenige sich Schande und Unehrlichkeit, und Unfähigkeit, ferner ein Mitglied einer Zunft, oder eines Handwerks zu seyn, zuziehe, der einen Menschen, der sich selbst erhängt oder sonst auf eine andere Art das Leben habe nehmen wollen, berühre, oder ihn zu retten suche. Viele glaubten, daß man es dahin nicht bringen werde, da es bekannt sey, wie genau Bürger und Handwerksleute über gewissen von Alters hergebrachten Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen halten. Man hat aber die Erfahrung mit Vergnügen gemacht, daß es nur auf Ernst und vernünftige Vorstellungen ankomme, um über noch so lang verjährte schädliche Meinungen zu siegen.

Mit so vielem Danke es die abgebrannte Göppinger hätten erkennen sollen, daß der Herzog selbst sich die Mühe gab, sich bey dem neuen Anbau ihrer Stadt durch Vorschläge und Befehle zu verwenden; so wurde mir doch gesagt, daß es große Mühe gekostet habe, über die Bürger, deren geringste Sorge die Schönheit ihres künftigen Wohnorts, die

Egalität der Häuser, die Breite der Straſſen, u. ſ. w. war, Meiſter zu werden. Sie wollten ihre Häuſer gerade wieder an dem nämlichen Plaze haben, wo ſie vorhin geſtanden hatten, es möchte herauskommen, wie es wollte. Doch der Anlage nach, und da ſchon viele Häuſer vollkommen ausgebaut ſind, müſſen die Widerſprecher mit ihrem tollen Eigenſinn abgewieſen worden ſeyn.

Das Rathhaus muß ein für eine ſolche Landſtadt ausnehmend ſchönes Gebäude werden. Es ſoll dem Vernehmen nach 20,000. Rthlr. koſten. Wenn zum Schaden der gemeinen Caſſe keine Schulden gemacht werden dürfen, und ſonſt ſehr verarmten Leuten wieder aufgeholfen werden kann, ſo läßt ſich dieſer allerdings beträchtliche Aufwand wohl vertheidigen. Es wird aber an Leuten doch nicht fehlen, die, wenn ſie auch ſonſt nicht dazu geneigt ſind, wie es die Gewohnheit des Pöbels iſt, alles, was die Orts-Obrigkeit verfüget, zu tadeln, und noch gerade es deswegen zu tadeln, weil ſie es verfüget, doch ſich des Gedankens vielleicht nicht erwehren können: für 10,000. Rthlr. oder gar für eine noch geringere Summe, könnte man im-

mer ein ſchönes und der Stadt Ehre machendes Rathhaus erbauen, und die andere 10,000. Rthlr. zur Unterſtüzung derer anwenden, die bey allen milden Beyträgen und der Concurrenz aus der Brandaſſecurationskaſſe doch noch lange über ihren erlittenen Verluſt nicht getröſtet worden ſeyen. Entweder müſſe das Publicum das Geld dazu von andern borgen; oder habe man es vorräthig. In beeden Fällen habe man Gründe genug vor ſich, die einen ſo großen, und wenn man die Wahrheit ſagen ſolle, unnöthigen Aufwand mißrathen. Im erſten Falle könne man Kapital und Intereſſe; und im andern die vorräthige Summe ſelbſt zu einem viel nüzlicheren Gebrauch verwenden. Ich hörte zween ſehr eifrig miteinander hierüber ſprechen: geſtehe aber gerne, daß ich, alles zuſammengenommen, in meinem Sinn demjenigen beytrat, der den allzukoſtbaren Plan des Rathhauſes nicht ohne Hize verwarf. Auch ſchien mir der Gedanke nicht uneben, da er hinzuſezte: was werden diejenige dazu ſagen, die uns aus freyem Mitleiden mit ihrer Guthätigkeit unterſtüzt haben, daß man ihre Gaben ſo anwendet? 10,000. Rthlr. würden

unsern Landesleuten in Neuenburg, die noch dazu im Brande eine Kirche verloren haben, die ihnen etliche wenige Jahre vorher 16,000. Rthlr. kostete, in Gültstein und Vaihingen gute Dienste thun. Der Herzog wird den Streit ohne Zweifel entscheiden, dem der Entwurf des Rathhauses auch unter die Augen kommen muß.

Das sehr artige fürstliche Schloß wurde von den Flammen verschont. Auf diesem hielte sich die verwittwete Herzogin, Maria Augusta, die Mutter des regierenden Herzogs, einige Jahre auf. Es geschahe nicht mit ihrem Willen, daß sie Stutgardt mit Göppingen verwechselte. Große Irrungen, die sich unvermuthet zwischen dem regierenden Herrn und der Mutter, die während der Minderjährigkeit des Sohnes mit dem Ruder in der Hand sich selbst sehr wohl gefiel, entsponnen, veranlaßten diese Veränderung. Ob sie jemal wahrhaftig darüber zur Ruhe gekommen, wird wohl niemand mit Gewißheit behaupten können, wenn sie es auch selbst versichert haben sollte. Uebrigens wußte sie sich ihren Aufenthalt sehr angenehm zu machen. Zu gleicher Zeit hatte die Wittwe des Herzogs Eber-

hard Ludwigs, die durch ihre langwürige unangenehme Situation noch bey Lebzeiten ihres Gemahls bekannt genug ist, ihre Residenz in **Kirchheim an der Tek**, einer der anmuthigsten Städte des Landes, die auch ein sehr feines fürstliches Schloß hat. Der Hof dieser Princeßin sahe aber eher einer Kirche, als einem Hofe ähnlich. Es sind verschiedene Landstädte im Herzogthum Würtemberg, die dergleichen Schlösser haben, die zu den Wittwensizen der Herzoginnen des Hauses bestimmt sind. Im nächsten Briefe gebe ich Ihnen Nachricht von der Reichsstadt **Ulm**, wo ich mich sehr lange und nicht ohne Vergnügen aufgehalten habe. Ich bin ꝛc.

Neunter Brief.

Von **Göppingen** aus kömmt man, wenn man nach **Ulm** gehet, in wenigen Stunden in das Gebiet dieser ansehnlichen Reichsstadt, und ich ergözte mich recht an den schönen und grossen Dörfern, durch die ich reisen mußte. Ich machte den Schluß von dem Wohlstand dieser, der überall sichtbar ist, auf die Glük-

seeligkeit des ganzen Staats. Man sieht die fruchtbarsten Aeker und Wiesen, und die schönsten Waldungen in denen zum Vergnügen der Herren von Ulm, die sich gerne mit der Jagd abgeben, ganz feine Wildbahnen sind. Manche Dörfer sind so groß, daß sie zween Geistliche haben, einen Pfarrer und einen Diakonus, wiewohl dieser mehrmalen Filialien hat, in denen er, nicht ohne Beschwernis, die Gottesdienste zu versehen hat. Die Einkünfte dieser Herren sollen nicht zu verachten seyn. Je besser sie aber sind, mit desto mehr Arbeit sind sie auch verbunden, wie ich denn von einem Ulmischen Dorfe gehört habe — ob ihrer mehrere sind, weiß ich nicht — daß der Pfarrer daselbst auch Schulmeistersdienste versehen muß. Feyertage kann er nun zwar wohl bey diesen Umständen nicht haben. Am Sonntage hat er seinen Kirchendienst: und an den Wochentagen muß er in der Schule seyn. Allein beyderley Arbeiten bieten einander doch die Hände in der Hauptsache vortreflich. Der Pfarrer bildet auf diese Weise seine ganze Gemeinde, alte und Junge; und die Versuchung zum Müßiggehen, zu Klubbs, in denen getrunken und gespielt wird, wenn

die Herren Amtsbrüder aus der Nachbarſchaft nach der Reihe: bald bey dieſem, bald bey jenem zuſammen kommen, eine Gewohnheit, die, ſo vieles auch andere bey Leuten dieſes Standes daran auszuſezen finden, doch unter den Ulmiſchen Predigern gäng und gebe iſt — iſt ihm auch erſpart. Das Städtchen Geißlingen, daß nur ein paar Meilen von Ulm liegt, iſt durch nichts merkwürdig, als durch die artigen Drechslerarbeiten, die dort in Menge verfertiget werden. Ein Fremder kann kaum den erſten Schritt in den Gaſthof thun, ſo wird er von Mädchens belagert, die dergleichen Waare feil tragen, und denen man, wenn man Ruhe haben will, wohl abkaufen muß. Es liegt zwiſchen ſehr hohen und wild bewachſenen Bergen, und man hat einen ungemein ſteilen Berg zu beſteigen, bis man auf die Ebenen des Ulmiſchen Gebiets kömmt. Die Stadt **Ulm** zeigt ſich dem Auge in der Ferne ſehr vortheilhaft. Ihre Lage iſt höchſt angenehm. Die **Donau**, die hart an der Stadt vorbey ſtrömet, trägt vieles zur Anmuth ihrer Situation bey; ſo wie ſie auch für den Handel ſehr bequem iſt. Um die Stadt herum ſiehet man die ſchönſten Gärten, die die Herren

Patricier, unter denen viele von groſſen Mitteln ſind, zu ihrem Vergnügen angelegt, und mit ſchönen Häuſern gezieret haben. Die Bürger ſehen aber eben dieſe Schönheit und Pracht nicht mit ganz gleichgültigen Augen an, und bezeugen, daß ſie die Urſachen des Druks, unter dem ſie, in Abſicht auf ihre ſchwere Abgaben, leben müſſen, unter andern auch in dieſem Aufwand ihrer Obrigkeit mit zu ſuchen haben. Ich werde Ihnen hievon in der Folge noch mehreres ſagen. Dies iſt freylich das oft und gröſtentheils unverdiente Schikſaal der Obrigkeit, daß die Mißgunſt der Unterthanen die guten Vermögensumſtände ihrer Vorgeſezten durchaus nicht anders anſehen will, als ob die Quellen davon ihr Schweis und Blut wäre. Ich beobachtete das nämliche im Herzogthum Würtemberg, wo in manchen Orten die Bürger aufrecht und redlich glauben, und es ſich ja nicht nehmen laſſen, daß ihre Vorſteher alle die Gelder, die das Jahr hindurch an Steuern und dergleichen bezalt werden, an dem Ende des Jahres unter ſich theilen, und höchſtens einen kleinen Theil davon der hohen Landesobrigkeit überlaſſen. Wo käme ſonſt, denken und ſagen ſie, der

Reichthum unſerer Herren, ihre ſchöne Häuſer und Gärten, ihre prächtige Kleider, ihre wohlbeſezte Tafeln: ihre Kutſchen und Pferde und Bediente, ihre Capitalien, die Heurathgüter, die ſie ihren Kindern geben, die Summen, die ihre Söhne auf Univerſitäten und Reiſen vergeuden, her, wenn das nicht wäre? Die Rechnung iſt freylich auf dieſe Art bald gemacht. Der gemeine Mann muß ſich ſein Brod ſauer werden laſſen. Bey aller Arbeit und Mühe, die er mit den Seinen anwendet, kommt doch oft ein ſehr kümmerlicher Verdienſt heraus. Warum ſollen es andere beſſer haben, als ich, ſagt er, die doch im Grund nicht beſſer ſind, als ich? Es kann mit rechten Dingen nicht zugehen. Unſere Herren müſſen das, was ſie beſizen, auf unrechtmäßigen Weegen erworben haben. Sie halten, mit Einem Wort, wie mich einſtens ein Geiſtlicher im Würtembergiſchen, der einen feinen Beobachtungsgeiſt hat, verſicherte, alles, was nicht gemeiner Mann, ſondern Herr heißt, für Schurken und Schelmen, und glauben, daß es noch unverdiente Gelindigkeit ſeye, wenn ſie dieſe ihre feine Hypotheſen, äuſſerlichen Wohlſtands halber, nur bey ſich

behalten, und ihren Vorgesezten das, was sie von ihnen denken, nicht gerade unter die Augen sagen. Daß gerade alle Untergebene so denken, hoffe ich eben nicht. Manche sind von der Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe ihrer Obrigkeiten, und von ihren väterlichen Gesinnungen gegen die Untergebenen überzeugt, und können es seyn. Aber an Misvergnügten fehlt es niemal; und da das menschliche Herz nun einmal so geartet ist, daß es die Ursachen des Unheils, unter dem es seufzet, immer lieber bey andern, als bey sich selbst sucht, so ist sich über diese Gedenkungsart eben nicht zu verwundern. Behutsam sollten wohl die Obrigkeiten dabey werden, und, wenn sie wissen, daß Misstrauen vorhanden ist, lieber in ihrem Aufwande weniger thun, um, auch bey dem besten Gewissen, dennoch nicht einmal von ferne den auf sie gerichteten Augen Blöße zu geben. —

Die Stadt Ulm wird wohl, in Absicht auf Grösse und Umfang, Stutgardt wenig nachgeben: aber in Absicht auf die Volksmenge geht diese Stadt jener zuverläßig weit vor. Sie enthält mehr nicht, als 14, höchstens 15,000. Einwohner. Stutgardt hat, wie ich Ihnen

ſchon werde gemeldet haben, deren 20, bis 22,000. Sie iſt wohl gebaut, aber an modernen Gebäuden arm, in welcher Rükſicht abermal Stutgardt einen großen Vorzug hat. Doch ſieht man einige ſchöne Häuſer hier, die reichen Patriciern oder Kaufleuten gehören. Innwendig aber wird die Reinlichkeit deſto höher getrieben, ſo wie auch auf den Gaſſennahe an den Häuſern und an den Hausthüren; ſo hoch, daß es einigen bis auf das Lächerliche getrieben ſcheinen könnte. Die Reinlichkeit der Holländer werden ſie doch nicht erreichen; und man findet zugleich doch ſolche Dinge mit unter, die mit dieſer Propretè ſehr ſtark kontraſtiren. Die anſehnlichſten öffentlichen Gebäude ſind das Münſter, das durch ganz Deutſchland berühmt iſt, das Zeughaus und das Comödienhaus. Wenn Ulm auch an ſich nicht viel anziehendes hätte, ſo würde doch das erſtaunenswürdige Gebäude, die Hauptkirche allein, verdienen, daß man, um ſie zu ſehen, hieher reiſe. Die heutige Baumeiſter mögen ſich auf ihre Kunſt noch ſo vieles zu gute thun, ſo werden ſie doch, wenn ſie dieſe Kirche und ihren Thurm beſchauen, ſich zur Beſcheidenheit angetrieben finden. Sie erwar-

ten unfehlbar keine detaillirte Beſchreibung derſelben von mir, da man ſolche in einer eigenen Schrift finden kann, die in jedermanns Händen iſt. Die Kirche iſt von erſtaunender Höhe und Länge; es fehlt ihr aber an Licht, wie gemeiniglich allen alten Gothiſchen Gebäuden von dieſer Art. Die Kanzel iſt ſo gebaut, daß der Prediger, ohne ſich mit ſeiner Stimme Gewalt anthun zu dürfen, überall gehört und verſtanden werden kann. Schöne Epitaphien ſieht man in der Kirche hin und wieder. Die Orgel iſt ein Werk von ungeheurer Größe und Stärke. Die gemeinen Leute wiſſen viel von dem großen Maß, das die größte Pfeife faſſe, zu erzählen. In der Sakriſtey, worinnen gewiſſe Verſammlungen der Geiſtlichkeit gehalten werden, — denn zu dem Aufenthalt des Predigers, bis er auf die Kanzel geht, iſt nahe bey dieſer ein eigenes hölzernes Häuschen, das der Kirche eben keine große Zierde giebt — findet man verſchiedene ertige Gemälde, und unter dieſen eines, deſſen Meiſter mir nicht mehr beyfallen will, dem man einen großen Werth beylegt. In dieſer Kirche wird alle Tage Gottesdienſt, und alle Sonntage Communion gehalten. Die Geiſt-

lichkeit iſt ſehr orthodox, und das Volk ungemein gottesdienſtlich, ſo daß es in Beſuchung der Kirchen das Hauptweſen ihrer Religion ſezt. Unter den Vornehmern reißt das, was man ſonſt überall auch antrift, je länger je mehr, auch in Ulm ein: und Voltäre wird hier angebetet, wie anderswo. Den Thurm dieſer Kirche kann man ohne Erſtaunen nicht anſehen. Er wird zwar von dem in Straßburg, den ich auch geſehen habe, an Höhe und Schönheit übertroffen. Kunſtverſtändige wollen ihm aber doch in einigen Stüken einen Vorzug vor jenem beylegen. Es ſind über 400 Jahre, daß er gebaut iſt. Damal war die Zeit, da noch das Sprüchwort richtiger war, als in unſern Tagen: Ulmer Geld zwingt die Welt. Und doch behauptet man, daß die Unkoſten des Baues ſich bereits zu hoch belaufen haben, als daß man dem Thurm die verhältnismäßige Höhe zu ſeiner Dike hätte geben können. Von dieſem Thurm hat man die vortreflichſte Ausſicht auf die benachbarte Gegend bis auf viele Meilen weit. Da das Land hier ſehr eben iſt, ſo läßt ſich leicht denken, wie weit das Auge reichen müſſe. Auf den Fall, daß der Strahl den Thurm anzün-

dete, ſind immer große mit Waſſer angefüllte Keſſel in Bereitſchaft; wie denn überhaupt die Anſtalten bey Feuersbrünſten hier ſo gut ſind, daß man kein Beyſpiel weiß, daß mehr als ein Haus im Rauch aufgegangen wäre. So bald ein Hochgewitter ausbricht, ſo werden Verfügungen getroffen, bey denen die größte Gefahr bald überwunden iſt.

Das Zeughaus iſt mit alle dem, was darein gehört, wohl verſehen, und deſto nothwendiger, da der Ort eine Veſtung iſt. Der Nuzen davon iſt gegenwärtig nicht mehr abzuſehen: und derjenige, der es vor ein paar hundert Jahren in Vorſchlag gebracht hat, die Stadt zu befeſtigen, hat ſich bey den jezigen Einwohnern, wenn ſie beſonders an den Churfürſten Maximilian Emanuel von Bayern gedenken, der ſich mit ihrer Stadt in dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts mehr, als ihr lieb war, abgegeben hat, und ſie unſauber überrumpelte, ſchlechten Dank verdient. Die Feſtungswerke werden immer noch, — zu was Ende, weiß niemand — mit großen Unkoſten unterhalten; vielleicht aus einer ähnlichen Urſache, wie ich Ihnen von einem Städchen im Würtembergiſchen erzählte, da

die Vorſteher ſich der anzulegenden Chauſſee wi-
derſezten, weil ſonſt ihre Leute bey den Wegen,
wenn ſie nicht mehr ſchlecht ſeyen, kein Geld
mehr mit ihren Karren und Pferden verdienen
würden — alſo, um den Leuten Arbeit zu
geben. — Ob eben dieſe FeſtungsUnterhal-
tungsunkoſten auch unter den Klagpunkten
ſind, die die Bürgerſchaft bey dem Reichs-
Hofrath eingegeben hat, weiß ich nicht. Viel-
leicht hätte ſie eher Urſache, ſich hierüber zu
beſchweren, als über viele andere Dinge, wo-
von ſie groß Aufhebens machet. Dieſe
Streitigkeiten währen ſchon über Jahr und
Tage. Das Feuer ſoll durch einen Mißver-
gnügten angeblaſen worden ſeyn, dem die
Bürger große Weisheit und Einſicht in die
Regimentsverfaſſung und Staatswirthſchaft
zutrauten, und dem ein ſolcher Anlaß will-
kommen war, um ſeinen Leidenſchaften wider
den Magiſtrat, oder wenigſtens einige Mit-
glieder deſſelben, von denen er nicht erhielt,
was er fordern und erwarten zu können glaub-
te, Nahrung zu geben und Luft zu ſchaffen.
Er wußte ihnen weis zu machen, daß ihnen
zur Ungebühr harte und unerſchwingliche Ab-
gaben auferlegt wären; daß nicht alle öffent-

liche Gelder in die gehörige Kasse flößen; daß man für das Land äusserst nachtheilige Verkäufe von Waldungen und andern Grundstükken geschlossen habe, die nicht vorgegangen seyn würden, wenn nicht die Käufer, die ihren großen Vortheil dabey gesucht und gefunden haben, an Behörde durch bekannte Weege diese Veräusserungen bewürkt hätten. Man habe eben diesen Veräusserungen, da das Publikum große Augen darüber gemacht, eine scheinbare Farbe zu geben gewußt, und behauptet, daß die Staasbedürfnisse bey dem Verfall der Einkünfte, der sich von der Bayerschen Invasion herschreibe, und von dem sich die Republik noch nicht erhohlt habe, baare Summen nöthig habe, und daß es ja besser sey, sich auf diese Art höchst unentbehrliche Baarschaften zu verschaffen, als Gelder aufzunehmen, und durch die davon zu bezahlende Interessen die Auflagen, über die man vorhin so sehr schrye, noch mehr zu erhöhen. Bey Besezung der Aemter in der Stadt und auf dem Lande gehe alles nach Gunst und Geschenken, und nicht nach Verdiensten. Die Patricier, oder wenigstens die mächtigste unter ihnen, reißen solche Bedienungen an sich, die

bisher nicht an Patricier, sondern an andere abgegeben worden seyen. Einige Familien unter diesen, von denen mehrere im Senat seyen, wielen den Meister, und um diesem abzuhelfen, sollten lieber, um das Patriciat zu verstärken, fremde in den Magistrat aufgenommen werden; so würde die Plage des Nepotismus von selbst aufhören, und was dergleichen Klagen noch mehr waren, an denen es ohnehin unruhigen Köpfen, die sich einmal vorgenommen haben, überall Gespenster zu sehen, besonders wenn sie etwa auch noch einige Kenntnisse besizen, niemal fehlen kann. Die Bürgerschaft fieng nun unter dem Vorsize dieses Gracchen Zusammenkünfte in den Privathäusern zu halten an, und es blieben wenige übrig, die nicht Parthie nahmen. Der Magistrat wurde aufmerksam, und verbot solche. Die Sache kam aber doch so weit, daß sie vor den Reichshofrath gebracht wurde, und sich der Magistrat verantworten mußte. Es gieng eine Deputation vom Rath nach Wien, und die Bürger glaubten den Sieg beynahe in den Händen zu haben, da eine Kaiserliche Commißion verordnet wurde, die die Staatswirthschaft genau untersuchen mußte. Es

kamen Marggräflich Baadiſche Räthe nach Ulm, denen alles vorgelegt wurde. Während dieſer Zeit wollte ſich der Syndik der Bürgerſchaft — denn als ein ſolcher wurde der bemeldete Anführer nachgehends ſelbſt von dem Reichshofrath feyerlich erkannt — wieder für ſeine Perſon mit dem Magiſtrat in Traktaten einlaſſen, ſchrieb Bedingungen vor, unter denen er das Gewehr niederlegen, und das angefangene, dem Frieden und der Einigkeit zu lieb, auf ſich beruhen laſſen wolle. Der Magiſtrat, der vermuthlich ſeiner Sache auch gewiß war, und ſich auf ſeine gute Sache verließ, antwortete ihm, wie er es verdiente: und er ſoll in der That gegenwärtig in ſolchen Umſtänden ſeyn, daß er, wenn es nur möglich wäre, das Geſchehene gern ungeſchehen machen würde. Inzwiſchen referirte die Baadiſche Commißion bey dem Reichshofrath, und der Magiſtrat ſoll von dieſem erſtatteten Bericht nichts zu befahren haben. Man iſt auf den völligen Ausgang ſehr begierig: und die Bürgerſchaft fängt an, den Ton ſehr herabzuſtimmen. An Unkoſten, die ſie zu bezahlen hat, wird es nicht fehlen; und man glaubt, eben dieſer Umſtand, wenn es zum Zechen

zahlen komme, werde das vorhin so einige Reich der Bürgerschaft mit sich selbst im höchsten Grade uneins machen. Nicht alle Bürger haben an allen Klagen Antheil genommen, sie wollen also auch nicht an allen Kosten Theil nehmen; und wer kann sie darum verdenken? Wer soll aber nun diese Puncte auseinander sezen, und wer kann es thun? Wenn man mich desfalls fragte, so würde ich sagen: der patriotische Syndik und die patriotische Anführer unter der Bürgerschaft — denn es gibt bey dergleichen Angelegenheiten immer solche, die den Ton geben, und andere, die aus Einfalt, oder Kützel, auch ein Wort dazu sprechen, wenn man der Obrigkeit zu Leide will, oder auch aus andern Ursachen, weil der Tongeber der Vetter oder Schwager ist, oder weil man diesem oder jenem aus dem Rathe — mit Grund, oder nicht? daran ist nichts gelegen — nicht gut ist, andern nachschwäzen — sollten zur Bezalung der Hauptzeche angehalten werden, und dann die übrige mit anstehen; so finden sie doch Ehre in dem Gedanken, auch mit unter den Patrioten gewesen zu seyn, und, bey den empfindlichen Heimsuchungen ihres Beutels, einen Theil ihres Ver-

mögens dem gemeinen Besten aufgeopfert zu haben. Und zu diesem edelmüthigen Opfer kann ihnen der Magistrat aufrichtigst Glük wünschen. Vielleicht entscheidet aber der Reichshofrath dies auf eine andere Art, und dann nehme ich meinen Vorschlag wieder zurüke. Ohne Schröpfungen kann es nicht abgehen. Was schadet es aber? Der Magistrat sieht nun doch, daß die Bürgerschaft nicht wie mit Strohmännern mit sich umgehen läßt, und wird in Zukunft vorsichtiger seyn. Sollte aber die Folge gar die seyn, daß nun beede Theile näher zusammenrükten und in Frieden lebten, so wäre eine große Summe nicht darum zu nehmen, daß der Krieg nicht angegangen wäre. Am Ende sollte man den altdeutschen Vers an die Thüre des Zimmers schreiben, worinn die Zusammenkünfte, wie man den Magistrat zu Paaren treiben wolle, gehalten worden sind:

Nach Krieg macht Fried die närrisch' Welt!
Hielt sie vor Fried, b'hielt sie ihr Geld.

Sie erlauben mir, **mein liebster Freund!** bey dieser Gelegenheit noch etwas zu sagen, das hier nicht am unrechten Orte stehen wird. Gerade um die Zeit, da die Kaiserliche Com-

miſſion gegenwärtig war, um das Oeconomieweſen zu unterſuchen, bewieß der Magiſtrat der Bürgerſchaft ſein gutes Gewiſſen, und ſein himmelveſtes Vertrauen auf ſeine gute Sache, troz allen auch den ſpizigſten Deüderien der Bürgerſchaft in Anſehung der Verwendung der öffentlichen Gelder, auf die einleuchtendſte und handgreiflichſte Weiſe. Errathen Sie wohl, wie? in einem Staate, in dem die Handlung, wie die Welt weis, gar nicht mehr in dem alten Flor ſteht, und deſſen kleine Reſte traurige Zeichen des ehmaligen Wohlſtandes ſind; in welchem die Bürger über drükende Auflagen klagen, und der Magiſtrat bey der Anerkenntniß, daß dieſe Klagen nicht ganz ohne Grund ſeyen, ſich theils mit der offenbaren Nothwendigkeit entſchuldigt, theils auf beſſere Zeiten, und denn auf gewiß erfolgende Erleichterung vertröſtet: in einem ſolchen Staate wurde beſchloſſen, ein Comödienhaus zu erbauen. Lachen Sie nicht, Freund, und eben ſo wenig ärgern Sie ſich. Jedes, auch das ſchlimmſte Ding, hat zwo Seiten. Darüber, habe ich keine Nachrichten, ob die Erbauung eines ſolchen bey der heutigen geſitteten und feinen Welt zur (wahren, oder eingebildeten? darüber fragen Sie mich nur nicht) Bedürfnis

gewordenen Hauſes durch die einmüthige oder nur mehrere Stimmen des Magiſtrats beſchloſſen worden ſeye? Ob es durch eine Deputation von der Bürgerſchaft bey Rathe angebracht und verlangt; oder ob dieſer durch einen aus ſeinem Mittel darzu veranlaßt worden, Umfrage deswegen zu halten, um es zu Stande zu bringen. Genug, es wurde gebaut, und wie ich verſichert worden bin, wenigſtens 12,000 Rthlr. darauf verwendet. Kein mächtiger Fürſt dürfte ſich ſchämen, ein ſolches Comödienhaus zu haben. Die Meinungen über dieſe Materie ſind unter denen, die Einſicht beſizen, ſo verſchieden, als ſie nur immer ſeyn können. Der eine erklärt es für dummköpfigte Kopfhängerey, wenn man etwas dawider haben wolle. Dies gehört hieher gar nicht; denn die Widerſprecher des Comödienhauſes haben ſicherlich an den Punkt der Religion gar nicht gedacht. Der andere ſagt: wenn man gerade ſo viel, als die Erbauung dieſes Hauſes gekoſtet habe, den Bürgern an ihren Auflagen abgenommen hätte, denn hätte ſich die Sache hören laſſen. Der dritte behauptet: man hätte es blos für diesmal um der kritiſchen Verhältnis des Magiſtrats gegen die Bürgerſchaft willen, unterlaſſen, und wenig-

ſtens eine bequemere und ſchiklichere Zeit dazu abwarten ſollen—ich erzähle nur, was ich gehört habe; es mag noch weit mehrere, als nur dieſe Varianten, geben. Das ſcheinbarſte, was ein Vertheidiger der Sache, der ein Fremder war, vorbrachte, war das: Dies ſey, vorausgeſezt, daß es nicht ſowohl kein Ueberfluß für Ulm eine ſo anſehnliche Reichsſtadt, ſey, ein dergleichen Haus zu haben, als vielmehr bisher eine Schande geweſen ſey, keines zu haben, — die ſchönſte Gelegenheit für den Magiſtrat geweſen, der Bürgerſchaft zu zeigen, daß er ſich vor ihr nicht fürchte, und daß er an gehörigem Orte auch dieſen Aufwand, ſo wie andere Dinge, die ihm zu Laſt gelegt werden, ſtandhaft und gründlich zu vertheidigen wiſſen werde. Da es einmal in den Vorſchlag gebracht worden ſey — Freylich wenn dies unterblieben wäre, ſo wäre auch nichts dawider zu ſagen, und dann hörte die Controvers von ſelbſt auf — ſo habe der Magiſtrat beynahe unmöglich anders gekönnt, als, um den Bürgern, die ſehr aufmerkſam auf den Ausgang dieſes Vorhabens geweſen ſeyen, keine Blöſſe zu geben, ſolches durchſezen, ſollte es auch nur darum geſchehen ſeyn, um die Ehre der

Rebublik zu retten, die doch hoffentlich durch eine Ausgabe von einigen 1000 Rthlrn. nicht werde zu Grunde gerichtet werden. Und ob man es nicht vollends gar für eine feine Erfindung halten könne, der Bürgerschaft etwas hinzu werfen, um ihre Aufmerksamkeit von etwas, das man ihr gerne ganz aus den Augen rüken möchte, ab- und auf ein solches Divertissement hinzulenken, worüber sie ihre Klagen vergessen, und wohl gar sich mit dem Magistrat wieder aussöhnen dürfte, der doch auch für das Vergnügen seines Bürgers sorge. Diese leztere Betrachtung ist gewiß nicht leer und ungegründet, wie ein jeder erkennen muß, dem die Lebensart in Ulm bekannt ist. Der herrschende Geschmak, bey allen Beschwerden über Abnahme der Handlung und Verfall des Nahrungszustandes, sind unter allen Ständen der Einwohner Lustbarkeiten. Jede Gelegenheit ist ihnen willkommen, solchen zu vergnügen. Nicht nur an Sonn- und Feyertägen; sondern auch zu andern Zeiten sind die Gasthöfe voll von Leuten, die sich bey Marggräfler- und Nekar- auch ausländischen Weinen, und bey sonst wohlbesezten Tischen einen vergnügten Nachmittag machen.

An Tänzen, Spazierfahrten, Lustreisen fehlt es niemal. Die Summen, die diese Dinge kosten, sind ungleich grösser, als die Erbauung eines Comödienhauses. Dies darf nur einmal errichtet werden, so ist man auf immer fertig. Jene Ausgaben aber fangen alle Tage wieder von forne an. Wo einzelne Glieder der Bürgerschaft das thun können, da wird doch auch die gemeine Casse ein Haus zu bestreiten vermögen, in welchem die Sitten gebildet, die Empfindung verfeinert, und überhaupt mehr gutes in einer Stunde gestiftet werden kann, als die Geistlichen durch ihre wenigen Sittenlehren in einem Jahrhundert zuwegebringen können. Und ist es nicht besser, daß Leute von allerhand Klassen ein paar Stunden einem Lust- oder Trauerspiele zu sehen, als daß sie sich einer lärmenden, und sehr oft mit den gröbsten Unordnungen verknüpften Ergözlichkeit überlassen? Man berechne noch dazu, welches von beyden mehr geldfressend ist, so ist die Sache bald entschieden. Hätte nicht ein Fremder diese Betrachtungen angestellt, so würde ich mich leicht bereden lassen, daß gerade dieses Räsonnement bey der würklichen Sizung des Rathes, da

das Comödienhaus zur Sprache gekommen die Mehrheit der Stimmen, — denn es soll doch, wie ich mich erst hinten nach erinnere, durch diese, und nicht einmüthig, beschlossen worden seyn — bewürkt habe. Vielleicht gehen nun gerade diejenigen von der Bürgerschaft am liebsten zur Comödie, die die meisten Grillen wider den Magistrat gehabt haben, und diejenige besuchen sie am wenigsten, die die Erbauung dieses Hauses am hizigsten betrieben. Rechtfertigung genug wieder alle diejenige, die über diese neue Anstalt sich noch nicht haben zur Ruhe bringen lassen. Ich habe solches selbst gesehen, und gestehe, daß mich doch bey so bewandten Umständen die darauf verwandte Kosten etwas irre machten, besonders da ich, so lange ich mich in Ulm aufhielt, eine Unordnung bemerkte, die dieser Republik keine Ehre macht, und zu deren Abstellung eine noch so grosse Summe Geldes, als das Comödienhaus gekostet hat, noch nicht zu groß wäre. Den Strassen- und Gassenbettel sieht man hier in seiner ganzen Schändlichkeit. In den Häusern müssen eigene Leute dazu gehalten werden, um die Allmosenfordernde, die vor die Fenster und Thü-

ren kommen, zu befriedigen; und es vergeht keine Viertelſtunde, daß dieſe nicht Arbeit haben ſollten. Wie kömmt das, fragte ich, ſind denn hier keine Anſtalten, um dieſem beſchwerlichen und gefährlichen Unweſen zu ſteuren? Ein **Comödienhaus**, war die Antwort, haben wir wohl, aber kein **Zucht- und Arbeitshaus**. Nun war ich, die Wahrheit zu ſagen, auf einmal anders geſtimmt, als bisher, da ich immer noch mit Lebhaftigkeit die Parthie der Mehrheit der Stimmen bey Rathe zur Erbauung eines Comödienhauſes nahm. Ich wünſchte mir nur ſo lange Mitglied des Reichshofrathscollegiums zu ſeyn, biß ich ein gewiſſes Concluſum hätte zu Stande bringen helfen — dies, dünkt mich, iſt doch etwas zu ſehr auffallend. Die goldene Regel hätte hier gut angeſchlagen: Eines thun, und das andere nicht laſſen. Wenn das Comödienhaus auf die Verbeſſerung der Gedenkungsart und der Sitten einen Einfluß haben kann; ſo iſt ein Arbeits- und Zuchthaus noch nöthiger; um die Verſchlimmerung der Sitten zu verhüten. Dies muß vorher geſchehen, als denn kann erſt das andere nachkommen. Nein, man hätte hier einen Mit-

telweg treffen, die eine Hälfte der Unkosten zu diesem, die andere Hälfte zu dem andern anwenden, und so beyde Absichten miteinander verbinden können — Ob gute Schauspielergesellschaften hieher kommen, weiß ich nicht; da ich in Ulm war, wurde gerade nicht gespielt. Man sagte mir, daß sehr gute Stüke, auch Trauerspiele, aufgeführt werden. Man könnte einem grossen Theile der Einwohner gönnen, daß sie in den Schauspielen gebildet würden. Das Reichsstädtische sieht und spürt man ihnen merklich an. In Complimenten sind die Meister, und grosse Freunde des Cerimoniels. Ich wollte keinem Bürger rathen, mit einem Rathsherrn oder seiner Gemahlin eine halbe Stunde zu sprechen, ohne die Anrede: **Hochgeehrter Herr! Hochgeehrte Frau!** wenigstens siebzehnmahl hören zu lassen. Alle Frühjahre kömmt die Kreisversammlung hier zusammen, die ihre Sizungen auf dem Rathhause hält; ein Umstand, der doch auch etwas zur Nahrung der Bürger beyträgt.

Die Anstalten zur Beförderung der Gelehrsamkeit sind hier nicht zu verachten. Das Haupt des Ministeriums ist der **Senior**, der

zugleich Professor der Gottesgelehrsamkeit an dem Gymnasium, Consistorialis, Scholarche und Mitglied des Ehegerichts ist. Alle übrige Prediger sind zugleich Professoren an dem Gymnasium, und haben den Ruhm, daß sie ihren Aemtern mit Würde vorstehen. Friede und Einigkeit herrscht unter ihnen, troz der Verschiedenheit ihrer Gedenkungsart in Absicht auf die heutige Gährung in der theologischen Welt, da sich der eine, und der andere zu den neuern, die übrigen aber zu den Orthodoxen schlagen. Das Gymnasium dünkt mich bey der Verbindung der Kanzel und des Katheders nicht viel zu gewinnen. Als Prediger haben sie gehäufte Kirchenarbeiten. Die zur Erholung bestimmte Stunden läßt man sich nicht gerne nehmen; und auf diese Weise, sagt man mir, müssen die Vorlesungen je und je zurüke stehen. Das Comödien haus fällt mir hier wieder ein. Einigen Predigern die Arbeiten an dem Gymnasium abgenommen, ohne ihnen ihren Gehalt zu schmälern, der ohnehin wie mich andere unpartheyische versichert haben, nicht groß ist: eigene Professionen aufgerichtet, und diese mit ansehnlichen Besoldungen begabt, und wenn

auch das Comödienhaus darüber geſcheitert hätte, darüber hätte die Bürgerſchaft nicht murren können. Bey Erſezung der geiſtlichen Aemter und der am Gymnaſium, deſſen Haupt der Rektor iſt, nur daß die Prediger am Münſter noch über ihm ſind, wird ganz genau nach der Ordnung verfahren. Der ältere rükt immer vor, und die jüngere nach. Man will dieſes denen, die dabey zu ſagen haben, auch nicht ſonderlich zum Lobe anrechnen. Es iſt klar, daß man bey dieſer unwiderruflichen Anhänglichkeit an die Ordnung je und je eine Niete greifen kann. Bequem iſt es allerdings für die Berufene und Berufer. Jene wiſſen allezeit, weſſen ſie ſich bey Jeder ſich ereignenden Erledigung eines Plazes, ob die Summe ihrer Verdienſte groß oder klein iſt, oder gar ausfällt, zu verſehen haben, und es kömmt alles lediglich darauf an, daß ſie ſo lange leben, bis ſie die Reihe trift. Auch fällt bey dieſer Methode die Currenterey und die Eiferſucht weg, welches beedes böſe Plagen ſind. Aber auch den Berufern iſt ſo eine Menge Verlegenheit mit Unterſuchungen, wer da oder dorthin am beſten tauge, mit Vorwürfen, daß man den unrechten ernannt habe, und was dergleichen mehr iſt, erſpart.

Die

Die Sachen gehen ſchlechterdings in der Ordnung, und dieſe iſt die Seele der Regierung eines jeden Staats. Ohne dieſe müßte in kurzem alles in Trümmer gehen.

Den Profeſſor **Miller**, den Verfaſſer des **Siegwarts** und anderer Schriften, die ihm bey dem Ausland Ehre machen, lernte ich auch als einen rechtſchaffenen und würdigen Mann kennen. Er war zu erſt Pfarrer auf dem Lande, nahe bey Ulm; iſt aber nun ſeit kurzer Zeit ins Stadtminiſterium gezogen, und ihm auch eine Profeßion bey dem Gymnaſium anvertraut worden. Der Mann leiſtet weit mehr, als ſein äuſſerliches verſpricht. Sein Verleger hat ſich bey ſeinen Schriften ſehr wohl befunden. Seine Talente reichen viel weiter, als nur auf die Verfertigung von Romanen, wiewohl er ſich dieſer durchaus nicht ſchämen darf.

Das Gymnaſium hat vor ein paar Jahren durch den Tod des Rektor **Millers** einen groſſen und beynahe unerſezlichen Verluſt erlitten. Dieſer Mann, der in der griechiſchen und lateiniſchen Litteratur, in der Geſchichte und noch mehreren Wiſſenſchaften wahrhaftig groß war, zog die Gelegenheit, ſeinem Vaterlande zu

dienen, mehr als Einem glänzenden Glük vor, das er auswärts hätte machen können. Es wurden ihm Lehrstüle in Leipzig und noch auf andern Universitäten angeboten: er schlug sie aber großmüthig, aus Eifer, Ulm nüzlich zu seyn, aus. Seine große und wahre Verdienste sollen dem ungeachtet nicht allgemein erkannt worden seyn; ein Schikſaal, das er mit andern gemein hatte. Sein Angedenken erhält ein Sohn, der Rathsconsulent ist, ein Mann voll Geist und Gelehrsamkeit, der auch schon mehr als Einen vortheilhaften Ruf ausgeschlagen hat. Ulm hatte ehmal an einem seiner Bürger einen sehr betriebsamen Mann. Er hatte auf seinen Reisen Basedowen kennen gelernt, und sich ganz in diesen Mann, auf allen Seiten, verbildet. Nach seiner Zurükkunft wollte er seiner Vaterstadt die Früchte seines Nachdenkens und seiner gesammleten Erfahrungen, besonders in Absicht auf die Erziehung und Bildung der Jugend, genießen lassen. Er klagte aber bitterlich, daß er keine offene Ohren fände: nahm inzwischen eine kleine Bedienung an, fand aber seine Gedenkungsart mit der seiner Mitbürger so disharmonisch, daß er sein Aemtchen, das natürli-

cher Weiſe mit keinen reichlichen Einkünften verſehen war, niederlegte, und in die Schweiz gieng.

Man trift in Ulm feine Bibliotheken an. Die der Stadt gehörige, iſt zwar nicht auſſerordentlich zahlreich, aber doch mit ſchönen Werken verſehen, und es wäre ihr nur zu wünſchen, daß ſie mehr benüzt würde. Hingegen iſt die von Kraftiſche Familienbibliothek von deſto gröſſerem Belange, und enthält einen Schaz von koſtbaren Werken, beſonders in der Geſchichte.

Die von Schermatiſche iſt zwar klein, aber wohl eingerichtet; und wird alle Tage noch aus einer dazu vorhandenen Stiftung vermehrt. Sie enthält vorzüglich feine Numismatiſche Bücher. Nur iſt zu bedauren, daß ſie an einem ſehr unbequemen, engen und finſtern Plaze aufgehoben wird. Es würde dieſer und der Stadtbibliothek zum Vortheil, und denen, die ſie gebrauchen wollen, zum Nuzen gereichen, wenn ſie miteinander verbunden würden. Ueberhaupt klagt man über den Mangel des Eifers in dieſem Fache. Heilbronn, Memmingen, Lindau, und andere Reichsſtädte, die Ulm in manchem Betrachte

nachstehen, wenden alle Jahre einige hundert Reichsthaler auf die Vermehrung ihrer Bücherschäze. Solche Beyspiele verdienten Nachahmung: und gelehrte Mitbürger, denen man doch auch ein bisgen Gehör geben sollte, werden ihre Stimmen immer eher zur Vergrößerung der Bibliotheken, als zu einem Comödienhause geben. Man entschuldigt sich in Ulm mit der Unvermögenheit derjenigen Aemter, die dergleichen Ausgaben zu bestreiten haben; die Vorsteher würden gern die Hände dazu bieten, sie seyen ihnen aber durch das, was ich eben gesagt habe, gebunden. Es wird nicht fehlen, so fällt Ihnen hier das Comödienhaus abermal ein: doch die Gelehrte, die allein nach den Bibliotheken fragen, sind ja nicht das ganze Publikum, sondern nur, und zwar ein kleiner, Theil desselben.

Die Wagnerische Buchdrukerey ist eine wahre Merkwürdigkeit in Ulm. Sie mag wohl, ohne zu viel zu sagen, eine der vornehmsten in Deutschland seyn. Man könnte Wagnern den deutschen Elzevir nennen. Er besizt nicht nur einen sehr großen Vorrath, sondern auch die schönste Schriften, die man sehen kann. Zum Beweiß dienen die klassische

lateinische Schriftsteller, die in dem Verlage eines berlinischen Buchhändlers vor dreyßig Jahren von ihm gedrukt worden sind, und die der obengenannte Rektor Miller besorgt hat. Die ganze Sammlung davon ist auch nur um der typographischen Schönheit willen eine wahre Zierde einer Bibliothek. Wagner ist selbst auch ein Gelehrter, und Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Helmstadt, und besizt einen artigen Büchervorrath, in welchem man viele seltene Dinge antrift. Er wendet zur Ehre seiner Buchdrukerey vieles auf, die ihm übrigens um der Menge der Arbeiten willen, da sie die einzige in Ulm ist, jährlich ein schönes eintragen muß. Das Collegium juridicum und Medicum ist mit gelehrten Männern besezt, die in einer edlen Nacheiferung gegen einander stehen. Schriftsteller sind, so viel mir bekannt ist, keine unter ihnen. Bey jenen lassen die ordentlichen Geschäfte, die bey einem so großen Gebiete, als Ulm hat, häufig seyn müssen; und bey diesen die Praxis bey den Kranken, an der es an einem Ort, dessen herrschender Geschmak, wie ich Ihnen schon gesagt habe, den Aerzten geflissen in die Hände arbeitet, unmöglich in reicher Maße

fehlen kann, dergleichen auſſerordentliche Geſchäfte, als das Bücherſchreiben iſt, das, wie einer von dieſen Herren gegen einen andern behauptete, nur für Müſſiggänger gehört, nicht zu. Dieſer Gedanke kömmt mir doch etwas ſonderbar vor. Ich bin weit entfernt, jedem Schriftſteller ſeine Schriftſtellerey zum Verdienſte anzurechnen: mancher würde, das einzige abgerechnet, daß er doch zu leben haben muß, und nicht weiß, wie er es auf einem andern Weege angreifen ſoll, ein gröſſeres Verdienſt machen, wenn er nicht Autor wäre. Aber übrige Stunden gibt es doch immer einige, ſollten es auch nur die ſeyn, die man etwa in Geſellſchaften, wenn dieſe zu häufig beſucht werden, oder in Gaſthöfen, oder ſonſt zubringt. Die Woche, in der der Schwörtag in Ulm iſt, da die Regierung nach der Reihe an einen andern von den drey Bürgermeiſtern kömmt, die, ſo lange ſie leben, in dieſer Würde bleiben, iſt die feyerlichſte Zeit des ganzen Jahres für die Einwohnerſchaft von Ulm. Derjenige, der ſich beygehen ließe, um der verderblichen Ueppigkeit willen, der in dieſen Tagen alles aufgeopfert wird, eine Aenderung hierinn in der beſten Meinung vorzuſchlagen, und gewiſſe Unordnungen

abzuſtellen, würde ſicher, der Klagen und des Patriotiſmus der Bürger ungeachtet, wenig Ehre aufheben, und vielleicht gar Unruhen erregen. Ich glaube es, den Erzählungen und Beſchreibungen zu Folge, die ich davon gehört habe, gerne, daß manche Familien in dieſen wenigen Tagen einen Aufwand machen, von dem ſie ein paar Monathe leben könnten. Da man auſſer dieſer Zeit wenig haushälteriſches bey den meiſten ſieht, ſo iſt die Rechnung leicht zu machen, wohin es bey dieſen Feyerlichkeiten, durch die man zu allem, wenn es noch ſo koſtſplitterig iſt, legitimirt zu ſeyn glaubt, kommen kann. Die Gaſtwirthe wünſchen gewiß mit dem wärmſten Herzen dem neuen Regenten zu dem Antritt ſeiner Würde Glük; und die Einſtellung eines einigen Schwörtages würde ihnen ein ſchönes Capital ſchaden.

Bey der Erwählung zu Rathe, oder zu andern Aemtern, die von Rathsgliedern bekleidet werden, wird dem Vernehmen nach, auch, wie ich Ihnen ſchon bey den geiſtlichen Aemtern geſagt habe, nach der Ordnung vorgeſchritten. Es ſchlagen eben die Gründe hier an, die dort angeführt worden ſind. So kommt man am beſten weg. Und wenn man

auf andere Dinge ſehen wollte, ſo wären das Grübeleyen.

Zu einem ſichern Herrn von — — der eben nicht den Vorſaz hatte, ſich mit Wiſſenſchaften den Kopf zu zerbrechen, ſagte einſt einer, der ſeine ſchwache Seite kannte, halb im Spaß, und halb im Ernſt, Einmahl, mein Freund, es wäre doch rathſam, aufzuſchauen, ſich beſſer anzugreifen, und mehr zu lernen, als bisher; die alte Leyer wird nicht lange mehr gut thun, es konnte am Ende fehlen. Seyen Sie ohne Sorgen, antwortete jener, die Ausſichten, die Ihnen ſo bedenklich ſcheinen, ſchröken mich nicht. Ich verlaſſe mich auf die troſtvolle Beyſpiele anderer. Mein Vater iſt — — und hat eben ſo wenig harte Breter zu bohren gut gefunden, als ich. Was ihm worden iſt, muß mir auch werden. — Dieſe Anekdote wurde mir im goldnen Hirſch hier in einer Geſellſchaft erzählt. Ich überlaſſe es Ihnen, was Sie davon denken wollen. In unſern erleuchteten Tagen, da es beſonders auch bey Leuten vom Stande je länger je mehr, glüklicher Weiſe Mode wird, ſich vom Pöbel noch durch mehreres, als durch Kleider und Aufwand zu unterſcheiden; und da man mehrere um- und

neben ſich ſieht, die die Univerſitäten nicht eben blos Brauchs halber, und, um ein paar Jahre lüſtig zu leben, ſondern in edlen Abſichten und mit Nuzen beſucht haben, ſolte auch eine ſolche phlegmatiſche Gedenkungsart nicht mehr ſtatt finden. Diejenige, in deren Händen die Beſezung der Aemter iſt, könnten freylich das Beſte hieben thun. Ein paar auffallende Exempel, da man einen Strich durch die ſo ſichere Rechnung eines jungen Pflaſtertreters, der das: narravere Patres, ut nos &c. zu ſeinem Symbol erwählt hätte, ganz unvermuthet machte, die ſonſt meinetwegen wohl hergebrachte Reihenordnung auf die Seite ſezte, und andere Vorzüge, die ſich unläugbar durch Wiſſenſchaften und Verdienſte auszeichneten, würden Wunder thun. Das wäre ein treflichs Nießpulver zur Reinigung des Gehirns: andere würden ſich das klüglich merken; und nach Verfluß einer geringen Zeit würde man bey Beſezung erledigter Stellen, im Rathe, oder anderer Aemter, die Wahl ſo reichlich haben, daß man nun erſt wieder zu der alten Methode, bey der Ordnung zu bleiben, nicht nur mit der beſten Hofnung, ſondern gar mit Gewißheit, nicht zu fehlen, zu-

rükkehren könnte. Die weltliche Bedienungen auf dem Lande des Ulmer Gebiets sind sehr einträglich. Es soll Amtmannsdienste geben, die bis auf 1000 Rthlr. Einkünfte haben. Vermuthlich geht es, wenn diese vergeben werden, auch nach der Ordnung. Ich sehe dies für meinen Theil für einen augenscheinlichen Beweis eines vollkommenen Vertrauens derer, die die Bedienungen beſezen, auf die Weisheit und Gerechtigkeit der höchſten Vorſehung an, daß ſie gerade um die Zeit eine Erledigung verhänge, wenn diejenige, die ſie ſelbſt für die würdigſte und tüchtigſte erkennt, an der Reihe ſind. Oder repoſirt man ſich auf den philoſophiſchen Lehrſaz von der beſten Welt, wenn gewiſſe Aemter auch an ſolche kommen, die bey reifem Nachdenken ſich vielleicht ſelbſt verwundern, und nicht begreifen können, wie ſie dazu gekommen ſind. Wider beydes läßt ſich nichts ſagen. — Einige Herren aus dem Collegio Iuridico machen ſichs auch zur Ehre, den neuern Hypotheſen der gelindern Parthie der Criminalrechtslehrer beyzutreten, und in vorkommenden Fällen mit Eifer zu behaupten, daß man das Menſchenblut ſchonen müſſe. Ein Junge von unge-

sehr funfzehn Jahren, der zu der Zeit, da man in dem peinlichen Rechte noch strengere Grundsäze hatte, als gegenwärtig — es soll kaum vor zwölf oder funfzehn Jahren geschehen seyn — aus blossem Unmut, und, um eine bübische Rache zu üben, ein Haus in Ulm anzündete, daß es in die Asche gelegt wurde, bey welchem Haus es aber doch zum Glüke um der guten Löschanstalten willen blieb, aber dafür den Kopf verlor, würde jezt aufs höchste ein etwas beschwerliches Gefängnis zum Lohn seiner Bosheit davon tragen. Ich will mich nun an die Frage nicht wagen, ob der Erfolg auch würklich den Absichten dieser Gelindigkeit entspreche. In Oberschwaben wenigstens scheint es nicht an dem zu seyn. Die Strassen sind nicht sehr sicher: und diese bedenkliche Leute scheinen, da man in Bajern ernstlich durch Galgen und Rad mit ihnen spricht, mit welchen Zierrathen die Landstrassen dort zu Lande reichlich besezt sind, jenes ihnen nicht behagliche Clima meiden, und nun Schwaben zu einem Schauplaz ihrer Heldenthaten machen zu wollen. Man sagte mir, daß sie sich ohnehin in diesen Gegenden gerne einnisteln; theils weil die verschiedene Herr-

ſchaften, wovon ſie ſich aus einer geſchwind in die andere verfügen können, ihnen mehrere Sicherheit gewähren: theils weil eben dieſe Herren, aus Furcht vor groſſen Unkoſten, wenn ſie ſolche Leute juſtificiren laſſen müßten, nicht gerne an ihre Benfangung kommen; und endlich, weil die katholiſchen Geiſtlichen ſich eine Amtspflicht daraus machen, ihnen entweder, wenn ſie in Gefahr ſind, erwiſcht zu werden, Aufenthalt zu geben, oder wenn ſie aus Gefängniſſen entweichen, ſie eine Zeitlang zu ihrer Sicherheit bey ſich aufzuheben. Die Geſchichte, die ſich noch nicht lange im Oeſterreichiſchen zugetragen hat, da ein Mörder, den man den neuern Lehrſäzen von **Verbrechen** und **Strafen** gemäß, am Leben ließ und zu einer harten, vermuthlich auch langwierigen Gefangenſchaft verurtheilte, aus dem Gefängnis brach, und einen Landedelmann aufs unmenſchlichſte behandelte, und endlich gar tödtete, kann lehren, wozu dieſe Aufhebung der **Todesſtrafen** diene. Der Landedelmann würde noch leben, wenn man ſeinen Mörder nicht am Leben gelaſſen hätte. In Ulm ſind verſchiedene Werbungen, Kaiſerliche, Preußiſche, Däniſche. Ich möchte jeder alle dieſe

nige gönnen, die blos aus Müßiggang, oder Mangel an Arbeit sich auf das mißliche Handwerk der Landesstreicherey legen. Unter diesen Officieren sind sehr verständige und polirte Leute. Mit einem Preußischen Lieutenant sezte es vor einigen Monathen grossen Verdruß. In einem Gasthofe, in welchem er sich fleißig einfand, aber, so bald er den Wein fühlte, jedem, der sich ihm näherte, durch seinen blossen Anblik zu verstehen gab, daß man sich nun mit ihm nicht einlassen müsse, wenn man Ruhe haben wolle, kam er mit einem jungen Patricier, dessen Vater oder Anverwandter Rathsmitglied ist, so ernstlich zu sprechen, daß er nicht nur diesem, sondern dem ganzen Magistrate in den unanständigsten Ausdrüken Troz bot. Dieser machte an gehörigem Orte förmliche Anzeige von dem Auftritt. Der Magistrat fand für gut, den Lieutenant arretiren zu lassen. Dieser erstattete Bericht hievon an Behörde; er wurde abgerufen, und nun ist wieder Friede. Der Magistrat, der die klügste Parthie ergriff, zu glauben, daß er von Personen, die sich selbst zuerst entehren, wenn sie andere beschimpfen wollen, nicht beschimpft werden könne, be-

gnügte sich daran, dieses Mannes in den Mauren seiner Stadt nun auf immer los, und vor seinen Zudringlichkeiten sicher zu seyn. Ich muß Ihnen auch noch etwas von dem Augustinerkloster zu den **Wengen** in Ulm sagen. Das Gebäude hat nichts vorzügliches. Die Einkünfte sind nicht groß, aber doch zu den Bedürfnissen dieser regulirten Chorherren zureichend. Die Kirche hat sehr schöne Malereyen, besonders aber kostbare Meßgewände und heilige Gefäße, und unter den Patribus sind sehr gelehrte, gesittete und artige Leute. Ihre Bibliothek ist in gutem Stande, und es wird darauf gesehen, sie täglich mit guten Büchern in allen Fächern, vorzüglich dem historischen, zu vermehren. Sie sehen bey Erwählung der Präläte auf Gelehrsamkeit und Verdienste, wie denn der gegenwärtige, so wie sein Vorgänger, sich durch verschiedene gute Schriften in der gelehrten Welt bekannt gemacht hat. In dem Gasthofe, wo ich in einer angenehmen Gesellschaft zu Nacht speißte, wurde auf den folgenden Tag eine kleine Reise nach dem benachbarten Würtembergischen Landstädtchen **Blaubeuren** vorgeschlagen. Es ist von Ulm nur anderthalbe Meilen dahin, der Weg

aber ſo unbequem, daß man in dieſer Gegend eben ſo von den Chauſſeen denken muß, wie ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe von einem andern Würtembergiſchen Städtchen erzählte. Je weiter man von Ulm ſich entfernt, deſto mehr verliehrt ſich die ſchöne Gegend, und man reiſt zwar in einem Thale, durch das die Blau, ein Flüßchen, das bey Blaubeuern entſpringt, und zu Ulm in die Donau fällt, hinfließt, das aber zu beeden Seiten mit Bergen umgeben iſt, die mit fürchterlichen Felſen beſezt ſind. Dieſe ſollen alle von Marmor ſeyn. Man hat auch würklich ganze Sammlungen von allen Arten, die in dieſer Revier anzutreffen ſind. Aber, daß man ſagt, die Steine, womit Blaubeuern gepflaſtert ſeye, ſeyen alle Marmor, ja das Rathhaus hier ſeye von Marmor, iſt entweder ein Spaß, der nicht viel hinter ſich hat, oder eine Rodomontade derer, die ſich etwas darauf einbilden, daß es in ihrer Gegend Marmor gibt. Die Stadt hat einen Superintendenten und Diakonus. Die Kirche enthält nichts beſonders. Der Hoſpital hat groſſe Einkünfte, und eine eigene Pfarre zu vergeben. Die Einwohner nähren ſich gut. Mit Leinwand wird

kein unfeiner Handel getrieben, da die Alb, an deren Ende Blaubeuern liegt, reich an Flachsbau ist. Es sind auch einige Zeugmacher hier, die ihre Zeuge durch das ganze Land verkaufen. So rar die Obstbäume auf der Alb sind, so viele sind deren in den Thälern, womit Blaubeuern umgeben ist, und daraus beweisen die Einwohner, daß ihr Ort nicht auf der Alb liege. Nahe an der Stadt ist das Kloster, das wohl gebaut ist, und in welchem einige und zwanzig der Theologie gewidmete unterhalten, und von einem Prälaten und zween Professoren unterrichtet werden. Mit der Bibliothek sieht es hier, wie in den andern Klöstern Würtembergs aus. In diesem Punkt stehen die Evangelische hinter den Katholischen weit zurüke. Die Ursache mag seyn, daß diese Büchervorräthe, wenn, wie ich nicht zweifle, einige vorhanden waren, bey der Wiederbesiznehmung von den Katholischen, und da diese die neueingenommene Wohnungen abermal verlassen mußten, von diesen mitweggenommen wurden. Sie werden sagen: die Evangelische Präläte hätten trachten können, diesen Verlust wieder zu ersezen. Und hierauf dient Ihnen zur Antwort; daß, da die geistliche

liche Kammer die Einkünfte der Klöſter unter der Hand hat und nicht die Prälaten, leicht zu erachten iſt, wie wenig ſich dieſe Forderung ausführen laſſe. Wollen Sie ausführliche und richtige Nachricht von dieſer Sache haben, ſo leſen Sie die merkwürdige Schrift des Etatsraths Moſers, von dem ich Ihnen ſchon mehreres geſchrieben habe, die er über das geiſtliche Gut im Herzogthum Würtemberg herausgegeben hat. In der Kloſterkirche, die faſt gar nicht gebraucht wird, weil die Einwohner des Kloſters die, die in der Stadt iſt, beſuchen, und auch daſelbſt eingepfarrt ſind, ſieht man auch etwas von dem Greul der Verwüſtung: unter andern eine Orgel, die ſilbe. Pfeifen gehabt haben ſoll, denen es aber ehmal in Kriegszeiten gegangen haben mag, wie den ſilbernen Apoſteln, die der Herzog Chriſtian von Braunſchweig in Paderborn antraf. Das merkwürdigſte iſt der Hochaltar, an welchem ſehr ſchöne Bildhauerarbeit, und dike Vergoldungen, aber auch ſehr pöbelhafte Malereyen zu ſehen ſind. Nicht weit vom Kloſter iſt der Urſprung des Blauflusſes, oder der Blautopf, wie man ihn nennt. Ein ehmaliger Prälat maß ſeine Tiefe, und

fand sie sehr groß. Daß sie unergründlich sey, behauptet der Pöbel. Der Benennung nach muß wohl die Farbe desselben blau seyn. Wer aber bejahen wollte, daß sie grün sey, würde auch einige auf seiner Seite haben — Wir machten uns wieder bey Zeit auf den Weg um nach Ulm zurük zu kehren, und des andern Tages die Abbtey Oberelchingen, die nur eine kleine Meile von Ulm, auf einem kleinen Berge liegt, zu besehen. Sie ist Benediktinerordens, und hat herrliche Einkünfte. Die Patres führen unter der Regierung eines Abbtes, der die leutseeligste und menschenfreundlichste Gesinnungen hat, ein höchst vergnügtes Leben. Die Gebäude des Klosters sind sehr schöne, und ein Fremder der kurz vorher die Evangelische Klöster im Herzogthum Würtemberg gesehen hat, findet den Kontrast sehr stark, wenn er in ein katholisches besonders Reichskloster kommt, deren Oberschwaben viele hat, von denen ich Ihnen einige wenige Nachrichten mittheilen werde. Die Bibliothek hat einen grossen Vorrath von schäzbaren Werken, auf dessen tägliche Vermehrung man auch bey den fetten Intraden des Reichsstiftes von Zeit zu Zeit schöne Summen, ohne Gefahr, je zu weit

zu gehen, verwenden kann. Die Reichsprälatur Ochsenhausen, die mit ungemein kostbaren Gebäuden prangt, und auch Benediktinerordens ist, hat diesen Vorzug, daß sie gelehrte Männer besizt, die auf auswärtigen Universitäten als Professoren mit Ruhm gestanden haben. Nur dies einzige kann ein Beweiß seyn, daß diese Reichsstifter Size der Ruhe und des Vergnügens seyn müssen. In der Evangelischen Kirche hält man ausser den Stellen der Präläte und Consistorialräthe die Pläze der Profeßoren auf den hohen Schulen für die beste und ehrenvolleste. In der katholischen Kirche hingegen ist die Rükkehr von dem Katheder in ein solches Reichskloster, die stille Wohnung der Musen, die Belohnung für die Universität geleistete getreue Dienste. Die Rechnung läßt sich auch leicht machen, daß dieser Gedanke nicht uneben seye. In diesen Stiftern haben die Patres alle möglich Bequemlichkeit und erwünschte Tage, fern von dem Geräusch der Städte und der Welt. Ihre Büchersäle geben ihnen die schönste Gelegenheit, ohne sich dem mühsamen und häufig mit Undank vergoltenen Geschäfte des Unterrichts der studirenden Jugend überlassen zu müssen, sich in den Wissenschaften umzusehen,

auch Bücher ans Licht zu ſtellen. Die Bibliothek in **Ochſenhauſen** iſt anſehnlich. Nur ſagte mir einer der Patrum ins Ohr: Er und einige ſeiner Brüder wünſchten den Ankauf einer gröſſern Anzahl neuerer Bücher, freylich mit Beobachtung der gehörigen Wahl, da das Neueſte nicht immer das beſte ſeye; und die Abänderung der Gewohnheit, die Stelle des Bibliothekärs nicht einem auf immer zu überlaſſen. Der Wechſel dieſes Amts habe ſeine groſſe Unbequemlichkeiten. Wenn aber ein beſtändiger Aufſeher der Bibliothek aufgeſtellet werde, ſo könne man ſich zu dieſem verſehen, daß er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf dieſes Geſchäfte wenden, und ſichs zur Ehre machen werde, der Bibliothek zum Ruhm des Kloſters bey Auswärtigen, zur Beförderung der Gelehrſamkeit, und zum wahren Nuzen ſeiner Mitbrüder vorzuſtehen.

An die Stelle des unlängſt verſtorbenen Kanzlers von **Depra** hat das Convent den Churfürſtl. Trieriſchen und Fürſtbiſchöflich Augſpurgiſchen Hofrath **Schott** erwählet, und es hat mit dieſer Wahl bey allen denen, die dieſen Mann kennen, ſich groſſen Beyfall erworben. Er hat ſich durch ſeine groſſe und

weitläufige Kenntniſſe in ſehr vielen Wiſſenſchaften einen ausgebreiteten Ruhm verſchaft. Dieſem hat er ohne Zweifel ſeine Wahl zum Kanzler in Ochſenhauſen zu danken, und diß darf ſich nun auch die wichtigſte Dienſte von ihm verſprechen. Nur wird es in Sorgen ſeyn dürfen, ob es ihn lange genießen werde; da ihm ſeine groſſe Einſichten vielleicht da oder dorthin einen noch vortheilhaftern Ruf zuwege bringen möchten.

Kaisersheim iſt ein Reichsſtift, das eine Lage hat, die ſich kaum ſchöner und anmuthiger denken läßt. Die Gebäude ſind ſo weitläuf und prächtig, daß man Perſonen des höchſten Standes mit Anſtand darinn beherbergen kann. Es fehlt auch niemal an Beſuchen, bey denen man merken läßt, daß die Einkünfte des Kloſters auf einem guten Fuſſe ſtehen. Joſeph II. wenn er dieſes und andere mit einem Beſuche begnadigen wollte, würde ganz gewiß ſonderbare Betrachtungen anſtellen. Die Beſorgnis, die einige für dieſe Reichsſtifter bey der würklichen Reformationsſüchtigen Welt haben, iſt aber ſicher ungegründet. Dazu gehört eine größere Revolution, als die bisherigen: und bey dieſer

ist es so nahe noch nicht. —. Der lezt verstorbene Reichsprälate war ein grosser Liebhaber von Reisen. Ob er gerade den Endzwek dabey gehabt habe, den ihm einige zugeschrieben haben, Bibliotheken zu beschauen, für sein Gotteshaus neue und vortheilhafte Einrichtungen zu machen, u. s. w, weiß ich nicht. Kurz, das Kloster fand bey genauerer Nachfrage und Einsicht in das Oeconomiewesen, daß er bey diesem und andern Arten von Aufwand etwas zuweit gegangen war. Nach seinem Tode sahe man sich durch die Schulden, die man vorfand, in einige Verlegenheit versezt. Ehe man zur Wahl eines neuen Abbtes schritt, wurde beschlossen, bey diesem Geschäfte hauptsächlich auf diesen Umstand sorgfältige Rükssicht zu nehmen, und es so einzuleiten, daß unter der künftigen Regierung der Aufwand hie und da eingeschränkt, die Schulden bezahlt, und der etwas gekränkte Kredit wieder hergestellt werden möchte. Vorhin wurde das Geld nicht gespart. Man sahe, wenn Fremde da waren, von denen man sich häufige Besuche gar gerne gefallen liesse, die Tafel mit den ausgesuchtesten und kostbarsten Speisen, wie auch mit ausländischen Weinen

von allen Gattungen beſezt. Ein groſſer Theil der Geiſtlichen lebte auf einen ganz andern Fuß, als die ſonſt ſtrenge Regul ihres Ordensſtifters mit ſich brachte, ſie ſtellen ſich vielmehr dem groſſen Adel gleich, giengen auf die Jagd und ſchmaußten, daß man nicht mehr viel religiöſes bey ihnen fand. Die Wahl des neuen Prälaten bewürkte aber andere Auftritte. Die Zeiten änderten ſich. Es wurden neue Verfügungen getroffen, um den abgeriſſenen Faden der etwas verfallenen Lebensart wieder zu finden, und am rechten Orte anzuknüpfen. Ob es ohne Kampf abgehen werde, Dinge, die durch Gewohnheit und Länge der Zeit ſo feſten Fuß gefaßt und tiefe Wurzeln geſchlagen haben, abzuändern, und wieder in Ordnung zu bringen; Sparſamkeit in die Stelle des Luxus, der für manchen Geſchmak mehr als behäglich iſt, zu ſezen; Eingezogenheit wieder empor zu bringen, an einem Orte, wo es vorher zum guten Ton gehörte, ſich von andern, die hierinn, wie es heißt, milzſüchtig denken, zu unterſcheiden; und ob nicht viele Zeit dazu werde erfodert werden, bis ſich das Angedenken der vorigen frohen und heiteren Tage auslöſchen läßt, da-

rüber werden Sie wohl keine Erläuterung von mir erwarten, und sich selbst hinlänglich darauf antworten können. Muth und Eifer bey demjenigen, der solche neue, im Anfang auffallende und angenehme Verfügungen, trift: und Ueberzeugung von der Redlichkeit der Absichten desjenigen, von dem sie gemacht werden, bey denen, die sie angehen, kann in kurzer Zeit vieles thun. Ist denn die Sache wieder in dem alten Geleise, und die Lüken ausgebessert; so kann man zu seiner Zeit auch wieder von der ersten Strenge und Sparsamkeit etwas nachlassen. Ich bin ꝛc.

Zehnter Brief.

Ich fahre lieber fort, Ihnen meine kurze Bemerkungen über die Reichsstifter in Schwaben, die ich gesehen habe, ununterbrochen mitzutheilen, als daß ich solche durch Erzählungen von andern Dingen, die mir auf meiner Reise aufgestossen sind, unterbrechen sollte. Erwarten Sie ohnehin keine ausführliche Reisebeschreibung von Schwaben von mir, und errinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen in

meinem erſten Briefe von meiner Liebe zur Bequemlichkeit geſagt habe. Die Prämonſtratenſer Abbtey **Schuſſenried** liegt nicht weit von dem **Federſee**, ein paar Meilen von der Reichsſtadt **Biberach**, in einer ſehr angenehmen Gegend. Fremde genieſſen hier, ohne Rükſicht auf Religion — Denn die Toleranz lebt auch in dieſen Gotteshäuſern, troz der ehmal in denſelben herrſchenden Gedenkungsart, je länger je mehr auf — alle mögliche Ehre und gute Aufnahme; und es iſt würklich gut, daß dieſe Herren über das, was ſie in manchem Betracht aufgehen laſſen, niemand, als ſich ſelbſt, Rechnung abzulegen haben. Die Bibliothek iſt ein Zeugniß von der groſſen Achtung, in der die Wiſſenſchaften in dieſem Kloſter ſtehen. Es iſt ein eigenes Gebäude dazu errichtet worden, deſſen Anlage nicht beſſer ſeyn könnte. Sie ſteht unter der Aufſicht und Beſorgung eines würdigen und toleranten Mannes, des P. **Franz Xaverius Rieff**, der würklich an einem neuen Katalog arbeitet, und von deſſen Fleiß und Einſichten man ſich nichts gemeines verſprechen darf. Ohne Zweifel würde er mit einer Anweiſung, wie eine Bibliothek gut anzulegen

seyn möchte, wenn er die Mühe nehmen wollte, sie zu schreiben, viele Ehre einlegen, und manchen, die bey allem guten Willen dazu, nicht wissen, wie sie die Sache angreifen sollen, einen wichtigen Dienst damit thun. Das Convent hat ausser verschiedenen gelehrten Männern einen sehr geschikten Kanzelredner, eine zur Ehre des katholischen Deutschlandes doch nicht mehr so seltene Erscheinung, als sie vor mehreren Jahren war — der nicht nur durch dies sein Talent dem Gotteshaus Ehre macht; sondern auch durch seine bereits im Druk erschienene Predigten in der gelehrten Welt grossen Ruhm erworben hat. Ich gerieth zu meinem wahren Vergnügen in eine etwas genauere Bekanntschaft mit ihm, und fand zu meiner grossen Verwunderung, daß er sich bey seinem Studium der Kanzelberedsamkeit, (zwar vorzüglich die Muster seiner Glaubensgenossen in und ausser Deutschland worüber ich ihn nicht verdenken kann; aber auch) die Schriften der vornehmsten protestantischen Redner, von deren mehreren er mit einer Art von Entzükung, und mit ungezwungenen Lobeserhebungen sprach, wie ich ihm deutlich anmerkte, sehr zu Nutzen machte.

Er prieſe die rühmlichen Anſtalten, die in Bayern ſeit einigen Jahren disfalls gemacht werden, und wünſchte nur, daß ſie beſſer benuzt werden möchten. Da ich glaubte, auf ſein Vertrauen rechnen zu dürfen, ſo lenkte ich die Unterredung auf Joſephs II. Reformationen in ſeinen Staaten, und fand ihn ſo wenig zurükhaltend, daß ich ſolche Geſinnungen, noch mehr aber eine ſo edle Freymüthigkeit nicht genug ehren und lieben konnte. Wir waren in verſchiedenen Punkten beynahe ganz einer und eben derſelben Meinung. Die Toleranz des Kayſers lobte er von ganzen Herzen. Schande iſt es, ſagte er, daß man unſerer Kirche in einigen Ländern erſt, ſo ſpat etwas zur Ehre rechnet, das ſchon längſt Pflicht war, und ohne daß man, wenn man die Sache wahrhaftig beym Lichte anſieht, unerhörte Blößen giebt. Religion und Staatskunſt dringen einmüthig darauf; und ich begreif nicht, warum es in mehreren katholiſchen Provinzen Deutſchlands noch nicht dahin ſolle gekommen ſeyn, wohin es Joſeph in ſo kurzer Zeit gebracht hat. Aber eben ſo wenig glaube ich, daß es in einigen derſelben jemal dahin kommen werde — Sie wiſſen ſchon,

fügte er hinzu, was für eine Provinz ich meine. In dieser macht die Aufklärung keine grosse Schritte: ja man darf vielleicht sagen, daß sie noch keinen Fuß aufgehoben habe, wenn sie nur nicht gar seit der vorigen Regierung zurükgegangen ist.

Die Aufhebung verschiedener Klöster, und überhaupt die Verminderung derselben, ist etwas so wünschenswerthes, daß nur Mangel an Einsicht und Aberglaube ein Wort dawider sagen kann. Man bedenke nur, fuhr er fort, die Absicht der Stifter derselben, und wie weit man seit ganzen Jahrhunderten davon abgekommen ist. Sie sollten die Wohnungen seyn, wo theils Leute, die aus guten Gründen das Geräusche der Welt verlassen, und den Rest ihrer Tage in Ruhe, Einkehr in sich selbst, und Busse über ihre Sünden zubringen, und sich, frey von allen Sorgen und Zerstreuungen dieses Lebens, zu jenem bessern Leben zubereiten könnten; theils, in denen junge Leute in nöthigen Wissenschaften unterrichtet, besonders aber auch zu Weltgeistlichen gebildet werden sollten. Die Welt weiß, wie das geschieht. Wenn unsere Feinde, in unserer eigenen und in der protestantischen Kirche,

läugnen, daß es irgendwo geſchehe, ſo wiſſen wir das beſſer, und ſind bey ihrem Widerſpruche, der ſich gar häufig auf Mangel einer wahren Kenntnis deſſen, wovon ſie urtheilen wollen, gar oft aber nur auf die Gewohnheit aus Leidenſchaft dem großen Haufen nachzubeten gründet, ganz ruhig. Aber es geſchieht doch — der Wahrheit iſt man dieſes unangenehme Opfer einer lauteren Bekenntnis ſchuldig — nicht ſo allgemein, als es geſchehen ſollte. Man hat Klöſter, ja ganze Orden, reformirt: was iſt dabey herausgekommen? Joſephs Anſtalten ſind würkſamer, und hätte er nur mehrere Nachfolger! Aber vergeben Sie mir, mein Beſter, ſezte er hinzu, wenn ich doch einige Bedenklichkeiten bey allen dieſen ſo ſcheinbaren Auftritten habe. Die Abſicht Joſephs iſt vortreflich, und die Früchte, die er bereits von ſeinen Bemühungen eingeerndet hat, ſind dieſer ſeiner preiswürdigen Abſichten würdig. Aber ſie würden, denke ich, noch wichtiger, häufiger und, wenn ich dies noch hinzuſezen darf, gründlicher und bleibender ſeyn, wenn das, was geſchieht, langſamer und etwas unvermerkter ins Werk geſezt würde. Auch wollen einige den Wunſch

äuſſern, daß vorher mehr Aufklärung unter dem gemeinen Volke, von den Schuljahren an, bewürkt würde, damit man ſich deſto beſſer in unerwartete Begebenheiten, und ſeltſame, wenigſtens ſeltſam ſcheinende, wenn ſchon noch ſo heilſame, Verfügungen ſchiken könnte. Sie wiſſen ſchon, was ich damit ſagen will. Die Urſache hievon, verſezte ich, liegt darinn, daß der Kaiſer bey ſehr vielem, was er diesfalls verordnet, ganz und gar ſeinem eigenen Plan folgt, ſo, daß diejenige, die ſein Vertrauen haben, oft erſt erfahren, was er beſchloſſen hat, wenn es bereits ausgeführt iſt. Denken Sie nun hinzu, was ſich der Lage der Sache nach hinzudenken läßt, ſo werden wir nicht weit mehr von einander ſeyn. Das Volk in der öſterreichiſchen Monarchie kann ſich noch bey weitem nicht ſo gut in dieſe Reformationen finden, als wir, da wir nur von ferne zuſehen, etwa glauben mögen. Des Pabſts Reiſe nach Wien hätte unter anderm auch eine Abſicht, die gewiß nicht ganz unerreicht geblieben iſt. Man merkte es auch vorher an dem Kaiſerlichen Hofe, was er mit ſeiner perſönlichen Gegenwart wollte, und machte deswegen einen Verſuch, dem ehrwürdigen und

heiligen Greiſe eine ſo groſſe und mühſeelige Reiſe zu erſparen. Ebel that, was er konnte, um den Eindruk zu ſchwächen, da ſie nun doch geſchah. Wir wollen es ihm und dem, dem daran gelegen iſt, daß er nicht umſonſt geſchrieben haben möge, gönnen, wenn er reichen Eingang gefunden hat. Aber es iſt mir, als wenn ich gehört hätte, daß es in Wien und den Landen, wovon dieſe Stadt das Haupt iſt, ganz anders ausſehe, als man im Reiche glaubt. Daraus erkläre ich auch die Unthätigkeit ſo mancher erleuchteten Fürſten des Reichs, die ihrem höchſten Oberhaupte ihren Beyfall von ganzem Herzen, aber nur in der Stille, zuwinken, und entweder gelegenere Zeit abwarten wollen, in ſeine Fußſtapfen zu treten; oder einen etwas andern Weg gehen, der am Ende eben zu dem Ziele führt; oder in Geheim ſolche Anſtalten machen, wodurch ſie ihren wohlthätigen Zwek auf Einmal erreichen können. — Der rechtſchaffene Mann wurde je länger je offenherziger gegen mich, und theilte mir zulezt Anekdoten, die dieſen Gegenſtand betreffen, mit, die ich Ihnen, mein Liebſter, lieber mündlich ſagen, als dem Briefe anvertrauen will.

Die Reichsprälatur Sallmansweiler oder Salem, wohin ich von Schuſſenried aus reißte, iſt eine der wichtigſten und anſehnlichſten im Reiche, und ich wüßte nicht, welcher von beeden, Kaiſerheim oder Salem, wenn ich die Wahl hätte und entſcheiden müßte, ich den Vorzug geben ſollte. Ihr Gebiet iſt ſehr groß gegen die Territorien anderer Abbteyen, und daraus läßt ſich auf die Wichtigkeit der Einkünfte, die es zu beziehen hat, der Schluß machen. Es iſt ein Dorf nahe dabey. Die Kloſtergebäude ſind in dem beſten Stande, und verdienen, daß ſie ein Reiſender nach der Reihe mit Aufmerkſamkeit betrachter. Der Prälat iſt Condirector des Reichsprälatencollegiums in Schwaben; und Salem heißt ein eximirtes Reichsſtift und Gotteshaus, weil es unmittelbar von dem päbſtlichen Stuhle abhängt. Der gegenwärtig regierende Prälat iſt ein ungemein angenehmer, leutſeeliger und gelehrter Mann, der Fremden mit einem ſolchen Wohlwollen und Güte des Herzens begegnet, daß man deſto länger um ihn zu ſeyn wünſchet, je länger man bereits um ihn geweſen iſt. Unter ſeiner Aufſicht und Direktion werden die ſchöne Einkünfte ſo verwaltet,

wie

wie es der Ehre des Stifts und dem Hauptendzwek gemäß iſt. Es iſt hier ein treſliches Naturalien- und Münzcabinet, zu deſſen Unterhaltung und Vermehrung jährlich ziemliche Summen beſtimmt ſind: noch größere aber zur Vergrößerung der Büchersammlung, die ſo, wie ihr Vorſteher, P. **Kaſpar Oerle**, der nicht dem bloßen Zufall, ſondern der Einſicht des Herrn Reichsprälaten, dies ſein Amt zu danken hat, dem ganzen Stifte Ehre macht. Von dieſem würdigen Aufſeher hängt es ab, mit was für ſchönen Werken die Bibliothek von Zeit zu Zeit vermehrt werden ſoll. Denn die Achtung, die man für ſeine Gelehrſamkeit hat, iſt Urſache, daß ihm hierinn freye Hände gelaſſen ſind. Ehmal erhielt ſie auch durch die **Pompadouriſche** Büchersammlung einen ſchönen Zuwachs, noch unter der Regierung des vorigen Abbts. Sein Nachfolger aber glaubt deswegen nicht, daß ſie ihr: non plus ultra ſchon erreicht habe. Bey dem Kloſter iſt eine eigene Buchdrukerey und Buchbinderey, auch ſonſt alle mögliche Handwerker, der man immer bedürfen mag. Dies iſt ſehr bequem für die Wirthſchaft des Kloſters, daß man ſich in vorkommenden Fällen nicht an auswärtige

halten darf, ſondern, was man braucht, ohne Verzug bey der Hand hat. Der Aufwand in dieſem Gotteshaus muß ſehr groß ſeyn. Ich erinnere mich nur der Summe reines Schmalzes nicht mehr ganz genau, die man mir als eine wöchentliche Bedürfnis angab, und über die ich erſtaunen mußte; und ich ſorge, wenn ich ſie, wie ſie mir mein Gedächtnis ungefehr ſagt, anzeigen wollte, Sie möchten ſie für übertrieben und unglaublich halten. Da das Gebiet ziemlich groß iſt, ſo wird eine verhältnismäßige Anzahl von Beamteten erfordert, um die vorkommende Geſchäfte zu beſorgen. Ueber dieſe alle iſt der Edle Herr **von Seyfried**, erſter Rath und Kanzler des Gotteshauſes, geſezt; ein Mann, der im vollkommenen Beſiz der Gnade ſeines Herrn iſt, und in Abſicht auf die ihm eigene Geſchiklichkeit, auch von dem geſammten Convent große Achtung genießt. Allem Anſehen nach iſt es in dieſen Klöſtern in unſern Tagen weit anders, als ehemal. Man machte ſichs zwar immer zur Ehre, gegen Fremde, wenn ſie auch Proteſtanten waren, gefällig und höflich zu ſeyn. Das Herz war aber nicht immer dabey. Ich müßte mich ſehr betrügen, oder

dieſe Gedenkungsart hat ſich ſehr geändert, wenigſtens in einigen dieſer Reichsſtifter. Alle Köpfe werden diesfalls niemal unter einen Hut gebracht werden. Es wird Orthodoxen und Leute geben, die braunroth im Geſichte werden, wenn ihnen ein Proteſtante zu Geſichte kömmt, ſo lang die Welt ſteht. Aber im Ganzen hat ſich doch die Duldſamkeit der Gemüther bemächtiget: Und wer weiß, ob es nicht mit der Zeit noch beſſer wird. Ich kam mit einem Herrn aus dem Convente, der meine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog, aus Gelegenheit eines Gemäldes, das einen gewiſſen groſſen alten katholiſchen Gottesgelehrten vorſtellte, auf die Materie von dem Jeſuiter Orden, von deſſen gegenwärtiger Lage man würklich unter den Proteſtanten ſo viel ſonderbares ſpricht, und äuſſerte, wie ich glaubte, daß man der Aufhebung deſſelben, die jezt täglich allgemeiner werdende Toleranz zu danken habe. Das glauben Sie, antwortete er? Davon wäre vieles zu reden. Um Sie von Ihrem Irrthum zu heilen, will ich Sie nur bitten, den Umſtand zu bedenken, daß das Vorhaben, die Jeſuiten zu ſtürzen, Clemens XIV. auf den päbſtlichen Thron, die Ausführung deſſel-

ben eben dieſen unvergeßlichen Prälaten in die Grube; aber wenige Monathe hernach eben dieſe Geſellſchaft, die begraben zu ſeyn ſcheint, Pius VI. auf den Stuhl zu Rom brachte. Die hieraus ſich ergebende Schlüſſe überlaſſe ich Ihnen ſelbſt. Glauben Sie nicht, fuhr er fort, daß Leidenſchaft hier aus mir ſpricht. Wenn einige Glieder jenes Ordens ſich um den Unſrigen nicht ſehr verdient gemacht haben, ſo wäre es Unbilligkeit, um dieſer willen ungütig von dem ganzen Orden zu urtheilen. Doch iſt es ſchwer, wenn man auf dieſen Gegenſtand kömmt, gelaſſen zu bleiben. Ich wünſche unſerm Gotteshaus eine ſo lange Dauer, daß es noch an dem allgemeinen Jubel Theil nehmen kann, in welchem alles, was lebet, einſtimmen wird, wenn es im Ernſt einmal dahin kömmt, wohin es zum Glük der Welt ſchon längſt hätte kommen ſollen. Dieſe Race iſt, faſt ſollte ich ſagen, unvertilgbar. Und ich wollte, wenn man mich um Rath fragte, eine andere Operation gewiſſen Prinzen als eine Aufgabe vorlegen, die ſich mit kirchlichen Sachen ſo gerne zu thun machen, an der ſie ihre Staatskunſt üben könnten. Sie errathen nun ſchon, was ich auf Ihren Saz

von den Quellen der gegenwärtig Mode werdenden und ſich immer mehr ausbreitenden **Toleranz** halte. Dieſe haben wir an einem ganz andern Orte zu ſuchen. Die neuern Auftritte ſcheinen den Herren Proteſtanten ſehr vortheilhaft zu ſeyn, und können es auch in der That werden, wenn beyde Theile die allzugroße Zurükhaltung gegen einander aufgeben, und ſich beſſer, als bisher geſchehen iſt, verſtehen lernen. Und nun werden Sie ſchon merken, was ich weiter ſagen wollte. — Ich hätte mich gerne mit dieſem Manne, der, wie ich aus ſeinen Winken abnehmen konnte, in einer weitläufen Correſpondenz mit Perſonen ſteht, die wiſſen, was verhandelt wird, noch näher eingelaſſen. Ob er es aber nicht für rathſam hielt, gegen mich, als einen Fremden, den er das erſtemal ſahe, ſo weit herauszugehen, als ich wohl wünſchte; oder ob er Beobachter fürchtete, kann ich nicht ſagen.

Die gefürſtete Probſtey **Elwangen**, die ich mit Fleiß, da ich in Schwaben war, nicht vorbeygehen wollte, hat ein feines Gebiete mit verſchiedenen Aemtern, die ein ſchönes eintragen müſſen. Die Reſidenz des Probſten iſt die Stadt Elwangen; über derſelben iſt

das nach alter Art gebaute Schloß, das, seitdem der Probst das Hochstift **Regenspurg** erhalten hat, nur zu gewissen Zeiten auf wenige Wochen, und auch dies nicht immer, zur Residenz des regierenden Herrn dient. Die Lage derselben auf einem Berge ist anmuthig, da man eine artige Aussicht genießt. Die Probstey war ehmal ein Benediktinerkloster. Gegenwärtig hat sie aber freylich ein ganz anderes Aussehen. Die fetten Einkünfte machen es zu einem Reichsstifte, dem es bey vorkommenden Erledigungen nie an Liebhabern und Erorbern fehlt, wie **Sie** denn wissen, daß der Churfürst von Trier und Bischof von Augsburg würklich Coadjutor von Ellwangen ist. Regensburg ist zwar ein Bisthum, ich zweifle aber sehr, ob es an Intraden Ellwangen gleich kömmt. Hier macht man sichs noch sehr zum Ruhme, streng orthodox zu seyn, und alles, was nicht katholisch ist, mit argwöhnischen Augen anzusehen. In Zukunft dürfte — **Sie** wissen schon warum? — diese Gesinnung noch weiter gehen. — **Sie** glauben kaum, welch große Verschiedenheit ich in diesem Punkte in Schwaben angetroffen habe. Ich durfte mehrmalen nur zwo bis drey Mei-

len reisen, so glaubte ich mich nach Spanien und Portugall, oder nach Holland und England versezt zu sehen. An einem Orte hätte ich mir getraut, in einem Tage ein Duzend Convertiten zu meiner Religion zu machen: und an dem andern dünkte mich immer, ich müßte auf meiner Hut seyn, um kein Proselyte zu werden. Der leztere Fall kam allerdings seltener vor, als der erste; aber es schien mir auch das noch zu viel zu seyn. Die Ursachen dieses so auffallenden Unterschiedes wollte sich mir, so sehr ich ihnen nachspürte, n[illegible] entdeken, so daß ich da, wo ich Toleranz a[illegible] guten Gründen vermuthete, gerade das Gegentheil, und umgekehrt, fand. Das habe ich nirgends, als im Ellwangischen angetroffen, daß man sogar mit Hize in öffentlichen Gasthöfen und Bierschenken über Religionsmaterien zankt. Ich wohnte einer lebhaften Unterredung von dieser Art in einem Dorfe bey, wo ich durch eine Kleinigkeit etwas länger, als ich dachte, aufgehalten wurde. Der Kaiser und der König von Preußen wurden von den Disputanten, die ich Ihnen nicht näher beschreiben darf, en parallele gestellt. Jeder hatte seine Anhänger: errathen Sie

aber, welcher die meisten hatte? Der König von Preußen, hieß es, läßt die Pfaffen in seinen Staaten seyn, wer sie sind, und sie machen, was sie wollen. Er verbietet seinen katholischen Unterthanen keine Feste und Feyertäge, keine Wallfahrten, und was dergleichen mehr ist. Er läßt den Klöstern ihre Einkünfte, und hat noch kein einziges aufgehoben. Dies muß er wohl, sagte einer, um der Verträge willen, man darf es ihm nicht einmal danken. Er würde es gewiß nicht thun, wenn ihm die Hände nicht gebunden wären. Ich merkte, daß die guten Leute im Finstern tappten, und daß sie sich in etwas eingelassen hatten, das sie nicht verstunden. Ich wollte lieber, sagte ein anderer, ein Unterthan des — — als des — — seyn. Friede, ihr Herren, schrie einer, dem es bey dem Handel nicht wohl zu seyn schiene. Das Zanken hilft nichts. Ihr seyd ja keinem von beyden unterthan. Was kümmern Euch andere? Der Streit wurde abgebrochen: ich lernte aber doch einiges aus dem wenigen, das ich gehört hatte, und konnte mir nun vieles von der Unterredung in der Abbtey Schussenried besser erklären. Es ist wunderbar, welch einen selt-

ſamen Eindruk die Verfügungen des Kaiſers bey ſeinen Unterthanen in den ſchwäbiſch öſterreichiſchen Staaten machen. Es dünkte mich hie und da, daß ſie ſich ſolche weit eher würden gefallen laſſen, wenn es nur die Proteſtanten nicht wüßten. Vor dieſen ſcheinen ſie ſich zu ſchämen: und eben das hat keine gute Würkung auf die Toleranz. Sie machen ſichs nun nur deſto eher zum Geſchäfte, ſich, um ihren innern Unmuth zu verbergen, trozig gegen ihre vermeynte Gegner zu betragen, und ſie, wo ſie, wie etwa in paritätiſchen Orten geſchieht, in Colliſion kommen, deſto kräftiger zu neken.

In dem Fürſtenthum Oettingen, wohin ich von Ellwangen aus zu gehen veranlaſſet wurde, ſahe ich einen Boden, der mir eine geringere Fruchtbarkeit, als man ſonſt in dem geſeegneten Schwaben zu finden gewohnt iſt, zu verrathen ſchien. Wenn gute Einrichtungen im Feldbau und der Landwirthſchaft überhaupt, um durch dieſe etwa das, was bey jenem um des Clima und Feldes willen abgeht, zu erſezen, irgendwo räthlich und nöthig ſind; ſo iſt es in dieſen Landen, denen man anſpürt, daß ſie an Neuburg und den ſandigten Theil von Franken angränzen.

Der Fürſt von Oettingen Wallerſtein iſt ein ſehr gnädiger Herr und großer Liebhaber der Litteratur und Muſik, der ſich auch eine eigene Angelegenheit daraus macht, ſeine ökonomiſche Umſtände, je länger je mehr, zu verbeſſern. Eine Geſinnung, der er ſich um ſo weniger zu ſchämen hat, da die deutſche Fürſten an zween der mächtigſten Prinzen des Reichs, wovon der eine ſeine dem ganzen Europa reſpektable Macht der vortreflichen Staatswirthſchaft, wozu ſein großer Urgroßvater den Grund gelegt, die ſein Vater glüklich fortgeführet, und er ſelbſt auf den vortreflichſten Fuß geſezet hat, verhanken muß; und der andere ſeit dem Antritt ſeiner Regierung unabläßig daran arbeitet, es jenem gleich zu thun, nachahmungswürdige Vorgänger haben. Es würde ſich bey genauerer Nachfrage ohne Zweifel finden, daß an manchen kleineren deutſchen Höfen größerer Pracht und Aufwand iſt, als an den zween ebenbenannten. Die Belege zu dieſer Behauptung könnte man bey dem Reichshofrath und dem Reichscammergericht antreffen, ohne ſich gerade an den Höfen ſelbſt zu unterrichten oder unterrichten zu laſſen. Die Proceſſe an dieſen beyden höchſten Reichsge-

richten würden um ein gutes verringert werden, wenn die Nachahmungssucht sich auch auf den Punkt der Oekonomie erstrekte.

Der Fürst von **Oettingen Spielberg** ist ein liebenswürdiger Herr und Regent. Aber Processe und Commißionen haben ihm und seinen Finanzen so empfindlich zugesezt, daß eine große Anzahl von Jahren darzu erfordert werden wird, bis jene ungeheure Unkosten vergütet sind, und die starke Scharte wieder ausgewezt ist. Doch Ernst und Muth, einsichtsvolle und getreue Räthe, einige Jahre, in denen man sich durch Einschränkungen, wenn man noch so ungerne daran kömmt, wehe thut, und unveränderliche Beharrung bey einmal nöthig erfundenen Grundsäzen, richten vieles aus. Ich könnte Ihnen einen deutschen Fürsten nennen, der, überzeugt von der Nothwendigkeit, einen andern Weg bey seiner Staatswirthschaft einzuschlagen, und von der Unmöglichkeit, wenn es auf den alten Weg fortgehe, mit Ehren durchzukommen, einen gewissen sehr rechtschaffenen und verständigen Mann zu sich berief, ihm den ganzen Zustand seiner Finanzen vorlegte, und sich nicht nur seinen guten Rath, um bessere Einrichtungen

zu machen, ausbat, ſondern ihm auch verſprach, vollkommene Folge zu leiſten. Dieſer legte ihm einen Plan vor, in welchem vieles enthalten war, das bitter ſchmekte. Aber er überwand dieſe Unannehmlichkeiten, willigte in alles, was ihm vorgeſchlagen wurde, und erndete ſo geſeegnete Früchte des neuen Plans ein, daß er jenen mit einer großmüthigen und anſehnlichen Belohnung von ſich ließ, die er ihm auch deſto eher geben konnte, da er ihm und ſeinen Verfügungen etwas Großes zu danken hatte. Glüklich ſind die Fürſten, die einen **Neker** finden: noch glüklicher aber diejenigen, die ihn hören und bey ſeinen Grundſäzen bleiben!

Die Reichsſtadt **Nördlingen** liegt mitten in dem **Oettingiſchen** Gebiete. Sie gehört unter die beſten Schwäbiſchen Reichsſtädte, und ich zöge ſie vielen derſelben vor, die ihr ſonſt nach dem allgemeinen Urtheile vorgehen. Ihre Befeſtigung mahnte mich an das feſte **Ulm**. Sie würde, wie **Ulm**, wenn ſie keine Feſtung wäre, ſich manche Ungelegenheit ehmal erſpart haben. Ihr Gebiet iſt nicht gering, und beſteht aus vielen Dörfern. Mit der Handlung ſieht es, wie bey ihren Schweſtern in Schwaben

aus; mir daß sie in Nördlingen sich noch länger, ja bis zu den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, behauptet hat. Ihre lateinische Schulen sind in gutem Ansehen. Des Verfalls der Handlung ungeachtet, hat die Stadt dennoch sehr gute Nahrung. Alles ist hier voller Industrie. Ehedem wurde sie in die traurige Nothwendigkeit gesezt, große Schulden zu machen. Diese sind aber nun durch gute Haushaltung größtentheils getilget. Man sagte mir, daß es noch besser gehen würde, wenn die Glieder des Magistrats einiger unter sich wären. Allein es soll nicht an Parteyen fehlen, durch die manches Gute gehindert wird. Besonders ist ein heimliches Murren unter dem Rathe und der Bürgerschaft über die überwiegende Macht einer gewissen Familie, die im geistlichen und weltlichen das Ruder beynahe allein führen soll. Sie beschweren sich über diese Art von Oligarchie, und wer weiß, ob sie nicht wahren und mehr Nuzen davon haben, als wenn es nicht so wäre. Neid und Mißgunst gegen wahre und ausgezeichnete Verdienste sezen oft Männer der Unzufriedenheit des Volks aus, wenn nur Einer, der Credit hat, den Ton angibt: und der Fall

des Aristides ist gewöhnlicher als man denkt. Ein Mitglied der eben berührten Familie, das in einem ansehnlichen Amte steht, bekam vor nicht langer Zeit mit dem R. C. D... Irrungen, die der Stadt grose Unruhen hätten verursachen können. Es trug sich aber ganz von ungefehr zu, daß der R. H. R. G. v. G. durchreiste. Wie dieser Nachricht von deren Handel bekommen, weiß ich nicht. Kurz, er bemühte sich, die Gemüther zu besänftigen, und stiftete Frieden. Ob die Aussöhnung aber von Herzen gegangen, daran wollen viele noch zweifeln. Nördlingen ist evangelisch. Die hier wohnende Katholiken aber haben das Recht, eine hier befindliche katholische Kapelle, wobey ein Kaplan von dem Reichsstift Kaisersheim angestellt ist, zu besuchen, und ihres Gottesdienstes daselbst zu pflegen: nur mit diesem Unterschied, daß sie blos an Werktagen dahin kommen dürfen; an Sonn- und Feyertagen aber durch eine dahingestellte Wache ab- und zum Thore hinaus auf ein benachbartes Dorf zur Besuchung der Messe gewiesen werden. Manche nun schreyen hiewider sehr, als wider die abscheulichste Intoleranz. Mir kömmt es nicht so vor. Solche Dinge

beruhen auf Verträgen und Herkommen. Die Zeit ließ es nicht zu, mich genau von der ganzen Sache belehren zu lassen. —

Etwas über eine starke Meile von Nördlingen liegt **Nekesheim**, ein schönes Benediktinerkloster, das erst vor einigen Jahren die Immedietät, und also Siz und Stimme auf dem Schwäbischen Kraißconvent erhalten, aber, wie man mich versicherte, solches theuer gegen das Haus **Oettingen** bezalt hat. Der Prälat ist als ein sehr geübter Negotiateur bekannt und hat viel Weltkenntniß. Er und sein Konvent sollen nicht immer auf dem friedlichsten Fuße mit einander stehen. Der Eifer wider den Bettel hat ihn vor kurzer Zeit, wie man einander zu erzählen weiß, einen sehr auffallenden empfindlichen Verdruß zugezogen, dessen sogar in Zeitungen und öffentlichen Blättern gedacht worden. — Im Convente giebt es viele Liebhaber der neuern Litteratur, und man rühmt diesen nach, daß sie auch sogar, troz der Observanz voriger Zeiten, sich in Schriften einlassen, die bey ihren Brüdern in andern Stiftern noch immer gefährliche Kontrebande sind.

Dillingen, Die Residenz des Bischofs von Augspurg, ist eine von den Städten in Schwaben, in denen man, so wenig es auch ist, doch mehr findet, als man nach dem allgemeinen Rufe erwartet. Sie hat eine angenehme Lage an der Donau und verschiedene schöne Häuser. Ihr ehemaliger Ruhm in der gelehrten Römischkatholischen Welt ist ziemlich verschwunden, seitdem der Jesuiter Orden aufgehoben worden, und die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Lutheranern nicht mehr Mode sind. Dieser Orden hatte ein vortreffliches Collegium hier, und er wußte es zu der Zeit, da er an den Höfen nur befehlen durfte, dahin zu bringen, daß ihm die ganze Universität übergeben wurde. Diese ist, wie die meiste katholische in Deutschland, in Vergleichung mit den protestantischen, nicht sehr blüht. Unter den Studenten in Dillingen war es ehemal zur Sitte geworden, in den Wirthshäusern auf die von den Gästen abgeleerte Teller Jagd zu machen. — Die Domkirche des Hochstifts ist in Augsburg; die Regierungscollegien aber sind hier, und ein mit schönen Zimmern versehenes Residenzschloß des Bischofs. Der gegenwärtige Bischof,

der

der Churfürſt von Trier, ein Herr, deſſen vortrefliche Eigenſchaften ihn ſeinen Unterthanen liebens, und bewundernswürdig machen, hat ſich an dem päbſtlichen Hofe durch den veranſtalteten Wiederruf des Verfaſſers des berühmten Febronius einen unſterblichen Ruhm erworben. Es giebt Leute, die ſeine duldſame Grundſäze mit dieſem Vorgang, ſo wie mit ſeinem Lieblingsgeſchäfte, die katholiſche Kirche durch Convertiten täglich zu vermehren, nicht zu vereinbaren wiſſen. Hierinn iſt er ſehr geſchäftig und glüklich, und man weiß eine Menge ſolcher her zu erzählen, die durch ſeinen Dienſt mit der alten rechtglaubigen Mutter ſich wieder ausgeſöhnet haben. Ich finde für meine Perſon keinen Widerſpruch in dieſem ſeinem Betragen. Toleranz und Bekehrung der Irrgläubigen vertragen ſich ganz gut zuſammen, und nur deſto beſſer, je weniger dieſe mit Gewalt verbunden iſt, und den rechten Weg durch Belehrung und Ueberzeugung geht. Ohne Zweifel hat er eben dieſen Weg auch bey dem verkappten Febronius eingeſchlagen, und ſo mußte es ihm gelingen. Er hat ſogar auch Proteſtanten in ſeinen Dienſten; und wenn er denn dieſe zu

rechtzubringen weiß, so ist die Toleranz vortreflich angelegt.

Die Reichsstadt **Augsburg**, die zu sehen ich schon lange begierig war, ist das Haupt der Schwäbischen Reichsstädte, und enthält so viel merkwürdiges, daß ich **Ihnen** einen sehr langen Brief schreiben müßte, wenn ich **Ihnen** alles mittheilen wollte, was ich gesehen habe. Das meiste können **Sie** in Büchern lesen; ich würde also eine undankbare Arbeit verrichten, wenn ich **Sie** mit meinen Erzählungen über die Gebühr aufhielte. Das muß ich **Ihnen** voraus sagen, daß mich die Nachrichten des **Anselmus Rabiosus**, der einer der neuesten Reisebeschreiber von Augsburg ist, in meinen Gedanken auf jedem Schritt durch diese Stadt, aber nicht zu seinem Vortheil, begleiteten. Der Mann schreibt von **Augsburg**, wie **Maubert** von **Stutgardt**, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe gedacht habe; und wenn man ihn hört, so wissen die Augsburger Leute nicht, wo sie den folgenden Tag Essen und Trinken hernehmen sollen. Die Lebensart bestehet, seinen Aeusserungen nach, bey dem gemeinen Volke in nichts, als in Huren und Buben, und Bier-

trinken: Und mich wundert nur, das man dieſen ſchlechten Blättern ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenken und ſo viel Werth beylegen konnte, daß man ſich Mühe gab, ſie zu unterdrüken. Wenn er geſagt hätte, daß die Handlung würklich nicht mehr ſo anſehnlich ſey, wie ehemal, ſo würde ihn niemand, auch die eifrigſte Vertheidiger dieſer Stadt nicht, widerſprochen haben; aber ſeine üble Laune führt ihn ſo weit, daß er Sachen zu Markte bringt, die ein jedes Kind in Augsburg widerlegen kann. Die Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die Gegend derſelbigen iſt reizend. Rings herum ſind anmuthige Alleen von Weidenbäumen angelegt, die höchſt angenehme Spaziergänge geben. Ihre Schönheit gibt ihr unter den Städten Deutſchlands einen vorzüglichen Rang. Sie enthält Gebäude in ihren Mauern, die von der Einſicht und der Kunſt der Baumeiſter unwiderſprechliche Beweiſe ablegen. In Abſicht auf die Bemahlung verſchiedener Häuſer wird freylich der gute Geſchmak nicht immer ſeine Rechnung finden. Ihr Gebiet iſt ſehr klein, daher ſieht ſie ſich in die Nothwendigkeit verſezt, ſich durch Manufakturen, Fabriken und Handlung zu helfen, und den

Einwohnern Nahrung zu verschaffen, und man müßte nur nicht sehen wollen oder können, wenn man die glükliche Erreichung dieser Absicht mißkennen wollte. Man darf es als zuverläßig annehmen, daß die Kaufmannschaft sich hier in einem verhältnißmäßig blühenden Zustand befinde. Es gibt sehr reiche Familien unter den Mitgliedern derselben. Das Wechselgeschäfte geht stark: und von Schülins, der sich bereits große Reichthümer erworben hat, Cotton- und Zizmanufakturen, darf ich Ihnen nichts sagen, da sie in ganz Deutschland bekannt sind. Die Silberarbeiten, die in Augsburg verfertiget werden, haben ihres gleichen nicht: und da Sie vorhin wissen, daß der Arbeitslohn hieben ein großes ausmacht, so muß für diesen Artikel ein schönes Geld nach Augsburg kommen. Unter den hier blühenden schönen Künsten steht die Malerey und Kupferstecherkunst vorne an. Augsburg hat immer unter seinen Bürgern große Maler gehabt, deren Werke im Ausland gesucht worden sind: und in den Kirchen daselbst, Evangelischen so wohl, als Katholischen, trift man die schönsten Stüke; in den leztern aber, wie leicht zu erachten, noch weit mehrere davon an.

In der Kupferſtecherkunſt werden die hieſige Meiſter von wenigen übertroffen, und der Handel mit Kunſtwerken dieſer Art muß immer beträchtlicher werden, da es bey großen Herren würklich Mode iſt, viele Tonnen Goldes auf Kupferſtiche zu verwenden. Der in ganz Europa berühmte Mechaniker, **Brander**, iſt ſeit kurzem geſtorben. Man fühlet ſeinen Verluſt ſehr, da er ein ungemein erfinderiſcher Kopf war, von dem man ſich, wenn er länger gelebt hätte, noch viel wichtiges hätte verſprechen können. Der groſſe Banquier, **Paul Joſeph von Cobres**, beſizt ein vortrefliches Naturaliencabinet und ſchöne Bibliothek. Man hat etwas wichtiges vergeſſen, wenn man in Augsburg geweſen, und ihn vorbeygegangen iſt: und man müßte es deſto mehr bereuen, dieſen Mann nicht beſucht zu haben, da er bey ſeinem großen Reichthum dennoch fern von allem Kaufmänniſchen Stolz iſt, und jedermann auf das leutſeeligſte begegnet. Er hat ſich aber zum Geſez gemacht, in ſeinen Geſchäften die gröſte Genauigkeit zu beobachten. Man muß alſo ſehr darauf ſehen, ihn zu ſolchen Zeiten zu beſuchen, wenn er nicht durch Arbeiten auf dem Comtoir abgehalten wird. Denn,

wenn ihn die Stunden dahin rufen, so ist es vorbey, und man muß ihm diese seine Laune zu gute halten. Wer zu ihm kömmt, um seinen Büchervorrath und Kabinet zu sehen, muß seinen Namen in ein Buch einschreiben, wo er aber Personen von hohem Stande bereits antreffen wird. Er ist ein Katholike, und also eine Ausnahme von dem, was man in Augsburg beobachtet haben will, daß große Reichthümer mehr bey den protestantischen, als katholischen Kaufleuten zu suchen seyen. Die Armen- und Waisenhäuser zeigen diese Stadt besonders von einer sehr vortheilhaften Seite. Die Einrichtungen in denselben sind höchst nachahmungswürdig, und es werden große Summen auf ihre Unterhaltung verwendet. Augsburg ist vermischter Religion. Aber es fällt bald in die Augen, auf welcher Religionsverwandten Seite die wahren Vorzüge sind. Die Katholiken bleiben sich, um sich von den Protestanten zu unterscheiden, immer gleich; und sie sind im Punkte der Aufklärung mit dem benachbarten Bayern so gut, als Eines Sinnes. Man will behaupten, daß der Jesuitische Geist, auch nach der Aufhebung dieses Ordens, im Ganzen noch auf ihnen ruhe: ich

verwundere mich darüber nicht. Seit Pius VI. Anwesenheit haben sie sich in ihrer alten Gedenkungsart festzusezen stark veranlaßt finden können. Man sagte mir im Spaß, daß man ihnen das nicht einmal übel nehmen könne, da der Pabst sogar auf protestantische Theologen einen großen Eindruk gemacht habe, und führte mir zum Beweiß hievon die schmeichelhafte Anrede des Rektor **Mertens** an, die er an jenen, da er die Stadtbibliothek besahe, gehalten habe. Sie wurde mir auch zu lesen gegeben. Ich gestehe nun allerdings, daß sie mir nicht nach allen ihren Sylben behagen wollte, und daß sich **Mertens**, nur um den Stolz der Katholiken, die jede Gelegenheit begierig ergreifen, wo sie einen Protestanten unvermerkt zu einem für sie rühmlichen Schritt bringen können, nicht zu nähren, hie und da nur ein wenig anders hätte ausdrüken sollen, wenn er auf die Zufriedenheit seiner Glaubensgenossen, an denen ihm doch mehr gelegen seyn muß, als an der Gnade Pius VI. den er in seinem Leben nicht mehr sehen wird, hat sehen wollen. Doch war das Aufheben zu groß, das man davon machte. Der Hauptfehler dünkt mich der gewesen zu seyn, daß die An-

rede gedrukt wurde. Aber dies war eben der Pfiff der Katholiken, von denen der Einfall ohne Zweifel kam, solche desto gewisser ins Publikum zu bringen, um damit die Evangelische zu neken, daß einer aus ihrem Mittel, und dazu ein Theologe, sich gegen den Pabst, und überdies in einer Stadt, wo vor 252 Jahren des Pabstes in dem Bischofshofe so sehr in Ehren eben nicht gedacht wurde, so ehrerbietig erklärt habe. Wäre das Compliment ungedrukt geblieben, was würde es geschadet haben, wenn er den Pabst einen Gott oder Vicegott genannt hätte? Die Worte wären in den Wind gegangen, wie alle Complimente; die Verantwortung aber hätte man dem Gewissen des Herrn Mertens überlassen können, die niemand sonst, als ihn etwas angegangen hätte. Da sie aber unter die Leute kam, und Gemüther, die nicht alles an den rechten Ort zu legen wissen, nirgends selten sind, so ist kein Wunder, daß geschah, was geschehen ist. Mertens dauerte mich in der That, nicht sowohl um des Mißvergnügens willen, daß ihm seine Religionsverwandten darüber werden bezeugt haben — das kann er, als ein um ihr Gymnasium schon lang verdienter Mann

durch immer gröſsere Verdienſte um ihre Jugend, und durch ſteigenden Eifer im Unterricht derſelben bald wieder alles gut machen — als vielmehr um der Katholiken willen, die über ihn als einen Märtyrer für ſie in das Fäuſtchen werden gelacht, und ihm ſein Märtyrerthum gar nicht einmal gedankt haben. Die Controvers, die darüber geführt worden iſt, wird nicht in die Kirchengeſchichte kommen. Ob ſie **Mertens** in ſeinen Lebenslauf ſezen wird, wollen wir ihm überlaſſen. Das hörte ich von ihm rühmen, daſs er ein ſehr gelehrter und rechtſchaffener Mann, und das Gymnaſium unter ihm und ſeiner Direktion in vortreflichem Stande ſey. Vielleicht fehlt es ihm, woran es vielen Leuten ſeines Standes fehlt, an Weltkenntnis. Dieſen Fehler dürfen aber eben nicht alle ſo empfindlich büſſen, als er ihn gebüſst hat, weil er gerade zum Unglük in eine Lage kam, wo er mancher anderer Kenntniſſe bequemer, als dieſer entbehrt hätt.

Die Bibliothek, über die Mertens die Aufſicht hat, iſt nicht zalreich: die Grundlage dazu waren die Bücher, die man nach der Reformation in den von den Mönchen

verlassenen Klöstern auf Befehl des Magistrats zusammensuchte. Ich wollte auch den Bischofshof und den Plaz sehen, wo ehmal die Augsburgische Confeßion verlesen wurde. Man sagte mir aber, daß ich vergeblich gehen würde, da sich der Plaz durch die Länge der Zeit nicht mehr gleich sehe. Die Katholiken werden wohl nichts daran gehindert haben, diesen merkwürdigen Ort nicht in seinem alten Zustande zu lassen: und die Lutheraner machen ohnehin nichts aus den Reliquien. Was man also gethan hat, kann auch mit ihren guten Willen geschehen seyn. Den P. März hatte ich das Glük, predigen zuhören; aber dazu konnte ich nicht kommen, ihn zu sprechen, welches ich doch sehr gewünscht hätte, da sein leutseeliges und polites Betragen allgemein gerühmt wird. So geht es ihm also, wie vielen andern Predigern in allen Religionspartenen, daß sie andere Männer zu Hause, als auf der Kanzel sind. Er wird von sein Glaubensgenossen beynahe angebetet: und die allermeiste von diesen halten und erklären es für etwas unbegreifliches, und, wenn es nicht der Augenschein lehrte, unglaubliches, daß, seitdem er in Ausburg nicht

nur mündlich lehret, sondern auch die Welt mit häufigen Schriften unterrichtet, nicht nur diese Stadt, sondern das ganze Unkatholische Europa, noch nicht zu der wahren allein seeligmachenden Religion bekehret worden ist. Sein Vortrag ist meisterhaft, und bis auf die Punkte, die ihm am meisten am Herzen liegen, überzeugend. Alle seine Predigten, die er an hohen Festen hält, sind in Fragen eingekleidet: und der D. Luther, dem er von ganzem Herzen, nicht nur aus Orthodoxie, abhold seyn muß, ist der unablässige Gegenstand seines brennenden Eifers. Ich habe mir ein paar von seinen Hauptsäzen notirt, mag Ihnen aber damit nicht beschwerlich fallen. So donnernd er aber auf dem Predigtstule ist, als einen so rüstigen Schriftsteller zeigt er sich auch alle Meßen, und seine Verleger müssen sich bey dem Druke seiner Schriften schon manchen schönen Thaler gewonnen haben. Am besten gefiel mir sein Einfall, daß er dem Pabst seine Predigten zuschikte. Er legte, so wenig der Pabst drutsch verstehet, ja so wenig er sich solche ins lateinische oder italiänische übersezen ließ, um den grossen Kanzelredner bewundern zu kön-

nen, doch Ehre bey dem Pabſt ein: den dieſer antwortete ihm, prieß ſeine Verdienſte, ermunterte ihn, in ſeinem Eifer tapfer fortzufahren, und ertheilte ihm ſeinen apoſtoliſchen Seegen.

Der D. Urlſperger, ein Sohn des berühmten ehmaligen Seniors zu Augsburg, der unter Herzogs Eberhard Ludwigs von Würtemberg Regierung Conſiſtorialrath und Hofprediger in Stuttgardt war, aber bey dem damaligen Zuſtande am Hofe, der ihm als Theolog nicht gefiel, ſich zu offenherzig auf der Kanzel ausdrükte, und deswegen ſeine Bedienung niederlegen mußte, lebt ganz als Privatus in Augsburg, und hat das Seniorat ſchon vor einigen Jahren abgegeben, weil ſeine Geſundheitsumſtände ſolchen Geſchäften nicht gewachſen waren. Er hat eine Gemahlin von Hamburg, die ihm ein groſſes Vermögen zugebracht hat, und kann alſo in dieſer Rükſicht ein Amt, das nicht viel weniger, als ein paar tauſend Rthlr. abwirft, wohl entbehren. Er wendet aber ſeine Zeit deſto gefliſſener auf andere nüzliche Dinge, auf Briefwechſel mit auswärtigen Gelehrten, und andere gelehrte Beſchäftigungen. Die Geiſtliche ſte-

hen hier in groſſen Anſehen. Von ihrer Kleidung, die manchen lächerlich vorkömmt, ſage ich nichts. ländlich, ſittlich, heißt es auch hier. Wenn ſich Auswärtige an dem Aufzuge der Augsburger Prediger ſtoſſen, der altmodiſch und altväteriſch ſey, ſo giebt es vielleicht Leute hier, denen die Kleidung der Geiſtlichen in andern Ländern als zu neumodiſch und Abermäßig auffällt: und wer hat alsdenn Recht? Die Lebensart iſt hier, wie in den meiſten Reichsſtädten; gröſtentheils Complimentenreich und gezwungen. Doch findet man auch Leute, mit denen man auf den anderwärts eingeführten freyeren Fuß umgehen kann.

Von Augsburg aus ſahe ich **Kempten.** Die Reichsſtadt gefiel mir in ihren Vorſtädten beſſer, als in ihren innern. Dieſe muß allem Anſehen nach ſehr alt ſeyn. Die Handlung, beſonders mit Leinwand, erhält ſich hier noch immer; und die Stadt iſt auch ſonſt durch das Commerz ſehr lebhaft. Aber die Tage ſind freylich, wie für andere vorhin ſo ſchön blühende Reichsſtädte, alſo auch für Kempten, dahin, in denen man, wenn von bedeutenden Handelsplätzen die Rede war,

von Schwaben hauptsächlich sprechen mußte. Ob der Wechsel der Zeiten nur etwas von dem ehmahligen Flor wieder herstellen werde, wie einige sich mit dieser süssen Hofnung trösten, stehet dahin. Diese Erwartung hat wenigstens nicht viel vor sich. Das Stift **Kempten** hat ein ansehnliches Gebiete, und ist unter dem gegenwärtig regierenden Fürsten sehr glüklich, dessen treffliche Eigenschaften man nicht genug preisen kann. Er ist gegen Fremde sehr gefällig und verbindlich, Gelehrte haben sich seiner Gnade vorzüglich zu erfreuen. Seine Kenntnisse erstreken sich hauptsächlich auf die Naturgeschichte und die botanische Wissenschaften; Er hat einen Hofcaplan um sich, der ein gründlich gelehrter Mann ist, und auf einer hohen Schule dem Katheder Ehre machen würde. Ich zweifle aber, daß wenn auch ein Ruf zu einer solchen Stelle an ihn käme, und er seinen Geschmake zu folgen Lust hätte, er seine Entlassung erhalten dürfte. Ein wunderbares Ungefähr brachte mich nach **Leutkirch**, das mir zu besuchen nicht eingefallen wäre. Eine kleine aber nicht unfeine Reichsstadt, deren Bürger sich mit dem Feldbau und der Leinwandweberey gut nähren,

und deren Symbolum: dulcis mediocritas iſt. Sie hat in Anſehung ihrer Verfaſſung und der Ruhe und des Friedens, deſſen ſie genießt, dem gelehrten und rechtſchaffenen Kanzleydirektor Seyler ungemein vieles zu verdanken. Es iſt ein eigenes Schikſal der kleinen Reichsſtädte, daß man allerley ſchnakiſche und ihnen nicht zur Ehre gereichende Anekdoten von ihnen erzählt. So müſſen ſich die Bürger einer gewiſſen, die innerhalb der Gränzen des Herzogthums Würtemberg liegt, die Verordnung nachſagen laſſen, die einſtens, bey einer in der Nachbarſchaft unvermuthet entſtandenen Feuersbrunſt ihre Feuerſprüzen, mit denen ſie ihren nothleidenden Nachbarn zu Hülfe kommen wollen, unbrauchbar gefunden worden, bey Rathe gemacht worden ſey, künftig ſolche pünktlich allemal vierzehn Tage vorher probiren zu laſſen, ehe ein Brand entſtehe, um, wenn der Fall exiſtire, ſolche deſto zuverläßiger brauchen zu können. In einer andern ſeye eine Aufruhr unter den Bürgern entſtanden, da es an dem geweſen ſey, einen groſſen Verbrecher, der aber ein Fremder geweſen, aufzuknüpfen. Sie habe den patriotiſchen Grund angeführt: Ihr Galgen

seye nur für sie und für ihre Kinder, und nicht für Fremde. Durch den Vorschlag eines Rathsherrn seyen die aufgebrachte Gemüther endlich wieder zur Ruhe gebracht worden, dem Delinquenten, den man nun nicht in seine Heimath weisen und zur behauptung seines Rechts an sein vaterländisches Hochgerichte anhalten könne, weil er ein Vagante sey, der keine Heimath habe, wenigstens solche nicht wisse, einen Revers zur Unterschrift vorzulegen, daß dieser einzelne Vorgang, als eine diesmal unvermeidliche Ausnahme von der Regel, der Bürgerschaft in Zukunft nicht zum Präjudiz gereichen soll; und diesen Revers den Criminalakten in perpetuam rei memoriam als eine Urkunde, an der dem Staaten gelegen sey, beyzulegen. Zugleich sollte ad protocollum genommen werden: daß der Galgen, wenn über kurz oder lang die Justiz bey einem Mitgliede der Bürgerschaft sich desselben bedienen müßte, von seiner durch die Aufknüpfung eines Fremden daran ehmal geschehenen Entweihung liberirt, und vorher, ehe die Execution vorgenommen werde, wieder ad novos usus feyerlich mit wohl überlegten Ceremonien eingeweiht werden müsse. In

den

eben diese Klasse gehört der Vorgang in einer dritten Reichsstadt, ebenfalls mit einem Delinquenten, der gehängt werden sollte. Nachdem er geraume Zeit auf der Stadt Kosten in dem Gefängniß unterhalten worden sey, und endlich der Tag der Vollziehung des Urtheils angebrochen, habe man sich durch die weißliche Ueberlegung der Unkosten, die die Execution erfordern würde, veranlaßt gefunden, dem Mißethäter Obrigkeitlich einen Goldgulden abzureichen, mit dem Anfügen, daß er, vollkommen überzeugt von der Gerechtigkeit des über ihn ausgesprochenen Urtheils, bey den Umständen, in denen sich ihre Gemeincasse befände, sich an einen andern Ort hinwenden möchte, um über sich verfügen zu lassen, was Rechtens seye, und daß er mit dem Pfenning, dem sie ihm hiemit gäben, wohl Reisekosten und das übrige bestreiten könnte. Eben die Rücksicht der Sparsamkeit, die es nothwendig mache, ihm zu der ihm gebührenden Criminaljustizpflege einen andern Ort anzuweisen und daselbst zu seinem Rechte zu verhelfen, binde ihnen auch die Hände, ihm mit einem so ergiebigen Viaticum, als sie selbst wünschten, an Hand zu gehen. Den über

eine so seltene Großmuth und Gerechtigkeitsliebe gerührten Delinquenten möchte ich gesehen haben! Die Geschichte erzählt den endlichen Verlauf der Sache nicht, so gerne ich Ihnen damit diente. Ob diese Begebenheiten wahr oder unwahr seyen, darüber läßt sich nicht wohl streiten, dies aber vielleicht dennoch nicht ohne großen Schein behaupten, daß wohl einzelne Vorfälle dabey zum Grunde liegen, die ins lächerliche fallen, und die die Quelle der beissenden Vorwürfe sind, die man den Schwaben von langen Zeiten her macht; wenn sie schon in der Folge, wie es zu geschehen pflegt, ausgedehnt, verschönert, oder, richtiger zu sagen, verunstaltet worden sind. In andern Ländern fehlt es gewiß auch an solchen Geschichtchen nicht. Aber die Schwaben haben das Unglük, daß die ihrigen ausgebreiteter und dauerhafter sind. — Ich bin ꝛc.

Eilfter Brief.

Von Lindau, einer Stadt, deren reizende Gegend mich bey ihrem erſten Anblik ſo bezauberte, daß ich es nie vergeſſen werde, hätte ich Luſt, Ihnen recht viel zu ſagen, wenn nicht die Beſorgnis, ich möchte mich vor lauter Vergnügen, davon zu ſchreiben, zu weit verlieren, es vielmehr dahin bringt, daß ich mich bey Lindau weit kürzer faſſe, als bey vielen andern weit unbedeutenden Oertern. Wenn ich dieſe Stadt andern, denen ſie nach der Meinung mancher nachzuſezen iſt, vorziehe, ſo kann ich vielleicht doch in einigen Stüken Recht haben; und wo ich etwa Unrecht habe, fordern, daß man mir meinen Geſchmak laſſe. Wenigſtens wollte ich mich lieber hier, als in Augſpurg, oder in Ulm aufhalten. Man kann nicht von allem, was dieſen Punkt betrift, beſtimmte Gründe anführen, ungeachtet es mir auch nicht daran fehlen müßte, wenn ich mich hierauf einlaſſen wollte. Ich bilde mir etwas darauf ein, daß Joſeph II. ſelbſt ihre Lage bewundert hat, dem doch Venedig, mit dem Lindau die bekannte Aehnlichkeit, wiewohl nach dem verjüngten Maßſtabe, hat, wohl

bekannt seyn muß. An Gebäuden, die von besonderer Schönheit wären, hat sie keinen Ueberfluß. Sie würde sich aber glüklich schäzen, wenn sie eine noch geringere Anzahl neuer Häuser hätte, weil sie alsdenn von Feuersbrünsten nicht so vieles erfahren hätte, als sie würklich erfahren hat. Obstbäume sieht man die Menge, und die Früchte, die sie tragen, sind von sehr gutem Geschmak; ich glaube auch, daß der Handel mit Obst vieles zur guten Nahrung der Einwohner beyträgt. Sie hat auch viele schöne Weingärten, in denen der sogenannte Seewein gebaut wird, den viele den Nekar- und andern deutschen Weinen, die nicht eben vom höchsten Range sind, vorziehen. Auf den Punkt der Handlung bey Lindau zu kommen, fällt mir schwer. Ich bin zu sehr für diese Stadt eingenommen, als daß mir nicht die bloße Berührung dieser Sache sauer geschehen sollte. Zwar an Betriebsamkeit und Industrie fehlt es, zum Lobe der Obrigkeit und der Bürger seye es gesagt, ganz und gar nicht. Handel und Wandel ist sehr lebhaft. Die Stadt hat sehr reiche Familien, und solche, die es durch eigenen Fleiß geworden sind, und andern zum Muster dienen kön-

nen, wohin es sich bey gehöriger Aufmerksamkeit bringen lasse. Aber der Staat soll in Umständen seyn, die man nicht sehr blühend nennen darf, und das Schikſal mancher Schwäbischer Reichsstädte haben, in denen es sich zu einer Untersuchung anschikt. Daran hat aber gewiß die Wirthschaft der Obrigkeit keinen Theil, wenn auch einige unter den Bürgern seyn sollten, die ihr die Schuld des Verfalls gern zuschieben möchten. Man hat mir folgende Ursachen davon angegeben, die allein zureichend sind, diese unangenehme Erscheinung vollkommen zu erklären, ohne daß man seine Zuflucht zu argwöhnischen und der Obrigkeit nachtheiligen Vermuthungen nehmen darf. Man hat die Unkosten der Durchzüge der Regimenter, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bey den damaligen Kriegen, innerhalb vierzig Jahren bis 1720. nach Italien, und heraus, giengen, auf mehr, als eine halbe Million berechnet. Da das Gebiet der Stadt sehr klein ist, und unmittelbar vor dem Paß Bregenz liegt, so konnten die Kriegsvölker sich nicht weit genug ausbreiten, sondern mußten nahe beysammen bleiben. Ihr Aufenthalt währte eben deswegen um so lán-

ger, und es gieng nicht ohne die gröſte Ausſchweifungen ab, die niemand, als dieſer guten Stadt zur Laſt fielen. In dem Spaniſchen Erbfolge Kriege hatte ſie zwar das Glük, nicht in feindliche Hände zu gerathen, wie Ulm und andere Städte, die die ihnen damal geſchlagene Wunden noch nicht ganz geheilt haben: aber ganz ungeſchlagen kam ſie doch nicht durch. Die ihr ſo nöthige Hülfe an Kreismannſchaft wurde ihr auf ihre dringende Bitte abgeſchlagen, ja ſie konnte nicht einmal ihre bey der Armee ſtehende wenige Truppen, als einen kleinen Beyſtand, erhalten. In dieſer Bedrängnis ſahe ſie ſich genöthigt, neben ihrer Beſazung auch die Bürgerſchaft, ja das Landvolk ſelbſt, zu bewafnen, und endlich gar Zürch und Bern um Völker zur Beſazung anzuſuchen. Dies erforderte ſehr groſſen Aufwand. Auſſerdem muſten die Veſtungswerke verbeſſert, das Zeughaus vermehrt und ſonſt noch andere unvermeidliche Ausgaben beſtritten werden, ſo daß man, da der Staat ohnehin ſchon ſehr entkräftet war, zu dem äuſſerſten Mittel greifen, und groſſe Summen, dieſe aber nicht anders, als für hohe Intereſſen, aufnehmen muſte. Dieſe Laſt ſoll ſo drükend

seyn, daß man es gar nicht verheimlicht: ohne anderwärtige Hülfe und Unterstüzung werde es der ganzen Nachkommenschaft unmöglich fallen, die Heimbezahlung der entlehnten Gelder jemal zu Stande zu bringen. Die Vortheile mit dem Commerz und Transito der durchpaßirenden Güter, welches der Stadt ehmal ein großes eintrug, sind seit dem spanischen Erbfolgekrieg beynahe gänzlich dahin. Man sucht um der erhöhten Zölle und eingeführte Impositen auf die Contrebandegüter willen andere Strassen. Da die Einwohner vorhin ihre Nahrung großentheils von dem starken Weinbau hatten, so hat ein Mißwachs von zwanzig Jahren in diesem wichtigen Produkte diese ihre Nahrung äusserst schwächen müssen: und daß dies auf die öffentliche Einkünfte einen schädlichen Einfluß haben müsse, ist deutlich genug. Am allermeisten aber hat die Stadt Ursache, sich darüber, als eine unerträgliche Last zu beschweren, „daß sie, wie ein glaubwürdiger Schriftsteller, der genaue Einsicht in diese Angelegenheiten haben muß, sagt, verbunden ist, dem heiligen Römischen Reich eine Gränzfestung auf ihre eigene Kosten, nebst den Vestungs- und andern Wassergebäuden,

Beſoldung der Beſazung, Verſehung des Zeughauſes und anderer Defenſionserforderniſſe, u. ſ. w. zu unterhalten. Da die Stadt in dem Bodenſee, und ſelbſt ein guter Theil ihrer Landſchaft an dem Ufer deſſelben gelegen iſt, ſo ſind auch beyde mehr als keine andere Stadt und Landſchaft, den öftern Ueberſchwemmungen unterworfen, und werden beſonders bey grauſamen Sturmwinden die Stadtmauren, Veſtungsgebäude und Palliſaden hart mitgenommen, und die Stadt auch von dieſer Seite, von einer Zeit zur andern, in ſo groſſen Schaden und Unkoſten geſezt, daß ſie oft mit vielen tauſend Gulden nicht erſezt werden können.“ Leider iſt dies ohne Zweifel eine nur allzuwohlgegründete Ausführung der Urſachen, warum die Umſtände der Stadt Lindau, in Abſicht auf ihre ökonomiſche Verfaſſung ſo mißlich ſind. Die Hülfe und Unterſtüzung, worauf dieſe Stadt zu zielen ſcheint, wäre ihr von allen gutgeſinnten zu gönnen. Aber ſie wird vielleicht ein bloßer und frommer Wunſch bleiben. Hiezu kömmt noch eine gedoppelte Feuersbrunſt innerhalb acht Jahren, durch die die Bürgerſchaft in ein unbeſchreibliches Elend verſezt werden mußte. In der erſten wurde

das Zeughaus, das erſt kurz nach dem weſtphäliſchen Frieden wieder angefüllt wurde, durch die Flammen aufgerieben; und die zwote war noch heftiger, die im Anfang der ganzen Stadt das Verderben drohte, auch würklich ſo weit gieng, daß man den Verluſt ſeit faſt ſechzig Jahren noch empfindet.

Das ſcharfe Auge eines Patrioten, der mit der Gedenkungs- und Lebensart der Einwohner genau bekannt iſt, wird über dieſes alles noch etwas entdeken, in dem er Urſachen dieſes Verfalls ſuchen kann. Ich will **Sie, mein Liebſter**, nicht lange rathen laſſen. Es iſt das, worüber zu klagen man anfangen könnte, für bloße Mode zu halten, wenn nicht der Augenſchein dieſe Klagen nur für gar zu gegründet erklärte. Der **Luxus** iſt auch in **Lindau**, wie überall, zu Hauſe. Dieſer Feind des bürgerlichen und öffentlichen Wohlſtandes iſt deſto gefährlicher, je unerkannter er ſich oft einſchleicht, und je auf einer unſchuldigern Seite er ſich denen zeigt, die er berüken und zu Grunde richten will. Jene Unfälle, die oben angeführt worden ſind, ſind heftige und ſchnell hinreiſſende furchtbare Krankheiten, wider die man ſich mit einer noch ſo hochgetrie-

benen Vorsicht nicht allemal schüzen kann; die Ueppigkeit aber ist ein schleichendes Fieber, das die Kräfte nach und nach, und ganz unmerklich verzehrt, bey dem man oft nicht sowohl scheinbare Hofnung zur Genesung hat, als vielmehr sich ganz gesund dünket, und gerade alsdenn am allergesundesten, wenn der Tod würklich vor der Thüre ist.

Viele Lindauer, und unter diesen Leute von Einsichten, erinnern sich ihrer Vorfahren nicht in Ehren, die an dem Ende des vorigen Jahrhunderts die schönste Gelegenheit aus den Händen gelassen haben, dem Staate durch Aufnahme der französischen Flüchtlinge auf Einmal und auf immer empor zu helfen. Man erinnere sich, sagen sie, was der große Churfürst Friederich Wilhelm seinen durch den dreyßigjährigen Krieg ganz verwüsteten Staaten durch diese fromme Gastfreyheit für wichtige Dienste gethan hat. Darinn hätten ihm andere nachahmen sollen. Aber tolle Ausflüchte, übertriebene Orthodoxie der lutherischen Geistlichen und anderes mehr, hinderte etwas, das nun mit aller Kunst nicht mehr zuwegezubringen ist. Eben diesen Vorwurf macht man auch den Würtembergern, die doch,

aber freylich erſt, da der Markt bereits verloffen war, die Hefe von jenen Auswanderern noch aufnahmen, und ſie einige elende Dörfchen, in denen nichts, als die bittere Armuth ſichtbar iſt, bauen lieſſen. Wenn man die Sache von allen Seiten betrachtet, ſo iſt ſo viel dawider nicht zu ſagen: wiewohl die, die anderer Meinung ſind, auch ihre Gründe haben, auf die ſich ſo gar leicht nicht antworten läßt. Die Reformirte, wo ſie zukommen können, vergeſſen ihrer auch nicht: und man darf nur die Lutheraner in der Unterpfalz über dieſe Materie fragen. Doch dies ſind alles geſchehene Dinge, und Lindau gewinnt von dem Diſputiren darüber nichts. Ausführbare Vorſchläge, den Einwohnern zu beſſerer Nahrung zu helfen, und die Stadt, die weit mehrere Menſchen faſſen könnte, mehr zu bevölkern, würden den Patrioten willkommen ſeyn, und man darf es ihnen zutrauen, daß ſie alles thun würden, um ſie ins Werk zu ſezen. Lindau hat auch ein Waiſenhaus, darinnen aber wohl, da es etwas klein iſt, nicht alle, die dieſer Wohlthat bedürfen, und ein Recht daran haben, berathen werden können. Auch iſt ein Zucht, und Arbeitshaus in der

Stadt, welches von der Aufmerkſamkeit der Obrigkeit auf den Wohlſtand ihrer Bürger genugſam zeuget. Wie ſehr man auch hier die Wiſſenſchaften ſchäze, beweiſen nicht nur die guten Anſtalten in Kirchen- und Schulſachen, und die Beſezung der dazu gehörigen Aemter mit tüchtigen Männern, an denen es in Lindau weniger, als anderswo fehlt, ſondern auch die ſchöne öffentliche Bibliothek, und noch mehr die Summen, die jährlich zur Unterhaltung derſelben verwendet werden, und ſich auf einige hundert Reichsthaler belaufen. Ueber ſolche iſt der Senior **Porzelius** Aufſeher, und ſie iſt bey ihm, als einem Mann, der jedermanns, der ihn kennet, Hochachtung hat und verdienet, in ſehr guten Händen.

Die **Fürſtenbergiſche** Lande, die ich von hier aus bereißte, haben, ungeachtet ſie nicht unter die fruchtbarſte und angenehmſte in Schwaben gehören, doch ihre Vorzüge und ſind nicht ſo von der Natur verwahrloſet als diejenige, die nur aus der Lage dieſes Gebiets ihre Schlüſſe ziehen wollen, gedenken möchten. Die Viehzucht iſt in ſehr guten Umſtänden; und der Akerbau an ſehr vielen Orten eben ſo. Auch zieht der Fürſt ſehr

gute Einkünfte von den Bergwerken, die er besonders in der Gegend des Schwarzwaldes an den Gränzen des Herzogthums Würtemberg besizet. Seit dem Tode des lezten Fürsten haben sich an dem Hofe und in der Kanzley ziemliche Veränderungen zugetragen. Der Geheime Rath Freyherr von Lasollaye und sein Vertrauter, der Gelehrte Ueblaker welche beyde vorhin in grossem Ansehen stunden, und das Heft in den Händen hatten, wurden verabschiedet und befinden sich würklich in Wien. — Man behauptet, bey dem neuen Boden, der zulegen angefangen worden, seye das eine Hauptsache gewesen, eine genaue Specification des Ertrags der Lande, der vorher gar nicht im Klaren gewesen, beybringen zu lassen. Hiernach solle nun die Wirthschaft am Hofe eingerichtet, und dahin gearbeitet werden, daß alle Jahre eine gewisse Summe zur Heimbezahlung der vorhandenen nicht unbeträchtlichen Schulden bestimmt, und diese richtig abgeführt werden sollen. Wie wohl wäre manchen kleinen Staaten die Nachahmungssucht hierinn zu gönnen, die nur, wie ich in einem meiner vorigen Briefe, da die Rede auch von einem gewissen Schwabe-

ſchen Fürſten war, den groſſen Höfen das nachthun wollen, was über ihre Kräfte iſt; aber ſich wohl hüten, ſie in einer pünktlichen Staatswirthſchaft zum Muſter zu nehmen! Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

Nirgend habe ich **Schwaben**, das ich nun zwar nicht in allen ſeinen Ekken betrachtet habe — denn **Sie** werden ohne Zweifel von manchen begierig geweſen ſenn, Nachrichten einzuziehen, die Sie nicht finden — wenigſtens nach meiner Einſicht und Geſchmak, **glüklicher und geſeegneter gefunden**, als, in **Marggrafthum Baden**, welche Landſchaft das Ende meiner Schwäbiſchen Reiſe geweſen iſt. Nicht, als ob ich ſagen wollte, alle Gegenden deſſelben waren einander vollkommen gleich: ich habe vielmehr einen merklichen Unterſchied angetroffen. Auch würde das **Herzogthum Würtemberg**, wie ich ſelbſt geſtehe, ſich mit Recht beklagen können, wenn man ihm, im Ganzen betrachtet, den Vorzug vor Baden ſtreitig machen wollte: Sondern ich

ſahe ſo vieles überall, auf allen Seiten, das mir den höchſten Wohlſtand der Marggräflich Badiſchen Unterthanen ankündigte, daß es mich keine Mühe koſtete, über einiges — denn wenn die Vollkommenheit in der Welt überhaupt nicht zu ſuchen iſt, ſo würde man ſie auch hier vergeblich ſuchen — das, nach einiger Urtheil anders ſeyn könnte, hinweg zu ſehen. Die Aquiſition, die das Durlachiſche Haus vor dreyzehn Jahren durch das Abſterben der lezten Baaden-Baadiſchen Fürſten gemacht hat, iſt ſehr beträchtlich: und der Marggraf iſt nun um ſo mehr einer von den angeſehenſten Fürſten des Reichs, je mehr auf das weiſeſte darauf gearbeitet wird, die innere Stärke des Staats durch vortrefliche Einrichtungen nach allen Theilen je länger, je mehr in die Höhe zu bringen. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt hie und da ungemein, und der Fleiß der Einwohner iſt jener gemäß, und er muß es ſeyn, da ſie, wenn es auch ihr eigener Nuzen nicht erforderte, nur um ihres Regenten willen, der ſich erſt kurz, wie Sie wiſſen, durch die wohlthätigſte Verordnung, die ſich denken läßt, nicht nur bey ſeinen Bürgern, ſondern auch bey andern, ein

ewigdaurendes Denkmal geſtiftet hat, alle ihre Kräfte anſtrengen werden, dem Vaterlande und dem gemeinen Weſen ſo nüzlich zu ſeyn, als ſie immer ſeyn können. Ich zweifle, ob eine Provinz in Deutſchland iſt, in der man die Landwirthſchaft für eine ſo wichtige Angelegenheit hält, und ſo vieles durch Schriften, Verſuche und Anſtalten, darauf wendet, ſie immer mehr empor zu bringen. Und eben hier kann man die ſichtbarſte Proben finden, wie ſchädlich und ungereimt das Vorurtheil ſey, das man den Schwaben als eine Nationalkrankheit nachſagt: daß man lieber bey den Alten bleiben, als immer auf neue Entdekungen und Einrichtungen los gehen, und ſich nicht durch jede, der etwas bisher ungewöhnliches auf die Bahn bringt, in ſeinem alten Trabe irre machen laſſen ſolle. Dadurch unterſcheiden ſich würklich die Baadiſche Unterthanen von manchen ihrer Mitbrüder in Schwaben, die man weder durch Vorſchriften, noch durch Beyſpiele von ihrer hartnäkigen Anhänglichkeit an das Alte, blos, weil es alt iſt, abbringen kann.

Ich begnüge mich nun, Ihnen wenige Beobachtungen, die ich gemacht habe, mitzutheilen.

zutheilen. Der Hof geht den Unterthanen in kluger und genauer Wirthſchaft mit ſeinem Exempel voran, ohne jedoch — Sie werden dieſe meine Anmerkung hoffentlich nicht misdeuten? — die Sparſamkeit bis auf einen Grad zu treiben, der einem ſo mächtigen und groſſen Hauſe nicht zur Ehre gereichen würde. So einfach man bey Hofe lebt, ſo wenig läßt man ſich etwas nahmhaftes dauren, wenn bey fremden Beſuchen die Ehre Glanz und Pracht erfordert. Ich habe mir in Carlsruhe etwas artiges jenen Punct betreffendes erzählen laſſen. Es wurde vor mehreren Jahren ein Prinz geboren. Die Stadt wollte, um ihre Devotion zu bezeugen, eine Illumination veranſtalten. Dem Hofe misfiel der Gedanke nicht. Der Cammerpräſident aber ſtellte die Betrachtung an, daß um dieſes Vorgangs willen der Hof nun ſelbſt auch aufgefordert wäre, etwas ähnliches zu verfügen, dieſes aber einen Aufwand verurſachen dürfte, der anderswo beſſer angelegt ſeyn würde. Er leitete es alſo ein, daß die Beleuchtung unterblieb; Die Hälfte der Summe aber, die ſie gekoſtet haben würde, ſollte zu einer gewiſſen ſehr gemeinnüzigen Anſtalt

bestimmt werden, wozu die Kammer auch die Hälfte von den zu einer Feyerlichkeit aufzuwendenden Geldern hergeben sollte. Der Vorschlag gieng durch, und ausser der Ersparnis hatte man etwas erhalten, das sonst nicht zu Stande gekommen wäre. Die Anlage von **Carlsruhe** ist **Ihnen** bekannt. Sie ist vortreflich, und man muß die Stadt, wenn man sie das erstemal sieht, sehr angenehm finden. Vielen kömmt sie aber zu einförmig vor. Die Einwohner von Carlsruhe würden sich eben so sehr wundern, wenn der Marggraf eine andere Stadt, in der mehr Mannigfaltigkeit in der Anlage wäre, zur Residenz machte, als sich die **Mannheimer** wunderten, da **Carl Theodor München** seiner bisherigen Residenz vorzog. Es giebt ausser dem Marggräflichen Schloß, das bey aller der, aus weisen und eines Vaters seiner Bürger würdigen Ursachen bey der Erbauung desselben angebrachten Sparsamkeit, dennoch zuverläßig eines der schönsten in Deutschland ist, schöne öffentliche und Privatgebäude hier, über denen man die häufige unansehnliche Bürgerhäuser leicht vergessen kann.

Wenn man Carlsruhe geſehen hat, ſo kann Durlach nicht mehr viel Beyfall fordern, wiewohl ich um der herrlichen und fruchtbaren Gegend willen, in der dieſe Stadt liegt, dieſer ihre anderweitige Vorzüge vor Carlsruhe nicht abſprechen will. Dieſe liegt in einer ebenen und ſehr ſandigen Gegend; aber näher gegen dem Rhein hin iſt das Feld an allen Arten von Produkten, Getraid, Hanf, Flachs und dergleichen, auſſerordentlich fruchtbar. Mit der Beſchreibung der 32. Alleen, wovon die gröſte drey deutſche Meilen lang iſt, und anderer hieher gehörigen Dinge will ich Ihnen nicht beſchwerlich fallen. Sie können das beſſer in Schriften finden, und, um ſich die Vorſtellung davon zu erleichten, den Kupferſtich von Carlsruhe, zur Hand nehmen, an dem ſie ſich in Ermanglung des perſönnlichen Beſchauens ſatt ſehen können. Die Vortrefliche Antwort, die der Marggraf, der Stifter dieſer Stadt und Schloſſes einem fremden Cavalier gegeben, der ihn freymüthig fragte, warum dieſe Gebäude alle von Holz ſeyen, war mir immer im Sinn, ſo oft es mir einfiel, eben dieſes auszuſezen. Er berief ſich auf das, was ſeine Lande um

ihrer Lage willen am Rhein von je her gelitten, und vielleicht auch in Zukunft zu leiden haben würden. Bey den schon ausgestandenen Drangsaalen habe er es nicht über das Herz bringen können, seinen Unterthanen mit kostbarem Bauwesen, nur zur Pracht beschwerlich zu fallen, und den Feinden wolle er auch auf die Zukunft keine prächtige Gebäude hinstellen um solche mit desto grösserer Schadenfreude einzuäschern. Die Summen, die sie ihm gekostet hätten, wenn er nicht diese Betrachtungen angestellt hätte, wolle er lieber zur Bezahlung seiner aus Noth gemachten Schulden, und zur Unterstüzung seiner durch die traurige Verwüstung ihrer Städte und Dörfer äusserst heimgesuchten Unterthanen anwenden, als durch Aufführung solcher Gebäude verzehren, von denen niemand keinen wahren Nuzen habe. Dieser Bescheid macht dem edlen Herzen des Fürsten mehr Ehre, als ihm ein in dem Geschmak von **Versailles** oder **Portici** erlaubtes Schloß Ruhm bey Reisenden machen würde. Wer es weißt, was die Baadischen Lande an dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und in dem jezigen mehr als einmal, durch Kriege gelitten haben, wird

ſich über jene Erklärung des Marggrafen nicht, aber deſto mehr darüber wundern, wenn er hört und ſieht, wie ausnehmend ſie ſich wieder erholt haben. Doch daran konnte es dennoch auch um ſo weniger fehlen, da ſie nicht nur einen auſſerordentlich fruchtbaren Boden haben, ſondern das unſchäzbare Glük genieſſen, nun ſeit mehr als fünfzig Jahren die beſte Regenten zu verehren. Zu dem Wohlſtand ſeines Staates legte ſchon der vorige Marggraf den beſten Grund, der gleich nach geſchloßenem Frieden den Anfang machte, ſeinen Bürgern wieder aufzuhelfen, und ihnen aus ſeiner Rentcammer unter die Arme grief, es auch durch die genaueſte und weiſeſte Staatswirthſchaft dahin zu bringen wußte, daß er nicht nur faſt alle Schulden ſeiner Regierungsvorfahren nach und nach tilgete, ſondern ſo gar ſeine Schazkammer nicht leer hinterließ. Und unter der Regierung des gegenwärtigen Marggrafen bauet man nicht nur auf dieſem Grunde fort; ſondern, wenn man die Verordnungen kennen lernt, die in Kirchen- und Schulſachen, in Abſicht auf Policey, Anſtalten zur Abwendung der Feuersgefahr, Berathung der durch Brand verunglükten, Beför-

derung des Nahrungsstandes der Einwohner, der Handlung, der Künste und Handwerker unter dieser Regierung herausgekommen sind, und auf deren Beobachtung man genau hält; so muß man dem Lande Glük wünschen, das unter einem solchen Fürsten steht.

Die Stadt **Pforzheim** ist wohl die vornehmste Stadt in Baaden, wenn sie schon nicht die Ehre hat, die Haupt- und Residenzstadt zu seyn. Sie liegt an den Gränzen des Herzogthums Würtemberg, an der Enz in einer angenehmen Gegend, und ist um der in derselbigen befindlichen häufigen und schönen Manufakturen und Fabriken willen, auch um des vortreflich eingerichteten Waisen- und Arbeitshauses willen sehr berühmt. Der Holzhandel, der aus den im Baadischen in vorzüglich gutem Stande sich befindenden Waldungen nach Holland getrieben wird, ist beträchtlich. Die ganze Marggrafschaft Baaden hat vorzüglich gute Weine; der beste ist in der Gegend von Badenweiler, in der sogenannten obern Marggrafschaft. Sie sind unter dem Namen der Marggräfler bekannt, und werden weit verführt. Nicht weit von Pforzheim ist das Dorf **Bauschlott**, wo der Marg-

gräfliche Oekonomie-Rath **Bernhard** wohnet, der sich durch Kenntnisse und Erfahrung in der Landwirthschaft sehr berühmt gemacht hat.

Vergeben **Sie** mir meine Eile, mit der ich über Baaden, und vieles andere, das ich **Ihnen** gern noch erzälen möchte, wegschlüpfe. Ich kann sie mit nichts entschuldigen, als damit: ich wollte lieber wenig sagen, als von einem Lande, das ich mit solchem Vergnügen gesehen habe, mich ausführlich heraus lassen, und doch noch in Gefahr stehen, den Vorwurf zu hören, daß ich vielleich etwas wichtiges vergessen habe. Ich bin ꝛc.

MÜNCHEN